



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



GRI  
.S9



gle









---

# Gudetendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgegeben

von

Dr. Gustav Jungbauer

Prag 1938

Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag



GRI  
. 59

# Inhaltsverzeichnis

## 338119 Größere Beiträge

	Seite
<b>Dr. Anton Wallner, Kälbelweil</b> . . . . .	1—6
<b>Amilian Klobner, Südböhmische Wander- und Arbeitsbücher aus den Jahren 1833 bis 1910</b> . . . . .	6—10
<b>Dr. Heinrich Waschitzel, Iglauer Schimpfnamen</b> . . . . . 10—14, 70—77,	137—161
<b>Rudolf Fruschla, Südwestmährische Sagen im Spiegel der Geschichte 14—19,</b>	120—126
<b>Josef Arnold, Tschechische Lehnwörter in einem Sprachgrenzorte</b> . . . . .	19—20
<b>Karl J. Wienert, Eine Hochzeitsordnung aus dem Jahre 1612</b> . . . . .	20—22
<b>Dr. Walter Wolf, Im Banne des prälogischen Denkens</b> . . . . .	33—38
<b>Franz J. Sanger, Wandlungen in der Freizeit- und Festgestaltung seit 1918</b> . . . . .	38—43
<b>Gotte Lehmann, Osterbräuche in Deutsch-Litua in der Arrennitzer Sprachinsel</b>	43—45
<b>Florian Hintner, Ein vielgerühmtes Heilkraut der böhmischen Randgebirge</b> . . . . .	45—60
<b>Josef Stuttl, Vorgehichtliche Örtlichkeiten Mährens in der Sage</b> . . . . .	61—70
<b>Zur neuen Lage</b> . . . . .	97—98
<b>Hugcun Hintner, Die Verlobung und Hochzeit im Ušcher Ländchen</b> . . . . .	99—104
<b>Kaimund Joder, Der Spinnradltanz</b> . . . . .	105—113
<b>Josef Wagner, Volkstündliches von der Rasenbleiche</b> . . . . .	114—120
<b>Josef Bürger, Die Entwicklung des Bauernhauses im Böhmenwald</b> . . . . .	127—134
<b>Dr. Rudolf Fischer, Zur Ostgrenze des „historischen Egerlandes“</b> . . . . .	135—137
<b>Richard Baumann, Einige Redensarten in der Mundart des Egerlandes</b>	162—163
<b>Karl Raubel, Gereimte Liebesbriefe</b> . . . . .	163—165
<b>Einlauf für das Archiv</b> . . . . .	165—166

6-21-29

# Kleine Mitteilungen

	Seite
<b>Erwin Boehm</b> , Sudetendeutsche Siedler in Gasinci (Djakovština) in Slavonien . . . . .	22—23
<b>Dr. Gertha Wolf</b> , Die Susanne von Graupen . . . . .	23—24
<b>Johann Schreiber</b> , Was der Volksmund von der Drakelblume sagt . . . . .	24—25
<b>Dr. Josef Hanika</b> , Trachtenerneuerung . . . . .	25
Zentralarchiv der deutschen Volkszählung . . . . .	25, 81, 171
Josef Hofmann — 80 Jahre alt . . . . .	25—26
Berichtigung . . . . .	26
<b>Dr. Heinrich Waschiczek</b> , Volkscherze aus der Jglauer Sprachinsel . . . . .	77—78
<b>Johann Schreiber</b> , Das Lied der Kriegsgefangenen in Italien . . . . .	78
Sage und Wirklichkeit . . . . .	79
Eine Verballhornung sudetendeutscher Volkslieder . . . . .	79—80
Hans R. Kreibich — 75 Jahre alt . . . . .	80
Staatsanstalt für das Volkslied . . . . .	81
Richtlinien für den deutschen Tanz . . . . .	81
Mundartwörterbuch . . . . .	81
Auf, auf, zum fröhlichen Jagen . . . . .	81
Nachträge . . . . .	81—82, 172
<b>Otto F. Babler</b> , Quellen auf den Bergen . . . . .	167—168
<b>Ignaz Göth</b> , Josef Rhun . . . . .	168—169
<b>Dr. Richard Zimprich</b> , Deutsche und spanische Volksliedmotive . . . . .	169—170
Zur Eingeweise des Hovst-Wessel-Viebes . . . . .	170
Lied der Deutschen in Galizien (Verfasser der Sudetendeutsche N. N. Naaff) . . . . .	170—171
Die Linde in Goldenfron . . . . .	171
Heimatkunde des Bezirkes Freudenthal . . . . .	171
Volkskundepreis des Deutschen Kulturverbandes . . . . .	171
Die taktwechselnden Volkstänze — Deutsches oder tschechisches Kulturgut? . . . . .	171
<b>Antworten</b> . . . . .	26—28, 82—90, 172—174
<b>Umfragen</b> . . . . .	28—29, 90—91
<b>Schrifttum</b> . . . . .	30—32, 91—96, 174—184
<b>Abbildungen</b> . . . . .	9 (Karte), 44, 83, 87, 130—134, 168

## Verzeichnis der Mitarbeiter

Josef Arnold (Seeleng bei Deutsch-Schützenhof).

Otto F. Babler (Olmütz). — Josef Bajer (Graupen). — Richard Baumann (Chodau). — Dr. Franz J. Beranek (Pardubitz). — Karl J. Bienert (Böhm.-Leipa). — Erwin Boehm (Freiburg i. Br.). — Albert Brosch (Eger). — Josef Bürger (Wallern).

Walter Drehhausen (Tepliz-Schönau).

Dr. Rudolf Fischer (Reitmeritz). — Dr. Vinzenz Fischer (Frankenhammer bei Grassitz). — Karl Friedrich (Gniel bei Salzburg). — Johann Frodl (Mikl bei Zwittau).

Ignaz Göth (Jglau). — Franz Göth (Poschtau). — Adolf Güdthorn (Militau bei Mies).

Dr. Josef Hanita (Prag). — Franz Heidler (Fallenau a. d. Eger). — Florian Hintner (Msch). — Hugvun Hintner (Msch). — Adolf Horner (Königsweert). — F. Ed. Grabe (Winterberg). — Rudolf Gruschka (Piesling a. d. Thaya).

Franz Jungbauer (Neuthal-Wien). — Dr. Gustav Jungbauer (Prag).

Oswald Kaller (Einsiedel bei Würbenthal). — Max Udo Kasparek (Deutsch-Pröben). — Amilian Klotzer (Wien).

Franz J. Langer (Klein-Mohrau i. M.—Prag). — Georg Lanyi (Deutschau). — Karl Ledel (Grünau bei Mähr.-Trübau). — Gotte Lehmann (Deutsch-Bitta bei Kremitz). — Franz Leng (Wien).

Vinzenz Mairwald (Braunau i. B.). — Josef Maschek (Holeischen). — Marie Maschek (Holeischen-Komotau). — Dr. Alois Mitzl (Komorn-Budweis).

Ludwig Quanz (Göttingen).

Karl Raubel (Wien). — Karl Reitmeier (Klein-Tschowitz bei Znaim).

Anton Schacherl (Budweis). — Anton Schön (Frankstadt). — Johann Schreiber (Grosse). — Wenzel Schwehla (Polletitz bei Ralsching). — Josef Stutil (Brünn). — Helmut Slapnicka (Brünn). — P. Albert Stára (Blatnitz bei Rürschan).

Johann Thöndel (Bergstadt). — Georg Tilscher (Kornitz).

Dr. Aurel Wagenhuber (Raschau). — Josef Wagner (Georgsvalde). — Dr. Anton Wallner (Oberplan-Gratz). — Dr. Heinrich Waschiczek (Reitmeritz). — Dr. Herbert Weinelt (Karlsthal in Schlesien-Prag). — Erwin Weiser (Freudenthal). — Anton Wesslerle (Deutsch-Pröben). — Dr. Hertha Wolf (Tepliz-Schönau). — Dr. Walter Wolf (Freivaldau).

Otto Zerlik (Karlsbad). — Dr. Hans Felix Zimmermann (Prag). — Dr. Richard Zimprich (Olmütz). — Raimund Zoder (Wien).

# Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylowo nám. 28.

11. Jahrgang 1938

1. Heft

## Kälbelweil

Von Dr. Anton Wallner, Graz (Oberplan)

Über diese Bezeichnung der Ruhepause zwischen Ausstand und Einstand des Gesindes hat zuletzt Dr. H. Haspmann (Zf. 10, 33) gehandelt. Da eine befriedigende Erklärung des seltsamen Ausdrucks bisher nicht gelungen ist, sei es mir gestattet, noch einmal in dieselbe Kerbe zu hauen.

Andere Namen für diese Freizeit sind: Scherztage, Spieltage, Störzbage und (ein besonders verbreiteter Ausdruck) Schlenkeltage oder Schlenkelweil. Alle diese Benennungen sind klar verständlich: die arbeitsfreien Dienstboten scherzen und spielen, d. h. sie halten gesellige Zusammenkünfte, oder sie gehen müßig herum: sie stürzen und schlenkeln<sup>1)</sup>. Was heißt aber: „sie kälbeln“? — Da früher der Hauptziehtag der Gehalten auf Lichtmeß fiel, wollte Schmeller (Bair. Wb. I., 1238) der Kälbelweil (entstellt: Kälberweil) mit der Frage zu Reibe gehen: „Weil da die Kühe meist kälbern?“ Die Frage ist kaum zu bejahen. Im Böhmerwald wechseln die Dienstboten heutzutage um Neujahr, und so heißt diese Zeit (zw. dem 27. Dezember und dem 5. Jänner) dort Kälberwoche, „weil in ihr“ — wie Schramek sagt — „der Abwurf der Kälber erwartet wird“ (vgl. Handb. d. dtjch. Aberglaubens, IV., 914). Da hätte also die Verschiebung des Gesindetermins von Lichtmeß auf Neujahr auch eine Verschiebung der Kälberzeit bewirkt! Zieht man weiter in Betracht, daß „Kalbmonat“ (Kalvermaen, Kallmaand) ein alter Name für den Jänner wie für den März ist (Weinhold, Monatsnamen 47), so erweist sich für einen solchen Zeitraum das Grundwort in Kälbelweil (K.-woche, K.-tage) als zu eng; und nicht minder sträubt sich gegen die angenommene Deutung das *B e s t i m m u n g s* wort, da kälbeln sich keineswegs mit kalben oder kälbern deckt. Abgesehen von diesen sprachlichen Anstößen, vermißt man auch jede tragfähige Gedankentrücke zwischen dem Kälberwurf und der Schlenkelweil, denn Haspmanns Vorschlag, „den Antritt des neuen Dienstes, der ja ein neues Leben bedeutet, als ein Kalben zu betrachten“ (S. 41), erscheint mir doch allzu kühn.

Eine andere Erklärung (und sie ist heute die herrschende und wird auch von Haspmann vorgezogen) nimmt beides, kälbeln wie kälbern, im Sinne von „Mutwillen treiben, sich närrisch und ungeschlacht gebärden“. Vor-

<sup>1)</sup> Stürzen „bagieren“, Störzer, Landstörzer „Bagabund“ (Schmeller I. 786). — Westphals „Faultraufel“ (1563) wettert wider die faulen müßiggenger, pflastertreter und schlenkerer (DWb. IX., 636); ein Vocabularius von 1618 belegt für schlenklen auch schon die Bedeutung „mutare dominum“ (Schmeller II., 528).

gebracht wurde sie m. W. zuerst von Reinsberg-Düringsfeld<sup>2)</sup>; wiederholt hat sie zuletzt Jungwirth im Handb. d. Obergläub. II., 284: „Die ausgelassen tolle (?) Lustbarkeit der Dienstboten in dieser Zwischenzeit bezeichnet auch der Name Kälberweil . . . wohl deshalb, weil die Dienstboten sich so ähnlich benehmen wie die Kälber.“ Die Auskunft ließe sich hören, nur fällt der grobe Spott auf, der all den anderen Namen für diese Freizeit fremd ist. Die Dienstboten werden sich selbst nicht mit Kälbern vergleichen und ihren ländlichen Dienstgebern wird das auch kaum einfallen, da sich ihre eigene Festfreude ja ebenso „ungechlacht“ äußert. Immerhin könnten wir uns mit der zweiten Deutung der „Kälberweil“ abfinden, wenn nicht ältere Wortformen die eine wie die andere ausschließen und uns auf einen ganz anderen Weg verwiesen.

Die frühesten Belege für unsere Wortstippe tauchen in den städtischen Archivalien von Eger auf. Artikel 65 des Egerer Stadtrechts von 1460 lautet: Auch so sullen dieselben dienstboten zu der zeit umb lichtmeß und (=da) sie kolbelen, nit wenn („nicht mehr als“) einen tag kolbelen und fürbaß in iren dinst geen<sup>3)</sup>. Diese Wortform kennt Heinrich Grادل (s. Ruhn's Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. 1868, 13) noch aus der lebenden Mundart: „kolwin; kolbeln 1460; kölwa-laa \* kolb-leib, der Brotlaib, den Dienstboten auf dem Lande beim Abziehen erhalten. Die Abstammung des Wortes ist mir noch dunkel.“ Eine Ableitung von Kalb zieht also Grادل gar nicht in Betracht. Sie ist in der Tat ausgeschlossen, da eine Verdümpfung von kurzem a, an die Hasmann denkt, in diesem Sprachdenkmal sonst nicht vorkommt (vgl. Rhull, S. 38). Auch fehlt es nicht an anderen alten Belegen, die den überlieferten Stammvokal sichern: Am Kolbeltage bekamen in Eger die Dienstboten seit 1445 vom Rat der Stadt jährlich ein Geschenk (John, Sitte S. 36). Hans Sachs läßt in seinem „Zeitregister“ (Stuttg., Lit.-Verein, Bd. 105, 268) den Februar sagen:

Zu liechtmeß k ö l b e l n die haubmaid.  
Da fragt eins von dem andern bschayd,  
Wo es den winter hab verbracht<sup>4)</sup>.

Die kölbelmaid wird auch (um 1515) in einem Liede von Jörg Graff erwähnt, von dem noch die Rede sein soll. Diese vier Belege stellen einwandfrei fest, daß kolbelen oder (mit berechtigtem Umlaut) kölbelen nichts mit Kalb zu tun hat, sondern irgendwie von K o l b e n abzuleiten ist.

Dieser Ausdruck ist heute in seiner Grundbedeutung „Keule“ schon im Schwinden begriffen. Einst, als es noch Streitkolben und Narrenkolben gab, war er ein Alltagswort. Das 15. Jahrhundert kannte beides noch und seiner

<sup>2)</sup> Das festliche Jahr (1868), S. 13: „Der Name, welcher von kälbern, vergnügt sein wie Kälber herkömmt, sagt schon, daß diese Zeit unter Scherz und Jubel vergeht.“

<sup>3)</sup> Ferd. Rhull. Die Stadtgesetze von Eger aus den Jahren 1352—1460 (Programm des 2. Staatsgymnasiums in Graz, 1881), S. 21.

<sup>4)</sup> Darnach (fährt der Februar fort) bring ich auch die Faßnacht, Darmit der narren und esel vil, Stechen und ander Frewdenspiel.

Sprache war insbesondere der Narrenkolben vertraut und geläufig<sup>5)</sup>. Man wäre daher versucht, das Zeitwort kolbeln von hier aus zu deuten: „mit dem Kolben hantieren“, d. h. „sich narrenhaft gebärden, Narretei treiben.“ Damit würden wir dem Sinne von kälbeln ganz nahe kommen, ohne daß wir die Selbstverpötlung der Dienstboten mit in Kauf nehmen müßten. Aber diesen Ausweg sperren uns allerlei Bedenken: Warum wird nirgends das Narrentreiben der F a s c h i n g s z e i t als „Kolbeln“ bezeichnet? Und anders herum: Wo wird denn von den Dienstboten in ihrer Kölbelweil Mummenschanz getrieben? Hans Sachs stellt in dem oben zitierten Zeitregister das Narrenwesen der Fastnacht dem Kölbeln zu Richtmeß geradezu entgegen. Auch ist es gar nicht wahrscheinlich, daß gerade die Hausmägde sich darin hervorgetan hätten oder daß der Egerer Stadtrat dazu eine Beihilfe geleistet hätte.

Wir müssen also nach einem andern „Kolben“ Umschau halten, und wir finden, was wir brauchen, wieder im Sprachgebrauch des 15. Jahrhunderts. Man bezeichnete nämlich damals mit Kolben auch ein G a s t g e b o t oder Trintgelage. So heißt es in der Geistl. Spinnerin des Straßburger Predigers Seiler v. Kaisersberg (1445—1510): Ainst het der Absolon ainen kolben oder wirtschaft („Gastmahl“) aufgericht und lud sein bruder Amon darzu, und der wirt, der den kolben gab, der lud iren vater David auch dazu (zitiert in Grimms Wb. V., 1609). Hierher gehört auch das Zitat aus derselben Predigt-Sammlung, das im DWb. V., 1604, irrig auf das Ballspiel bezogen ist: umblauen als ein garnwind da zu dem tantz, da zu den höfen („bald zu einem Tanz, bald zu Gesellschaften“), da man den kolben gibt. In einem Straßburger Ratserlaß von 1535 wird geflagt, wie allenthalben auf den stuben („Gesellschaftshäusern“) und wirtshäusern von den burgern künigreich, kolben und ander zerung, zechen und prassen getriben wirt<sup>6)</sup>. Petrus Dashypodius gibt in seinem Dictionarium (Argentor. 1537) die Erläuterung: Circumpotatio, ein schlegel (in Keulenform!) oder kolben, das ist wann man gastung laßt umbgehn; und das DWb. (Rub. Hildebrand) fügt hinzu: „Also ein Kränzchen, wobei ein reihum gehender kolben die Meldung oder Mahnung verrichtete.“ Dieser Kolben entspricht somit dem Dingstock der Dorfgemeinden (auch Lade-, Boten-, Bauernstock genannt). Im Lüneburgischen geschahen die Einladungen zu Gemeindefagen noch bis zum Jahre 1868 durch einen gezeichneten Knüttel, also einen Kolben (Zf. f. Vde., 6, 361). In alten kalenderlosen Zeiten aber wurden sogar die Kirchenfeste den Bauern durch Boten angekündigt, die mit Keule oder Hammer an die Tore klopfen. In dem Volksbrauch der „Klöpfles-

<sup>5)</sup> Sprichwörter und Redensarten bezeugen das: Hetstu ein kolben in der hant, so werst du ein rechter narr; umb den narrenkolben ringen; es sindt vil narren on einen kolben; ein jeden narren gefelt sein kolb; man muß den narren mit kolben kausen. Auch ohne ausdrückliche Beziehung auf den Narren wird kolbe als „Nartheit“ oder „Sparen“ verstanden: Es gefellt uns unser weis und kolb; er hat uns einen kolben bracht; jeder hat seinen kolben: „chaacun a sa marotte.“

<sup>6)</sup> Königreich „ludus convivalis“ ist ein Zechgelage in den scherzhaften Formen eines Hofstaats, das ursprünglich am Dreifönigstag gehalten wurde. Ich wil... uns ein guten kuchen kaufen, auf obersten („am Dreifönigstag“) ein künigreich halten (H. Sachs).

nacht“ (vor Weihnachten) hat sich diese Festanlage unverstanden bis in unsere Tage erhalten (vgl. Rippert, Festbräuche 39). Ein jüngeres und zierlicheres Mahn- und Ladezeichen war der Kranz, der zu Spiel und Schmaus und Tanz einlud und von einem Bewirter zum andern weiter wanderte: „Wa gehet das kränzlin herumb, der kolben?“ (Fischart, Gargantua, 93). Unser heutiges „Kränzchen“, das ein kleines Tanzfest in geschlossenem Kreise bezeichnet, hält die Erinnerung an den alten Brauch noch fest; der andere Name, Kolben oder Köbel, ist verschollen. Nur das englische club hat sich den Doppelsinn „Kolben“ und „geschlossene Gesellschaft“ bis heute bewahrt.

Das Zeitwort kolbeln, von dem wir ausgingen, bezeichnet also ursprünglich die Veranstaltung eines Schmauses oder Zechgelags<sup>7)</sup>, wohl auch die Einhebung von Beiträgen dazu, wie man in Dithmarschen für das „Kranzbier“ (ein Tanzfest) die Beisteuern mit einem bunten Kranze einsammelt (DWB. V., 2057). Auch das englische Zeitwort to club hat noch die Bedeutung „Beiträge zu einem gemeinsamen Vorhaben zusammenschießen“. Wenn nun der Rat von Eger den Diensthöfen am Kolbelstage ein Geschenk zuwies, so war das vielleicht noch als städtische Beisteuer zu ihrem Festgelage gemeint. In St. Pölten hat Anno 1549 das wandernde („den Dienst wechselnde“) Gefinde sich das Wohlwollen der Stadtbrigade durch Lärm und Zank verschertzt: Nachdem auch etliches wandernde gesindt bißhero nit one geschray mit khandeln voll weins von iren maistern oder leitgeben („Dienstherrn oder Gastwirten“) aufzugeen vnd auf offenklicher gassen wie denn auch vnder den thören zu zechen gepflegt, daraus offtmals greinhändel („Streitereien“) zuletzt vnder inen entstunden vnd also von einander geschieden. Solchen bösen brauch abzubringen, so soll niemandt aus der burgerschafft inen mit darleihung einingen trunkhgeschiers zu staten khemben, sondern inen villmer weren vnd davon abhalten, ob sie derselben geren wurden (Art. 46 der Stadtordnung: Gmn.-Progr. von St. Pölten, 1889, S. 40). An die Kanne Wein, die hier der Ehehalte von seinem Herrn mitbekam zu der gemeinsamen Zecherei, erinnert die Flasche Schnaps („Wander“- od. „Binggelschnaps“), die heut an manchen Orten der Diensthöfe zum Abschied erhält, damit er nach altem Brauch jedem Begegneten davon anbiete. Wo kein Schnaps verabreicht wird, muß der Diensthöfe seine Kameraden im Wirtshaus zechfrei halten. In der Pfalz ahmt das verbleibende Gefinde mit dem „Bündel rücken“ den Aus- und Eintritt nach, wofür die Dienstherrschaft etwas zum besten geben muß. Das eingehende Geld wird abends vertrunken (Handb. 274).

Am den Schlenkeltagen wird aber nicht bloß gezechet, sondern auch geschmaust. „Abziehendes Gefinde genießt am Tage des Abzuges mit besonderer Gründlichkeit den Schlenkerbraten, entweder bei der bisherigen Herrschaft oder auf eigene Kosten auf dem Tanzboden“ (DWB. IX 636<sup>8)</sup>).

7) Darauf deutet fragend auch schon R. Hildebrand hin: DWB. V., 1609.

8) Wenn (ebenda) der „Schlenkerbraten“ erläutert wird als „Schweinefleisch, das bei Jahrmärkten für die Bauern auf dem Rost gebraten wird“, so erfolgte diese Ausweitung des Begriffs offenbar über den Gefinde- oder Schlenkelmarkt, bei dem der Bauer das „Dingmahl“ zu zahlen hatte (vgl. Handb. II., 258).

In Schlessien mußte um 1720 die einstehernde Magd den Schlenkerbraten spenden (Zf. f. Wde. 15, 314). Das älteste Zeugnis für den schlenkerbraten einer hausdirta steht in einem Fastnachtspiel des 15. Jhs. (Keller 733, 23). Nicht viel jünger ist das Lied von den Köbelmägdlen:

Nun hört fürbaß weiter bscheid,  
wie do redten drei köbelmeid  
bei einander in einem gaden...  
„ich wolt geren laden  
einen jungen knaben, der mir gefiel,  
zu meinem schlenkersbraten“<sup>9)</sup>.

Heute entspricht dem Schlenkerbraten die „Wanderjaufe“ oder auch ihr Gegenstück, die „Einstandszech“, die der neue Herr seinen Gehalten gibt, daheim oder im Gasthaus, zuweilen mit dem Aufwand eines Kirchweihnachts (so im Trindviertel). Ebenso nahrhaft wird oder wurde der „Bündelsttag“ im Badischen gefeiert: in Haslach halten die Ringtalter ihren Bratwürsteschmaus, in Wolfach ihren Kuchenmarkt. „Dazu kam früher der Bauer mit seinen Völkern vom Obernecht bis zum Hirtenmaidele herab in die Stadt, um ihnen sowie denjenigen, die frisch in seinen Dienst traten, ein gut Essen und Trinken zu geben. In Ober-Harmsbach halten alle Dienstboten, ob sie ziehen oder nicht, ein Festessen in der Wirtschaft mit Sang und Tanz“ (C. S. Meher, Bad. Wde. 198).

Wenn nun, wie anzunehmen, dieses Fest vor alters den Namen „Kolben“ führte, so muß das Wort im Laufe der Zeit seinen Sinn mindestens viermal gewechselt haben. Das braudt uns nicht zu beirren. Die sinnewandten Ausdrücke Zeche und Bursch z. B. hatten noch viel buntere Schicksale. Zeche bedeutete ursprünglich „bestimmte Ordnung“, dann: Vereinigung zu einem Vorhaben auf gemeinschaftliche Kosten (Zunft, Bruderschaft, Jungmannschaft eines Dorfes, Trinkerrunde); dann: Gelage, Schmaus; Beitrag zu gemeinsamer Zehrung; Wirtsrechnung<sup>10)</sup>. Bursch ist eigentlich „Börse“ (bursa); dann hieß so die Genossenschaft, die aus gemeinem Säckel lebte oder zehrte; Studenten und Kriegerleute, später Handwerksgefelln und endlich junge Dörfler bildeten „die Bursch“; zugleich aber hieß auch ihr Gelage so (bursch und glock) und schließlich jeder einzelne Teilnehmer: „der Bursch.“ Nach diesem Seitenblick wird uns auch der mehrfache Bedeutungswandel bei Kolben, bzw. kolbeln nicht mehr groß überraschen, wenn er uns von der „Keule“ zur festlichen „Ladung“, von dieser zum „Feste“ selbst und schließlich zum „Wanderfest der Dienstboten“ und zum „Dienstwechsel“ führt.

Auch diese jüngste Bedeutung ist bald 500 Jahre alt, da sie schon in den Stadtturkunden von Eger vorliegt, und es ist fraglich, ob das anscheinend aus dem Westen zugewanderte Wort in Ostdeutschland (Oberpfalz, Egerland, Böhmerwald) überhaupt je anders verstanden wurde. Jedenfalls

<sup>9)</sup> Der Verfasser des Liedes ist Jörg Grass, der Dichter des berühmten „Landsnedchordens“ (Got gnad dem großmechtigen keiser frumme).

<sup>10)</sup> Auf diesem Wege ist auch der „Zechbruder“, der im 17. Jahrhundert noch als Mitglied einer ehrsamten Bruderschaft galt, seither zum Trunkenbold geworden.



hat die umgelautete Form kölbeln das Verständnis alsbald verdunkelt, denn sie reizte oder verführte zur Umdeutung in kälbeln. Sprachgrübler und Spaßvögel werden sie wetteifernd vollzogen haben<sup>11)</sup>. So ist denn aus der Kölbelweil die Kälbelweil, aus dieser die Kälberweil und schließlich (im Egerland) die Kälberweis geworden. An Seitenstücken zu diesem Vorgang fehlt es nicht, auch nicht im engen Bereiche unseres Themas: der Scherztag wurde zum Schärztag (Baden, Köhn) oder gar zum Schürztag (Hessen); der Schlentellaib zum Schönggelbrot (Egerland, Lippe, Rheinlande) oder (in Westfalen) zum Schüngelbrot (vgl. Zl. f. Wde. 15, 318). Die Umdeutung der Klöpfelsnacht in die Knöpfels- und Kröpfelsnacht, des Schembartlaufens in ein Schönbartlaufen, der Fasnacht in die Fastnacht sind andere naheliegende und allbekannte Zeugnisse der nie ruhenden Volksetymologie.

## Südböhmische Wander- und Arbeitsbücher aus den Jahren 1833 — 1910

Von **Amilian Aloiber**, Grazen — Wien

Unter den bisher noch kaum benützten Quellen zur Volkskunde und ihrer Grenzgebiete stellen die *Wanderbücher* einen wichtigen Beitrag dar. Sie sind geeignet, über den örtlichen Umfang, die Dauer und die Häufigkeit der Wanderungen von Arbeitsuchenden zu unterrichten. Ihre Untersuchung kann die Herkunft und Verbreitung volkskundlich wichtiger Erscheinungen deuten und belegen. Im Zusammenhang damit steht das Interesse an der rassischen und völkischen Eigenart der Besitzer der Wanderbücher aus einer Zeit, aus deren früheren Jahrzehnten noch vieles aufklärungsbedürftig ist.

Zur Untersuchung gelangten 25 Bücher. Sie verteilen sich auf 21 Personen so, daß 2 Leute je 2 Bücher und 1 Person 3 Bücher besitzen. Aus dem Gebiete der heutigen Tschechoslowakei stammen 14 Personen, aus dem heutigen Österreich 7; und zwar sind aus Mittelböhmen 1 Person, aus Südböhmen 12 Personen; aus Südmähren 1 Person; aus dem Waldviertel 6 Personen und aus Wien 1 Person, deren Eltern aus Südmähren stammen. Dem Geschlecht nach handelt es sich um 15 Männer und 6 Frauen.

Nach dem Titel, der Größe und dem Inhalt der Bücher können 9 Grundformen unterschieden werden:

1. a) *Wanderbuch* — *Wandrownj knjzka* in Folge des allerhöchsten Patents vom 24. Feber 1827. Größe 10 mal 18 cm. Umfang 80 Blätter; bei den Büchern: 1, 2, 3, 4.

1. b) *Wanderbuch* wie 1. a) aber nur deutsch; bei dem Buche: 6.

2. *Dienstbotenbuch*. In Folge Rundmachung der k. k. Stadthauptmannschaft in Wien vom 30. April 1851. Gleiche Größe. Umfang 48 Blätter; bei dem Buche: 5.

<sup>11)</sup> Hans Sachs hat noch die Form kölbeln gebraucht, wie seine eigenhändige Niederschrift des „Zeitregisters“ (3. Dezember 1547) beweist; die Ausgabe von 1612 aber druckt schon: kälbeln.

3. Dienstbuch, k. k. Polizeidirektion Wien, 1859, enthaltend 48 Seiten. Größe 13 mal 20 cm; bei dem Buche: 7.

4. a) Arbeitsbuch — Knížka pracovni, Größe: 10 mal 20 cm, Umfang: 40 Blätter; bei den Büchern: 8, 13, 14, 15, 18, 20.

4. b) Arbeitsbuch wie 4. a) aber auch Itallientisch; bei dem Buche: 11.

4. c) Arbeitsbuch wie 4. a), aber nur deutsch; bei den Büchern: 19, 21.

5. Arbeitsbuch — Kniha pracovni, nach Anordnung der hohen k. k. Statthalterei vom 12. Dezember 1873, Größe 10 mal 17 cm, Umfang: 40 Blätter; bei dem Buche: 9.

6. Arbeitsbuch, ohne nähere Angabe, grünes Papier, Größe: 12 mal 18 cm; bei: 10.

7. Dienstbotenbuch, in Folge der Dienstbotenordnung f. d. Agr. Böhmen, vom 7. April 1866, — Knížka čeledinská. Größe 10 mal 14 cm. Umfang: 40 Blätter; bei dem Buche: 12.

8. Dienstbuch, k. k. Polizei-Kommissariat Wien, 1883, Größe: 10 mal 17 cm, Umfang: 24 Blätter; bei dem Buche: 16.

9. Arbeitsbuch, ohne nähere Angabe, Größe: 10 mal 17 cm, Umfang: 24 Blätter; bei: 17.

Jedes Buch zerfällt in 3 Teile. Im ersten Abschnitt ist das Personale des Eigentümers festgehalten nebst einer Personbeschreibung. Im zweiten Teile sind Vorschriften, Belehrungen und Zusätze enthalten. Der dritte Teil ist der seitenstärkste und enthält den Raum für Arbeitsbestimmungen. Alle Bücher waren ja Belege über öffentliche Arbeitsverhältnisse.

Für die vorliegende Untersuchung wurde der zweite Teil des Buchinhaltes nicht verwertet, da dadurch der Text zu umfangreich würde. Für ein genaues Studium ist aber dieser Text von Bedeutung, weil die Bestimmungen nicht ohne Rückwirkung auf die Ergebnisse der Untersuchung sind. Die beiden anderen Teile jedoch sollen eingehend behandelt werden.

Im Personale steht an erster Stelle der Name. Bei doppeltem Vorkommen zweier Namen im Falle eines Ehepaares und bei Vater und Sohn ergibt sich folgende Übersicht: Auroda, Gaugusch, Helmreich, Kaspar, Klobber, Krubner, Matiera, Petschan, Prinz, Rammel, Reiffschneider 2, Reindl, Richler, Schinko 2, Schütz, Wavor, Weber, Winkler und Witzany. Der Volksgewöhnlichkeit nach handelt es sich fast ausnahmslos um Deutsche. Nach Geburtsjahren geordnet kommen folgende Jahre in Betracht: 1814, 1814, 1816, 1821, 1837, 1838, 1844, 1845, 1847, 1847, 1850, 1853, 1854, 1856, 1860, 1863, 1863, 1871, 1874 und 1883.

Von den 21 Personen sind geboren: in Böhmen 13, und zwar: in Grazen 10, in Lischau 1, in Pilgram 1, in Rosenberg 1; in Mähren: in Neudorf bei Kromau: 1; in Niederösterreich 7: in Aschen 1, Eberharts 1, Karlstein 1, Raabs 1, Stammersdorf 1, Wolfenreith 1 und in Wien 1. Der Zuständigkeit nach ergibt sich folgende Verteilung: Böhmen 15: Grazen 12, Lischau 1, Pilgram 1, Rosenberg 1; Mähren=

Neudorf: 1; Niederösterreich: Utschen, Eberharts, Karlstein, Raabs und Wien je 1 Person.

Von größerer Wichtigkeit als die vorgenannten Punkte ist die Berufsverteilung. Eine Übersicht ergibt: Bäuer, Gärtner 2, Glaskleifer, Kleidermacher 2, Kürschner, Kohgerber, Mägde 4, Maurer 2, Müller 2, Sattler, Schlosser, Tagelöhner 2 und ein Zimmermann. Dem Stande nach waren 17 Personen ledig und 4 verheiratet. Alle 21 Personen bekannten sich zur röm.-katholischen Konfession.

Die Personbeschreibung birgt sehr wertvolle Angaben. Das physische Menschenbild aus der Zeit vor etwa 100 Jahren beruht nur auf dem Kenntnis der Gemälde und Beschreibungen von Personen aus gehobenen Schichten. Hier in den Wanderbüchern liegt aber die Körperbeschreibung der einfachen Volksschichten vor. Von diesem Gesichtspunkte stellen die Wanderbücher eine sehr bemerkenswerte Quelle dar. Andererseits dürfen jedoch die Einzelheiten der Personbeschreibung in ihrer Genauigkeit nicht überwertet werden, da die beurteilenden Organe der jeweiligen Amtsstellen nicht im heutigen Sinne „menschenbeschreibend“ wirkten.

Ein Zusammenstellung der Personbeschreibungen läßt folgendes Bild erkennen:

Gesichtspunkt:	Beobachtungszahl:
1. Körpergröße: 5mal groß, 12mal mittel, 4mal klein . . . . .	21
2. Gesichtsumrißform: 17mal länglich, 4mal rundlich . . . . .	21
3. Haarfarbe: 11mal blond, 10mal braun . . . . .	21
4. Augenbrauen: 1mal braun . . . . .	1
5. Augenfarbe: 6mal blau, 6mal grau, 9mal braun . . . . .	21
6. Nasenform: 13mal proportioniert, 4mal stumpf, 2mal spitz, 1mal länglich, 1mal klein . . . . .	21
7. Nasenscharte: 1mal . . . . .	1
8. Mundform: 18mal proportioniert, 3mal breit . . . . .	21
9. Erhaltungszustand der Zähne: 1mal vollzählig, 2mal gut, 1mal mangelhaft . . . . .	4
10. Bartfarbe: 1mal dunkel . . . . .	1

Unter Berücksichtigung der drei wichtigsten Merkmale ist das Aussehen der Personen festgehalten in der Körpergröße: 5 Große, 12 Mittelgroße und nur 4 Kleine; in der Haarfarbe: 11 Blonde, 10 Brünette; in der Augenfarbe: 6 Blauäugige, 6 Grauäugige und 9 Braunäugige. Damit ist nach diesen Ergebnissen ein gewisses Gleichgewicht der großen, hellen Typen mit den kleineren dunklen Formen gegeben.

Im dritten Kapitel der Wanderbücher sind die besuchten Orte, die Dauer des Aufenthaltes, bei Dienstbüchern das Betragen und die Arbeitsleistung vermerkt, also zum Teil Momente, die auch auf die persönliche, geistig-seelische Verfassung bezugnehmen. Hierher ist auch zu zählen, daß jedes Buch die Unterschrift des Eigentümers aufweist.

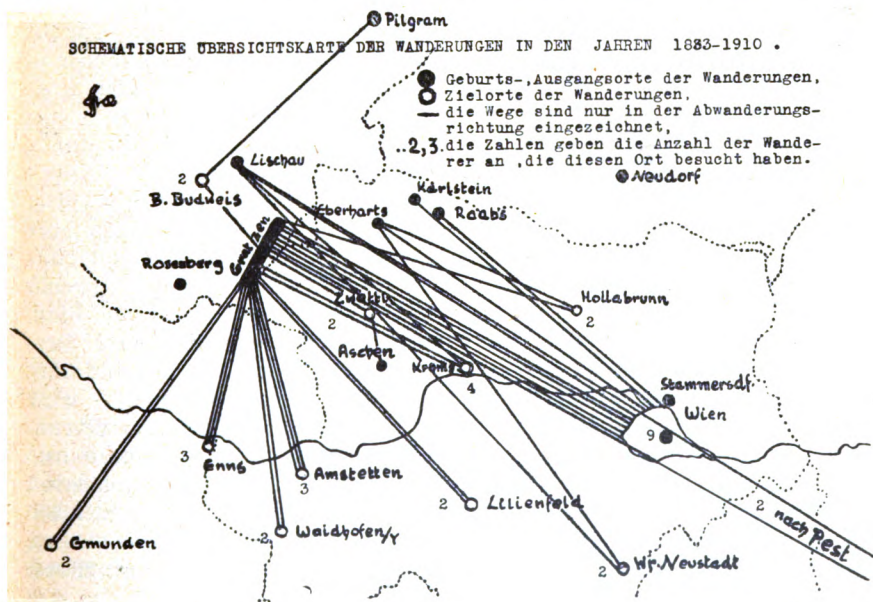
Nach den Eintragungen im dritten Kapitel zerfallen die untersuchten Bücher in Wanderbücher und Arbeitsbücher. Zu den Arbeits- oder Dienstbüchern zählen die Bücher: Nr. 5, 7, 16, 17, 21. Hier hat es sich nicht

um dauerndes Wandern gehandelt, sondern der Eigentümer des Buches ist von seinem Heimatort nach einem bestimmten Orte gewandert und hat hier seinen Dienst angetreten. Die Dienstleistung wurde bei Veränderung der Arbeitsstelle polizeilich viduiert. Eine eigene Rubrik ist für die dienstlose Zeit vorgezehen. Das außerordentlich interessante Detail soll an anderer Stelle ausgearbeitet werden.

Die Wanderbücher sind durch die Typen: 1, 4, 5, 6, 7 und 8 gekennzeichnet. Bei den älteren Büchern handelt es sich um Gesellen, die ihren Wandermarsch durch die Länder der Monarchie antraten. Oder um Arbeiter, die nur im Sommer ihren Wohnort verließen und im Winter wieder daheim waren. Die Wandererlaubnis ist immer auf zwei Jahre ausgestellt; sie wurde dann meist erneuert. Die Eintragungen sind entweder nur Anfunfts- und Ausgangsvermerke der Gemeindeämter oder Arbeitsbestätigungen von Arbeitgebern.

Aus der Fülle der bedeutsamen Fragen wurde die der erwanderten Orte ausgearbeitet. Von den 21 Personen sind nach den Eintragungen 19 auf Wanderschaft gewesen. Die erste Wandererlaubnis wurde dem Kaspar Franz am 10. März 1833 gegeben. Die letzte Verlängerung ist bei drei Personen mit dem Jahre 1910 vermerkt. Die Bücher wurden dann von Amts wegen eingezogen, zum größeren Teil blieben sie im Besitze der Eigentümer. Sie stellen heute eine wichtige Quelle für Volkskundler, Familienforscher, Anthropologen und andere dar.

Es ist mühselig, aus den schlechten Zeilen und vergilbten, beschmierten Blättern eine Übersicht aufzustellen. Klebt doch wörtlich der ganze Schweiß dieser Handarbeiter auf den Seiten, steckt doch ihr ganzes einfaches Schick-



sal in ihrem Arbeitsbuch, das Achtung abnötigt. Aus den Hunderten von Ortsnamen wurden die wichtigeren ausgewählt. Es wurde untersucht, ob in den Wanderungsrichtungen Regelmäßigkeiten und Wiederholungen zu finden waren. Ob es sozusagen direkte Wanderstraßen gab und besonders auswählte Ziele. Das Ergebnis dieser Arbeiten läßt sich am besten in einer schematischen Skizze (s. vorige Seite) veranschaulichen.

Fast alle Wege führten nach Wien; die restlichen in die Industriestädte Niederösterreichs; ganz wenige nach Oberösterreich, Südböhmen und Ungarn. So wenig überraschend dieses Ergebnis ist, so notwendig und anschaulich dürfte die Beweisführung des schon Bekannten sein.

## Iglauer Schimpfnamen

Von Dr. Heinrich Waschitzel, Leitmeritz

Wer schimpft, der kauft — besagt die Weisheit eines deutschen Sprichwortes. Wer all den Ärger, den die Tagesarbeit unvermeidlich mit sich bringt, möglichst rasch wieder von sich abzuschütteln vermag, der sichert seinen Kräften neuen Spielraum. Sie werden nicht länger durch die Schlacken behindert, welche der aufgespeicherte Ärger geschaffen hat, und kaum ist so ein saftiges Krautwort gesprochen, kehrt mit einem Male die Ruhe wieder. So die praktische Volksphilosophie. In solchen Schimpfnamen steckt übrigens auch ein Stück Volksgut, Volkskultur gewissermaßen von der Rückseite gesehen.

Schimpf, ahd. scimpf, bedeutete ursprünglich Spiel, Scherz. Auf dem Wege über „Scherz mit verletzender Absicht“ wurde dann Hohn, Schelte, Schimpf im heutigen Sinne daraus. Der Vergleich der Schimpfnamen in den einzelnen deutschen Sprachgebieten mit solchen anderer Völker zeigt, daß in sämtlichen Namenlisten — sie sind erstaunlich reichhaltig — eine gewisse Übereinstimmung herrscht. Man kann folgende 7 Gruppen unterscheiden und finden, daß jedes Schimpfwort in eine dieser 7 Gruppen hineinpaßt: 1. Die unmittelbare Gleichsetzung des Beschimpften mit einem Tiere; man spricht ihm die Menschheitswürde ab, nennt ihn dumm oder unsauber wie gewisse Tiere. (Esel, Schwein.) 2. Verspottet wird mit rücksichtsloser Härte die geistige oder körperliche Rückständigkeit des Jugendlichen oder Greisenhaften, denn nur der Vollkräftige beherrscht den Platz, wie der stärkste Rehbock im Rudel. (Junger Becker, alter Kracher.) 3. Verhöhnt werden individuelle geistige oder körperliche Gebrechen. (Bucklumi, Tralla.) 4. Gehänfelt werden manche Berufsarten. (Schneidergas.) 5. Eine sehr derbe Rolle spielt das Geschlechtsleben. (Schnalln.) 6. Auffällige Lebensgewohnheiten werden hervorgehoben. (Geizhals.) 7. Verdächtigungen und Verleumdungen werden ausgesprochen. (Raub.) — Von den im Folgenden besprochenen Schimpfnamen gehören der 1. Gruppe 40 an, der zweiten 33, der dritten 57, der vierten 43, der fünften 20, der sechsten 72, der siebenten 16. Im Osten und Süden Europas ist die Zahl der derben Worte aus der 5. Gruppe besonders groß.

Die hier behandelten Schimpfnamen sind nicht alle nur in Jglau bodenständig. Einen Trottel kennt man andertwärts auch. Es wäre kaum aussichtsreich, nur die in Jglau allein vorkommenden Namen abzugrenzen. Es wird nun in der folgenden Liste, welche die in Jglau genannten und verwendeten Schimpfnamen ohne Anspruch auf Vollständigkeit enthält, die Sinndeutung jedes einzelnen genannt und darauf seine sprachgeschichtliche Herkunft aufgesucht — dies für alle jene, die das Volk in allen seinen Lebenslagen, in guten und auch in schlechten Zeiten begleiten und Sinn haben auch für diese eigenartige Äußerung des Lebens. Es gesellen sich hier zu den bodenständigen Namen solche aus dem bairisch-öfterr. Mundartenbereich, dann solche aus dem Egerländischen, vereinzelt auch fremdsprachige wie z. B. französische (Kujon), italienische (Kagelmacher), jüdische und die aus der Gauner- und Studentensprache. (Schmu, Bocher, Habemus.) Auffallend gering ist der Anteil aus dem tschechischen Sprachgut. Von den rund 270 hier behandelten Schimpfnamen sind nur etwa 12 sicher tschechischer Herkunft. Dies läßt den Schluß zu, daß jedes Volk seinen Bedarf an Schimpfnamen aus eigenen Mitteln bestreitet. Besonders zu Kriegszeiten wuchert das Schimpfen und fremde Soldaten bringen neue Schimpfworte, z. B. die Preußen im Jahre 1866, ebenso die Offiziere bei ihrem häufigen Garnisonswechsel.

Manche der derzeitigen Ergebnisse dieser Schimpfwörterbesprechung werden sicherlich im Laufe der Zeit eine Abänderung zum Besseren erfahren. Bei der sprachlichen Untersuchung leistete eine Reihe einschlägiger Wörterbücher, bzw. Fachwerke die besten Dienste: Schade Oskar, Altdritisches Wörterbuch, 2. Bde., Halle 1882. — Lexer Matthias, Mittelhochdeutsches Wörterbuch, 2 Bde., Leipzig 1876. — Kluge Friedrich, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 11. Aufl., bearbeitet von Göbe Alfred, Berlin 1934. — Heyse August, Fremdwörterbuch, 21. Aufl., bearbeitet von Dyon-Scheel, Hannover 1922. — Lokotich Karl, Etymologisches Wörterbuch der europ. Wörter orientalischen Ursprungs, Heidelberg 1927. — Klotz Reinhold, Lateinisches Wörterbuch, 5. Aufl., Braunschweig 1874. — Jungbauer Gustav, Deutsche Volkskunde, Reichenberg 1936. — Stubner G., Egerländer Spott-, Schimpf- und Rosenamen im Jg. 1921 der Zeitschrift „Unser Egerland“. — Ebdort Hofmann J., Egerländer Schimpfnamen. — Teuthonista, Zeitschrift für die deutsche Dialektforschung, Bonn 1928 ff. — Váša und Trávníček, Slovník jazyka českého, 2 Bde., Prag 1937.

Die Sammlung eines Teiles der behandelten Schimpfnamen verdankt der Bearbeiter den Herren Dr. Karl Bauer, Viktor Barger und Hans Rrcal in Jglau. Weitere Beiträge sind stets erwünscht.

Für den in sprachgeschichtlichen Aufsätzen weniger bewanderten Leser sei bemerkt: Der gelegentlich verwendete lateinische Ausdruck „pars pro toto“ bedeutet „ein Teil für das Ganze, statt des Ganzen“, z. B. Dickhädel, Schädel statt des ganzen Menschen. Die Abkürzungen besagen: idg. = indogermanisch, germ. = germanisch, ahd. = althochdeutsch, mhd. = mittelhochdeutsch, nhd. = neuhochdeutsch, lat. = lateinisch, ml. = mittelalterlich-lateinisch, griech. = griechisch, franz. = französisch, engl. = englisch,

ital. = italienisch, hebr. = hebräisch, altflaw. = altflawisch, tsch. = tschechisch.

**A a s** — siehe bei **O o s**.

**A f f e** — mundartl. **O f f**; wörtl. Vergleich mit dem Tiere. ahd. affo. mhd. affe, germ. apen. Die Jglauer Mundart kennt sowohl die kurze wie auch die gedehnte Aussprache des gedämpften o zum Unterschied vom nur kurzen und helleren Mittellaut zwischen a und o in der nordböhmischen Mundart (su ane grufe Affe); häufig ist eine Beifügung nachgesetzt -- **O f f bleda** (blöder).

**A n g s t m e i e r** — der ängstliche, zaghafte, unentschlossene Mensch; die Wortbildung ist ungefähr gleichzeitig mit der des **Wiedermeier** im 19. Jh. erfolgt; das Vorbild des **Wiedermeiers**, aus **Wiedermann** entstanden, war ein badischer Dorfschulmeister **Samuel Friedrich Sauler**, 1766—1846. **Angstmann** = der ängstliche Mann, ahd. angust, mhd. angest aus dem lat. angustia = Enge; franz. angoisse und ital. = angoscia in der gleichen Bedeutung. -- ahd. meior, mhd. meier vom lat. major (domus), wörtlich der Größere, d. h. der Vorsteher der Bediensteten auf einem fränkischen Landgut, der Vorgesetzte, franz. maire = Ortsvorsteher.

**A p r i l s e l** — Aprilnarr, auf dessen Kosten man einen der üblichen Aprilscherze macht. Solche sind in Mitteleuropa seit dem 17. Jh. nachgewiesen; mhd. aprilte vom lat. aprilis in gleicher Bedeutung, fr. avril. ital. aprile. Das lat. aus aperilis von aperio = öffnen, erschließen, d. h. der Monat, in welchem die Natur ihre reichen Gaben nach der Winterruhe wieder erschließt. über **E s e l** siehe bei **E**.

**B a h n e r s t i e r e r** — der Fleischergehilfe oder der Abdecker, der in den Abfällen besonders nach Knochen sucht, um sie in die Spodiumfabrik zu verkaufen. Knochen = Bein, so im süddeutschen Sprachbereich wie in Schlüsselbein, Elfenbein; ahd. und mhd. in gleicher Form und Bedeutung, mundartl. **B a n**; der 2. Teil des Namens in der Bedeutung von herumrühren, stochern kommt erst in der nhd. Form der Sprache vor und stammt vom norddeutschen stocden = das Feuer schüren, ahd. und mhd. stoc = **B a n n s t r u n k**.

**B a j a z z i** — spaßhafter junger Mensch; vom ital. Bajazzo, ursprünglich eine Hanswurstfigur in Neapel, Possenreißer aus dem ital. baja = Spaß, bajaccia = schlechter Spaß, Possen, und pagliaccio (franz. pagliasse) gleich **S t r e u**, **S t r o h s a c k**, wegen seiner sackähnlichen Kleidung.

**B a l b i e r e r** — mundartl. für **B a r b i e r**, der **B a r t s c h e r e r**, in übertragener Bedeutung der unaufrichtige, betrügerische Mensch; vgl. dazu „über den Dössel **b a l b i e r e n**“ und „jemanden einseifen“ d. h. überreden, betrügen; das Wort kommt über das franz. barbier vom lat. barbarius. lat. barba = **B a r t**.

**B a m s c h a b e l** — einfältiger, ungeselter aber harmloser Mensch; vielleicht von **B a u m s c h a b e** = **S c h a b e i s e n**, **H o b e l** zum Entrinden der Bäume, ahd. scapa, mhd. schabe, boumschabe; diese Deutung befriedigt nicht ganz, ebensowenig aber auch das mhd. schabe = **M o t t e**; weiters bedeuten ahd. scaban schaden, fragen, schnitzen, ausschöhlen, nhd. schabe vom mhd. schabie = schädig, rändig und das mhd. schapel oder scheppe! --

Kranz von Laub oder Blumen besonders für Jungfrauen, franz. chapel vom lat. capa; die endgültige Ableitung muß daher dzt. noch offen bleiben.

**Banda** -- mundartl. Sammelname für eine mißliebige Menschen-  
gruppe, gefürzt aus Räuberbande; das germ. banda kam auch in die  
romantischen Sprachen und ergab dort ital. banda, franz. bande in der  
Bedeutung von Binde, Streifen bzw. in übertragener Bedeutung eine kleine  
Truppenabteilung unter einem Fahnenzeichen, vgl. Fähnlein für kleine  
Reiterabteilung; seit Anfang des 18. Jh. ist Bande in Verbindung von Dieb  
und Räuber zu finden.

**Bandit** -- Räuber, verbrecherischer Mensch; sprachlich aus Bande  
(siehe unter Banda) entwickelt, oder als Lehnwort seit dem 16. Jh. vom  
ital. bandito aus bandire = verbannen, der Verbannte, Ausgestoßene,  
Bandesflüchtige, eine Wortform aus dem germ. bann = binden; erst aus  
dem 18. Jh. stammt die jetzige Bedeutung von Straßenräuber.

**Bankert** -- ungezogenes, unartiges Kind; mhd. banchart d. h. das  
auf einer Bank und nicht im Ehebetto gezeugte Kind; ähnlich im Schweizer-  
deutsch das Hübschkind, im Elsaß Liebkind, niederdeutsch Mantelkind.

**Bauerntempel** -- für männl. und weibl. Personen gebraucht ==  
grob, derb in Haltung und Sprache; der 1. Teil ahd. giburo, mhd. gebure  
ist eigentlich der Mitbewohner des Baues, d. h. der Niederlassung, wie auch  
Nachbar = der in der Nähe, nebenan siedelnde Bauer; der 2. Teil vom  
spätmhd. trampeln = schwer auftretend sich bewegen, mhd. trampen = mit  
den Füßen stampfen.

**Beitelstierer** -- der Kastrierer, in übertragener Bedeutung, der  
eine verächtliche Handlungsweise ausübt oder ein pedantischer Mensch; der  
1. Teil ahd. butil, mhd. biutel, vgl. das tsch. pitel, stets in der Bedeutung  
Säckchen; über den 2. Teil siehe bei Bahnerstierer.

**Bendelkramer** -- der Weinwandhändler; der 1. Teil ahd. und  
mhd. bant vom Zeitworte bintan in der heutigen Bedeutung Band von bin-  
den; der 2. Teil vom mhd. kram = ausgespanntes Tuch, Zeltdecke, Beda-  
chung eines Verkaufsstandes auf dem Marktplatze, der Krambude, daher  
auch die dort ausgestellte Ware Kram geheißten, in ihr etwas suchen = her-  
umkramen, und der es tut, ist der Kramer, Krämer.

**Bengel** -- ungezogener, vorlauter Junge; in der Bedeutung von  
Sümmel erst seit dem 16. Jh. vom mhd. bengel = Knotenstock, niederdeutsch  
bangen = klopfen, das Klopsholz.

**Bettjacher** -- nicht zimmerrein, wie ein unvernünftiges Kind; der  
1. Teil vom ahd. beti, mhd. bet(e), im 18. Jh. noch Beth geschrieben, aus  
einer germ. Grundbedeutung entstanden: die in den Boden eingewühlte  
Lagerstätte; daher auch das Lager des Wildes sein Bett, Wundbett, und das  
Beet ein solches Lager im Garten; der 2. Teil die mundartl. Form des ahd.  
seihhen, mhd. und nhd. seihen, seichen = harnen, ahd. seih = Harn, eine  
Nebenform des ahd. sihan = sichern, durch ein Sieb träufeln, tröpfelnd  
fließen, aus einer germ. Wurzel sik; vgl. das altslaw. sikati = seichen.

**Bißgurrn** -- eine zänkische, verleunderische Frau; der 1. Teil von  
beißen, der 2. Teil mhd. gurre = alte, schlechte Stute; Vergleich mit einem  
derartigen Tiere.



**Blinder Hefß** — unbedachter Mensch; der Ausdruck ist überall im deutschen Sprachbereich als alter Volkswitz bekannt, demnach die Hefßen (aus Chatten oder Katten entstanden) blind zur Welt kommen wie die Katzen; die Ähnlichkeit der Wörter Katte und Kaze gab den Anlaß. Man sagt auch: er geht blind drauf los wie ein Hefße. (Wiesenbach, „der blinde Hefße“, Hamburg, 1891.) Der Name Chatte kommt vom ahd. hadu (vgl. Hadubrand) = Kampf, Krieg, der Stammesname daher = die Kriegerischen.

**Blödi an** — der dumme, einfältige Mensch; ahd. blodi, mhd. bloede in der Bedeutung von zaghaft, zart, schwach; das Wort ist wahrscheinlich wurzelverwandt mit bleuen = schlagen und dadurch weich machen, ferner mit bloß = unbekleidet, leicht, zart; daher leichtgläubig, leicht zu täuschen, dumm; über die Endung siehe bei Grobian.

**Bocher** — (armer B.) mittelloser, daher unbedeutender Mensch, zudringlicher Bettler; in der Gaunersprache bedeutet das Wort einen Polizeibeamten, der die Gaunersprache selbst auch beherrscht, hergeleitet vom hebr. bachur = Jüngling, im Judenteutsch bocher = der Talmudbesessene, der Schüler des Rabbi.

**Bosnick** — der boshafte, zornige, widerspenstige Junge, böser Nickel. Der 2. Teil hat mit dem Metallnamen nichts zu tun, sondern ist eine Kleinform des Personennamens Nikolaus (dieser vom griech. nike = Sieg und laos = das Volk, ein Wurschname wie „Sieger im Volke fein“); der 1. Teil vom ahd. bosi, mhd. boese zunächst in der Bedeutung nicht gut, wertlos, erst im nhd. in der Bedeutung schlimm, böse, boshaft.

**Botschen** — botscherler Kerl, ungeschickter, unbeholfener, gutmütig einfältiger Mensch; mundartl. hört man auch Potschen; mhd. botschuoch bedeutet eine Art großer Luchshuhe, hergeleitet von bott aus dem mlav. bottus, franz. botte, tsch. bota der Stiefel, mhd. boze ein kurzer Stiefel.

(Fortsetzung folgt.)

## Südwestmährische Sagen im Spiegel der Geschichte

Von Rud. Gruschka, Piesling a. d. Th.

### 1. Die Zerstörung von Schißlowitz.

Als die Schweden mit ihrer Hauptmacht bei Drosendorf lagerten, war es einem ihrer Soldaten gelungen, bei den Plünderungen einen großen Geldebtrag zu erbeuten. Plötzlich reich geworden, faßte er den Entschluß, fahnenflüchtig zu werden und in seine Heimat zurückzukehren. Sein Weg führte über Schißlowitz nach Schönauitz, wo er spät abends ankam und beim dortigen Schneider ein Nachtlager nahm. Als dieser erfuhr, wer sein Gast war, beschloß er, den Schweden zu töten, zu berauben und so Rache zu nehmen an den verhassten Feinden, die schon so viel Unglück über unsere

Heimat gebracht hatten. In der Nacht führte er dann den Plan aus; er überfiel den schlafenden Soldaten und verfehlte ihm auf den Kopf einen Hieb, den er mit den Worten begleitete: „Schau, Hund! Das hat dir der Schönauwitzer Schneider getan!“ Dann nahm er ihm das Geld ab und ging zur Ruhe. — Der Schwede aber war nicht tot, sondern nur ohnmächtig, und als er das Bewußtsein wieder erlangt hatte, verließ er schleunigst das ungasfliche Haus des Schneiders, um sich wieder zu seinem Truppentörper zurückzubegeben. In Drosendorf angelangt, erzählte er das Erlebnis seinem Befehlshaber, der sogleich einer Abtheilung den Befehl erteilte, das Dorf Schönauwitz zu Brandschatzen und mit seinen Bewohnern zu vernichten. In Befolgung des Auftrages kam der Soldatentrupp nach Schißlowitz und begann hier, in der Meinung, sich schon in Schönauwitz zu befinden, sogleich das Zerstörungswerk. Das Dorf brannte bereits lichterloh; da erst wurden die Schweden ihren Irrtum gewahr, zogen aber deffenungeachtet weiter nach Schönauwitz, das sie ebenfalls dem Boden gleichmachten.

Diese dem Memorabilienbuche der Pfarre Neustift (S. 147) entnommene Sage wurde seinerzeit vom Pfarer Johann August Hoffmann (1769—1807) in lateinischer Sprache niedergeschrieben und ist heute in Piesling und der Umgebung ebenso völlig vergessen, wie der Name und Standort, der vor andenklichen Zeiten verödeten Ortschaft Schißlowitz. Das Dorf muß zwischen Neustift und Zoppang bestanden haben und war zur Pfarre Neustift zehentpflichtig; dies wird nicht nur aus einer vom Pfarer Paul Franz Zitta im Mai 1665 in die Pfarrmatrik (Tom. I, S. 429) eingetragenen Zehentvormerkung ersichtlich, derzufolge die Felder von Schißlowitz, „überländt“ genannt, an das Dorf Zoppang angrenzten, sondern auch aus dem vom Pfarer Hoffmann angelegten „Manuale“ (S. 40), in welchem er über diese eingegangene Ortschaft folgend schreibt: „Schißlowitz ist ein ödes, durch Kriegszeiten ganz zerstörtes Dorf, von welchem die hinterbliebenen Grundstücke, demalen überländt genannt, unter verschiedene Bauern, meistens der Zoppanger Gemeinde, verteilt worden sind.“ — Die den Schweden zugeschriebene Zerstörung der beiden Dörfer Schißlowitz und Schönauwitz entspricht nicht der geschichtlichen Wirklichkeit, da, wie bereits in dieser Zeitschrift (1931, S. 77) nachgewiesen wurde, Schönauwitz schon im Jahre 1627 eine Edung war und das Dorf Schißlowitz, das urkundlich nirgends erwähnt wird, viel früher, jedenfalls schon in der Hussitenzeit, eingegangen sein muß.

## 2. Die Zerstörung von Pfaffenjchlag.

Dort, wo sich heute der nach Zlabings gehörende Wald „Pfaffenjchlag“ ausdehnt, lag in alter Zeit das gleichnamige Dorf, über dessen Zerstörung die Sage folgendes berichtet: Zur Zeit eines Krieges streiften raubgierige Horden in der Gegend von Zlabings umher und brachten allen offenen Orten der Umgebung Tod und Verderben. Auch dem Dorfe Pfaffenjchlag drohte das gleiche Schicksal; die Bewohner ergriffen daher rechtzeitig die Flucht, taten aber zuvor alle ihre Habseligkeiten von Wert in ein Butterfaß („Mührfassel“), welches sie im Dorfbrunnen versenkten. Das Dorf wurde vom Feind zerstört. Von den Pfaffenjchlagern blieb aber nur ein Knabe übrig, der in der Mächmühle Aufnahme fand; alle anderen waren in der Fremde gestorben und verdorben. Das Butterfaß aber versank mit den Schätzen in den Grund und es konnte nur an einem Palmsonntag, während in der Zlabinger Pfarrkirche die Leidensgeschichte Christi gelesen wird, von einem Sonntagskind gehoben werden, welches das Christophgebet richtig

herfagen und bei der Vergung des Jasses und am Heimweg schweigen kann. Bis heute ist dies aber noch niemandem gelungen.

Auch das Dorf Pfaffenschlag dürfte, wie Prof. Dr. Hans Reutter in seiner „Geschichte der Stadt Zlabings“ (S. 41) angibt, von den Hussiten zerstört worden sein, welche die Stadt Zlabings in den Jahren 1423 und 1431 vergeblich belagert hatten. Der Gewährsmann für die beiden Belagerungen ist Pessina von Czechorod in seinem „Mars Moravicus“. Ein sicherer Beweis dafür, daß die Hussiten vor Zlabings lagen, ist eine aus dem Jahre 1437 stammende Urkunde des Pfarrarchives Zlabings, in der gesagt wird, daß die bei der Stadt liegende Fronleichnamskapelle „durch die verruchten schismatischen Hussiten beraubt und entweiht wurde“. Ob dies im Jahre 1423 oder 1431 geschah, läßt sich ebensowenig feststellen wie das Jahr der Zerstörung von Pfaffenschlag.

### 3. Die „Königswiese“ in Piesling.

In östlicher Richtung des Hauses Nr. 147 der Marktgemeinde Piesling und begrenzt von diesem, dem „Marktsfeld“, der Thaha und der nach Dötschen-Ranzern führenden Straße liegt eine 3 ha 19 a 70 m<sup>2</sup> große, ehemals herrschaftliche Wiese, die im Parzellenprotokoll der Gemeinde unter der Nr. 102 eingezeichnet erscheint und vom Volksmund allgemein als „Königswiese“ bezeichnet wird. Wie die Wiese zu dem Namen kam, darüber berichtet uns die Überlieferung folgendes: Es ist schon lange her, da starb einmal in Prag ein König, dessen Leiche in feierlichem Zuge zur Beisezung nach Wien übergeführt wurde. Der Leichenzug nahm seinen Weg auf der alten Poststraße über Piesling und mußte hier, weil die hereinbrechende Finsternis eine Fortsetzung der Reise unmöglich machte, nächtigen. Während nun die Leute des Gefolges im Schloß und in den Bauernhäusern für diese Nacht eine Unterkunft fanden, wurde der Wagen mit dem Sarge des Königs auf die neben der Straße liegende Wiese gebracht, wo er die ganze Nacht hindurch verblieb. Am nächsten Morgen setzte der Leichenkondukt die Reise über Fratting nach Wien fort; die Wiese aber wurde von da an „Königswiese“ genannt und führt heute noch diesen Namen.

In dieser Sage lebt jedenfalls noch die Erinnerung an das seltene Schauspiel fort, das unserer Heimat im Jahre 1565 durch die Überführung der Leiche des am 25. Juli 1564 verstorbenen Kaisers Ferdinand I. von Wien nach Prag geboten wurde. Nach Prof. Dr. Hans Reutters „Geschichte der Stadt Zlabings“ (S. 74) ging am Montag vor St. Laurentz (5. August) der Leichenkondukt mit reichem Gefolge von Wien ab und gelangte in langsamem Zuge am 6. nach Korneuburg, am 7. nach Ober-Hollabrunn, am 8. nach Pulkau, am 9. nach Gangau und passierte am 10. August, dem St. Laurentztag, die Orte Thürnau, Fratting und Piesling, um in Zlabings zu nächtigen, und am 11. August die Reise über Neuhaus und Labor nach Prag fortzusetzen. Es ist der Verlauf der alten Poststraße Wien—Prag, die, vom österr. Oberpostmeister Anton von Taxis nach 1526 für Postzwecke hergestellt, in der großen Landkarte von Müller aus dem Jahre 1720 „K ö n i g s w e g“ (via regia) genannt wird; die angeführten Rastorte, unter ihnen Piesling, stellen die Poststationen dar, in denen die Pferde gewechselt wurden.

### 4. Ein Zwischenfall aus der Reformationszeit.

In Alt-Hart wird erzählt, daß sich in der dortigen Kirchengruft auch die Leiche einer protestantischen Frau befinden soll, die zur Zeit, als diese Gemeinde evangelisch, der Pfarrer aber katholisch war, gestorben sei. Wegen

dieses Begräbnisses war es damals zwischen dem protestantischen Grundherrn und dem Pfarrer, der die Bestattung einer Katholikin in der Kirche nicht gestatten wollte, zu einem offenen Zwist gekommen, weshalb der Gutsherr die versperrte Kirchentür gewaltsam aufsprengen ließ und so die Bestattung der Leiche in der Gruft gegen den Willen des Pfarrers erzwungen habe.

Den geschichtlichen Kern dieser Sage bildet ein Streit, der im Jahre 1587 deswegen entstanden war, weil der damalige kath. Pfarrer von Hart, Georg Lypic, vom protestantischen Grundherrn des Untergutes Hart, Wenzel Zahradecy von Zahradel, gezwungen wurde, dessen verstorbene Gemahlin Magdalena in der Kirche begraben zu lassen. Der Zwischenfall stellte sich nach F. Schenner („Zeitschrift des Deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens“, 1906, S. 83) folgend dar: „In Hart, welches der Familie Zahradecy gehörte, war wohl der Pfarrer katholisch, aber der Grundherr protestantisch. Dieser hatte schon früher einen Brief, den der Abt (von Klosterbruck) an die Kirchentür anhängen ließ, unter Hohnreden herabgerissen, hatte einen anderen Priester verlangt, welcher den Gottesdienst nach dem Willen des Gutsherrn halten sollte, und als dies nicht geschah, dem Pfarrer den Begehrt verweigert. Im Jahre 1587 starb die Gemahlin des Wenzel Zahradecy. Da der Abt die Beisetzung der Leiche in der Kirche nicht gestatten wollte, erzwang Zahradecy die Herausgabe der Kirchenschlüssel, ließ in der Kirche die Begräbniszeremonien von einem lutherischen Geistlichen abhalten und die Leiche in der Kirche beisetzen. Zugleich klagte er beim Landrecht gegen den Abt. Eine Kommission der obersten Landesbeamten in Brünn entschied den Streitfall dahin, daß Zahradecy die Gruft seiner Vorfahren benutzen oder sich eine solche an einem vom Abte zu bezeichnenden Orte in der Kirche bauen dürfe; dagegen dürfe er gegen den Willen des Abtes und seines Konvents keine Priester in die Kirche einführen und die Leiche von fremden Prädikanten nur bis zur Kirchentür begleiten lassen. Das Begräbnis müsse beim Harten Pfarrer zwei oder drei Tage vorher angemeldet werden.“

Frau Magdalena von Zahradecy fand aber ihre letzte Ruhestätte nicht, wie die Überlieferung berichtet, in der im Presbyterium befindlichen Gruft, sondern im Mittelschiff der Kirche unter einem der sechs dort heute noch in der Pflasterung befindlichen Grufsteine mit dem Zahradecy'schen Familienwappen. Als Erbauer der Gruft ist nach dem Wappen (drei gekrönte Helme über dem Wappenschild) auf dem das Grufgewölbe gegen die Kirche abschließenden Stein Generalwachtmeister Franz Freiherr von Schneidau anzusehen, der im Jahre 1651 Bestnachfolger der Freiherrn von Zahradecy in Hart-Hart wurde.

## 5. Der Schanzgraben bei Zlabings.

Der in einem Talkessel liegenden Stadt Zlabings kam in früherer Zeit als Grenzfestung eine wesentlich größere Bedeutung zu als heute; sie war daher häufig feindlichen Angriffen und Belagerungen ausgesetzt, weswegen zu ihrer besseren Verteidigung schon in alter Zeit Schanzgräben ausgeworfen wurden. Überreste eines solchen Schanzgrabens befinden sich heute noch bei den Teichen oberhalb der Plachmühle in der Richtung gegen Stallek; von diesem wird erzählt, daß die Soldaten mit ihren Helmen das Erdreich herbeigeschafft und aufgeschüttet haben und daß es hier einst zu einem blutigen Reitergefecht gekommen sei.

Den geschichtlichen Hintergrund dieser Sage dürfte die Umverbung von tausend Schanzknechten bilden, die der Grundherr der Herrschaft Zeltisch-Zlabings, Adam von Neuhaus, auf Befehl des Kaisers Rudolf II. am 15. und 16. Mai 1595 in Zlabings und der Umgebung durchgeführt hatte. Den Anlaß zu dieser Maßnahme gab einerseits das feindelige Verhältnis zu den Türken, andererseits die Gärung in der Bauernschaft von Ober- und Niederösterreich. Zum Unterhalte dieser

Soldaten mußten die umliegenden Herrschaften und Orte Proviant nach Zlabings liefern (Vgl. Dr. Hans Reutter, „Geschichte der Stadt Zlabings“, S. 75). — Alte Hüfisen, die in der Nähe des Schanzgrabens gefunden wurden, befinden sich im Zlabinger Heimatmuseum.

## 6. Die St.-Katharinen-Kapelle in Neustift.

Die Kirche in Neustift hat einen nach Art der italienischen Campanilen vom Hauptschiff abseits stehenden achteckigen Glockenturm, in welchem sich zu ebener Erde eine der hl. Katharina geweihte Kapelle und unter dieser seit 1823 die Gruft der Fürsten von Collalto befindet. Die mündliche Überlieferung weiß nun von dieser Kapelle zu berichten, daß sie zur Zeit, als Neustift und die damals dahin eingepfarrten Ortschaften Piesling, Mudlau, Qualkowitz und Wispiß protestantisch geworden waren, entstanden sein soll, und daß hier die wenigen, im röm.-kath. Glauben verbliebenen Bewohner des Pfarrsprengels ihre Andachten verrichteten. Diese Sage wird übrigens auch vom Pfarrer Hoffmann, der dem Pfarrsprengel Neustift zwischen 1769 und 1807 als Seelsorger vorstand, in dem von ihm angelegten „Manuale status beneficii parochialis Neostiftensis“ (S. 10) als geschichtliche Tatsache folgend vermerkt: „Auf dem Freudhof in Entfernung sechs Klafter von der Kirche gegen die Mittagsseite stehet ein achteckiger Turm mit Schindel gedeckt, oben ein einfaches Kreuz, eine Uhr mit zweifseitigen Zeiger und eine alte Kapelle. Dieser Glockenturm ist ein hinterbliebenes Andenken, daß, als die Kirche samt dem Pfarrhof die Lutheraner geraubt haben, mehrere hierortige Einwohner ihrem wahren Glauben standhaft geblieben und sich von solchen Neuerern, eigentlich Seelen- und Sittenverderbern, nicht wollten verführen lassen, sondern nach gewaltiger Verfuhr der eigenen Kirche selbst eine Kapelle zu Ehren der hl. Katharina, einer christlichen Weltweiserin, erbauet und in Gestalt eines Turmes ausgeführt haben, wo ihnen hernach in derselben teils der verunglückte Pfarrer, teils andere, aus der Nachbarschaft eifrige Priester den wahren Gottesdienst abgehalten haben.“ Auch Wolny berichtet in seiner „Kirchl. Topographie“ (III/347), daß um das Jahr 1613 die wenigen Katholiken in der St.-Katharinen-Kapelle, welche 1673 verödet war, ihre Andachten verrichtet haben sollen.

Den geschichtlichen Hintergrund dieser Sage bildet jedenfalls die Tatsache, daß im 16. Jh. der Pfarrsprengel Neustift ebenso wie die Orte des übrigen Südwestmährens, Alt-Hart Obergut ausgenommen, in den Bann der Lehre Luthers gezogen worden war; hier wirkten nachweisbar die Pastoren: Paul Ostermann (1541), Jakob Werl (1567/68), der das Dorf Neustift von dem Böttauer Grundherrn Heinrich von Richtenburg im Jahre 1568 käuflich erwarb, und Hans Rhau (1602—1617). Der erste wieder kath. Pfarrer war Johann Friedrich Fröhwirt, der 1626 mit der Übernahme der Herrschaft Piesling durch Hannibal von Schaumburg in Neustift eingesetzt wurde. (Vgl. meinen Aufsatz „Eucharistus Porst von Poronau“ in der „Zeitschrift des Deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens“, 1936, S. 49—67.) — Die Angabe der Sage, daß ein Teil der damaligen Bewohner des Pfarrgebietes Neustift im kath. Glauben verblieben sei, dürfte auf Qualkowitz und Wispiß zutreffen; denn diesen beiden Orten sollen, wie Pfarrer Hoffmann in seinem „Manuale“ (S. 39) anzugeben weiß, „zur Zeit der Lutheraner die Altharter Pfarrer geistliche Hilfe geleistet haben“, d. h. also, die im kath. Glauben verbliebene Bevölkerung dieser beiden Gemeinden hörte den Gottesdienst nach

vöm. koth. Ritus in Alt-Gart. Aus dieser Seelsorgetätigkeit in der Reformationszeit ergab sich dann der rechtliche Anspruch der Altharter Pfarrgeistlichkeit auf das Zehent aus den beiden Gemeinden Qualkowitz und Wispiß, das ihr bis zur Aufhebung der Naturalgiebigkeiten im Jahre 1848 auch tatsächlich entrichtet wurde und darin bestand, daß 13 Bauern aus Qualkowitz ein jährliches Geldzehent von 1 fl. 5 ft. bezahlten und 12 Bauern aus Wispiß am Tage Maria Himmelfahrt „2 Körbel voll frischer Weichsel, 3 Körbel voll Äpfel und 3 Körbel Birnen“ dem Altharter Pfarrer verabreichten, welche Leistung wegen der schwierigen Beschaffung dieser Obstsorten mit Zustimmung des Pfarrers im Jahre 1790 in der Weise abgeändert wurde, daß ihm die Gemeinde von diesem Jahre an am gleichen Tage „12 junge Handeln“ (d. s. Hähne) liefern mußte. (Vgl. meine „Geschichte der Kirche zu Alt-Gart und ihrer Seelsorger“, 1936, Verlag Hans Bornemann, Znaim, S. 8.)

(Schluß folgt.)

## Tschechische Lehnwörter in einem Sprachgrenzorte

Von Josef Arnold, Seelenz bei Deutsch-Schützendorf

Während in die Schriftsprache verhältnismäßig wenig Wörter aus dem Slawischen eingedrungen sind, finden wir die Mundarten unserer Sprachinseln und Sprachgrenzgebiete mit ihnen reich durchsetzt. Schon dem oberflächlichen Beobachter fällt dieser Umstand auf. Ihre Zahl gewinnt aber noch an Bedeutung, wenn wir bedenken, wie gering eigentlich der Wortschatz unserer Landbewohner ist.

Besonders reich durchsetzt ist aber die Umgangssprache in einem Dorfe, das in nächster Nähe einer tschechischen Stadt liegt. Wenn auch der Austausch ein gegenseitiger ist, so findet er hier doch in der einen Richtung viel stärker statt. Dies ist z. B. in R a t h s d o r f, einem Schönhofster Sprachgrenzdorfe, der Fall, das vor den Toren einer tschechischen Stadt liegt. Ein reger wirtschaftlicher Verkehr kommt hier noch hinzu.

Die aufgenommenen Wörter erfahren eine Umformung und werden gar nicht mehr als fremd empfunden. Sehr oft tritt ein Wandel der Bedeutung ein, meist im Sinne einer Bedeutungsverfälschung.

In der Land- und Hauswirtschaft finden wir eine ganze Reihe solcher Lehnwörter aus dem Slawischen: R e c h l i g (rychlik) als Bezeichnung für eine Frühhaferforte, K a l u p (chalupa) mit verächtlichem Beigeschmack für Hütte, R o s i d e l (nositi = tragen) sind die Tragstangen, T r a g a t s c h (trakar) ist der Schubarren, der R u c h l e r (ruchadlo) ist ein Ackergerät, davon abgeleitet ein Eigenschaftswort r u c h l (= locker), das nicht nur vom Acker, sondern auch bei Ruchen und Knödeln gebraucht wird\*); schließlich noch die Rückentlehmung S a j s l i k für Abort. Auffallend häufig treffen wir slawische Zärtlichkeitsnamen und Lockrufe für unsere Haustiere. Für kleine Gänse kommt die Zärtlichkeitsform S u s e r l a (Wz. S u s e r l i c h, husa) vor, man lockt sie mit h u s = h u s und treibt sie mit h u s s a (Ton auf der 2. Silbe). Enten ruft man mit g a t s c h = g a t s c h (kačena, Ente).

\*) Dieses auch in der heutigen bairischen Mundart verbreitete Eigenschaftswort gehört zu mhd. rogel (= nicht fest, locker, lose). Anm. d. Schriftleitung.

die Ziege mit *g o z a* (koza), Katzen mit *t ſ c h i - t ſ c h i* (kočička). Kleine Katzen nennt man auch zärtlich *ſ c h i t ſ c h l a* oder *ſ c h i t ſ c h e r l a*. *K l e ſ* (behauchtes!) hört man allgemein für Vogelkäfig (*klec*). *S c h m o l k a* (*šmolka*) für Waschblau. *P e ſ t a*, auch in Zusammensezungen z. B. *P f l a u m a p e ſ t a*, für Kern (*pecka*). In der Küche gibt es *K o l a t ſ c h e n* (*koláč* = Kuchen) und *P o w i d l* (*povidla*), man kocht einen *ſ c h a j* (*čaj* = Tee).

In der Stube geht man in *P o t ſ c h ' n* (*bačkora*), der Mann hat in seinem Anzug zwar Taschen, die Frau aber hat eine *K a p ſ* oder *K a p ſ a*. letzteres wird auch als Schimpfname verwendet. Wenn der Hut abgetragen ist, wird daraus ein aller *K l o w o h l* (*klobouk*), der Rock wird zu einem *S a w a h t* (*kabát*). Den Gürtel am Frauenkleide bezeichnet man als *L i m e ſ* (*limce* = Kragen).

Groß und klingend ist die Anzahl der Schimpfwörter: *K r i w a t ſ c h* (*křivý* = trumm, falsch) nennt man einen kleinen Kerl. *N e r ſ c h a d* (*neřád*) wird meist für unfolgsame Kinder verwendet, eine *ſ c h u p k a* (*šch. čubka* = Hündin) ist ein leichtes Frauenzimmer, einen *S i r e j t ſ c h* (*štrýc* = Onkel) nennt man verächtlich einen alten Mann, ebenso auch *D j e d a* (*děd* = Großvater), Ein *S c h l a w i k a ſ c h* (vielleicht mit *slabý* zusammenhängend) ist ein aller, zerrissener Herumgeher. Auch von *D r u ſ c h l* (*družba* = Brautführer) bildet man ein Zeitwort: *ſ i c h a n - d r u ſ c h e n* (*šich annähern*). Aus *družba* hat man einen *D r u ſ c h n a c h t* (*Družstvecht* = Brautführer) gemacht. *W a w a* wird ganz allgemein für Großmutter (*bába*) gebraucht.

Außer den bereits genannten Zeitwörtern finden wir noch eine ganze Reihe anderer: *h e l a k e n* (*hulákati* = schreiben), (*helekti* = jodeln), auch in Zusammensezungen: *r i m h e l a k e n* (*herumschreiben*), *n o ſ e n* (*noc* = Nacht) leicht schlafen, auch *e i n o ſ e n* (*einschlafen*), davon abgeleitet *N o ſ e r* (*ein kleines Schläfchen*), *k a r w a t ſ c h e n* (*karabáč*) perfschen, *ſ a ſ k e n* (*šacka*) ohrfeigen, *p r e l o ſ c h e n* (*přeloziti*) breit daherreden, *t ſ c h i h o t e l* (*šhati* = lauern) schön tun in heimtückischer Absicht, davon Ableitungen *r i m t ſ c h i h o t e l*, *G e t ſ c h i h o t l* (auch ein Flurname *ſ c h i h o t l*, *šhadlo* = Vogelherd), *k o k r l e ſ e n* oder *K o k r l e ſ* *ſ t ü r z e n* (*kotrmelec* = Wurzelbaum).

Ebenso sind noch andere Wendungen aus dem Tschechischen zu erklären: *ſ c h a d*, *n o ſ c h a k* (*však*), *d o h l e* (*hle!*), *e r i ſ t t e n t a m* (*er ist weg*), *ſ a ſ* *w i d e r ſ a ſ* (*zase* = wieder). Als in den Städten der Bubikopf aufkam, kannte man ihn zuerst bloß unter der tschechischen Bezeichnung *M i k a d a*, erst allmählich setzte sich die deutsche Bezeichnung durch.

## Eine Hochzeitsordnung aus dem Jahre 1612

Von Karl J. Dienert, Böhm.-Leipa

Daß unsere verschiedenen Archive der Forschung auch reichen volkshundlichen Stoff für die vergangenen Jahrhunderte liefern können, ist zwar eine bekannte, leider aber noch viel zu wenig beachtete Tatsache. Zeitigte

doch das bei den zahlreichen Festen gepflogene Brauchtum usw. nicht selten Auswüchse, gegen welche die Behörden einschreiten zu müssen glaubten. Auf diese Weise fanden dann mancherlei Berichte, Erlässe u. ä. Aufnahme in die amtlichen Bücher und Akten, die nun heute Aufschluß geben können über Sitte und Brauch unserer Ahnen. So sah sich z. B. auch der Rat der Stadt Böh.-Leipa infolge vorgekommener Unzufömmlichkeiten im Jahre 1612 bemüht, wie das kürzlich aufgefundenene Fragment eines Kopialbuches aus jener Zeit berichtet, eine „Ordnung, wie es fürderhin bei christlichen Hochzeiten, Kindtaufen, Bierschante und mit der Weinweihe und Borgen soll gehalten werden“ zu erlassen, die am Freitag nach Johannis Bapt. des genannten Jahres kundgemacht wurde.

Diese Ordnung, welcher man einen allgemeinen kulturgeschichtlichen Wert nicht absprechen wird, hat hinsichtlich der Hochzeiten nachstehenden — in heutiger Schreibweise wiedergegebenen — Wortlaut:

„Nachdem allhier bei gemeiner Stadt Leipa große Unordnung sonderlich bei christlichen Hochzeiten eingerissen, darinnen wenig Zucht und Ehre will bedacht werden, als sind auf Befehl beiderseits unserer gnädigen Obrigkeit von uns, Bürgermeister und Ratmännern, nachfolgende Artikel, wie es künftig solle gehalten werden, verzeichnet und publice angeschlagen worden:

Erstlich soll die Stunde, wenn man den Kirchgang halten soll, von Ostern an bis auf Michaelis (29. September) um 16 Uhr\*) und von Michaelis bis auf Fastnacht um 18 Uhr angestellt sein. Dazern aber die Stunde nicht eingehalten würde, so soll die Kirche zugeschlossen (werden) und diesen Tag keine Kopulation geschehen. Damit aber keinem Bräutigam und (keiner) Braut kein Scherz widerfahre, als soll ein jeder Hochzeitsgast am Sonnabend entweder klar zu- oder abfagen, damit man sich im Kirchgange und Kuchen darnach zu richten (weiß). So nun einer, der zugesagt hätte, mutwillig ausbliebe und sich nicht in Zeiten entschuldigte, soll er 12 weiße Groschen unnachlässig zur Strafe ins Spital verfallen haben.

Zum andern soll die Ordnung gehalten werden, daß die jungen Gefellen je zwei und zwei den Männern im Ein- und Ausgehen der Kirche nachfolgen und keiner keine Jungfrau, allein der Brautführer die Braut, führen soll. Nach den Gefellen sollen die Jungfrauen in aller Zucht je Paar und Paar und darauf die Weiber folgen. Nach dem Essen aber mögen die jungen Gefellen die Jungfrauen zum Tanze führen, doch sollen die Brauti-

\*) In damaliger Zeit war neben der „halben Uhr“ auch die „ganze Uhr“ noch im Gebrauche. Die in Deutschland bereits um das Jahr 1400 auftretende Tageseinteilung in zweimal 12 Stunden an Stelle der alten 24-Stunden-Zählung von Sonnenuntergang bis Sonnenuntergang war zwar in Böhmen schon unter Ferdinand I. hie und da üblich geworden — sie wurde als „Deutsche Uhr“ bezeichnet —, doch erhielt sich daneben auch die alte 24-Stunden-Einteilung, die „Böhmische Uhr“, in Kalendern und Zeitangaben bis nach 1700. Die „Böhmische Uhr“ hatte infolge ihrer Zählung von Sonnenuntergang an im Laufe der Jahreszeiten einen verschiedenen Ausgangspunkt. Sie begann im Januar etwa um 4 Uhr nachmittags unserer jetzigen Rechnung und rückte mit ihrem Beginne langsam in spätere Stunden, um im Juni auf 8 Uhr abends zu fallen und dann allmählich bis zum Dezember wieder auf 4 Uhr hinaufzurücken.



fürher einem jeden jungen Gesellen eine Jungfrau zuordnen. Würde sich aber ein junger Geselle einiger Jungfrauen, so ihm zugeordnet, widern, soll er gefänglich eingezogen werden und 12 weiße Groschen unnachlässig zur Strafe erlegen.

Zum dritten soll der Tanz Winter- und Sommerzeit nicht länger denn bis um 23 Uhr gehalten werden bei Strafe eines Rates.

Zum vierten. Dazern sich ein Geselle mit einer Jungfrau am Tanze verdrauhete und (sie) sich des Judentanzes gebrauchten oder sonst wie die unsinnigen Leute gebarten, soll der Richter Macht haben, den Gesellen und (die) Jungfrau alsbald vom Rathause oder Tanzboden zu nehmen und gefänglich einzuziehen, sie auch nicht herauszulassen, sie haben denn dem Richter 10 weiße Groschen und dem Diener 2 weiße Groschen erlegt.

Zum fünften. Wenn die Braut um 23 Uhr vom Tanzboden geht, sollen ihr die Gesellen und Jungfrauen das Geleite bis anheim geben; nachmals sollen die Gesellen den Jungfrauen das Geleite auch anheim in ihrer Eltern oder Herren Häuser geben und soll kein junger Geselle keine Jungfrau bei der Nacht in die Wein- oder Schankhäuser führen bei ernster Strafe eines ehrbaren Rates.

Zum sechsten. Diemeil auch allhier ein sehr böser Brauch mit Macht eingerissen, daß man die Speisen mehrenteils vom Tische weggibt und anheimschickt, als soll hinsüro ein jeder, von dem solches geschehen wird, er sei, wer es wolle, allemal 5 weiße Groschen den Armen ins Spital unnachlässig zu geben, schuldig sein; diejenigen aber, so darbei sitzen und solches vertuschen helfen, sollen zu gleicher Strafe verbunden sein."

## Kleine Mitteilungen

### Sudetendeutsche Siedler in Gašinci (Djalobština) in Slavonien

Gašinci ist der einzige Ort in der Umgebung der Bischofsstadt Djakovo, in dem durch die große deutsche Siedlungsbewegung in Slavonien während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch eine sudetendeutsche Ansiedlergruppe sich ansässig machte. Er liegt in der Luftlinie 8 Kilometer westnordwestlich von Djakovo entfernt und hatte nach der Volkszählung von 1931 1261 Einwohner. 671 von ihnen waren Deutsche, der Rest außer 20 Tschechen waren Kroaten. Obwohl die Deutschen an Zahl nur wenig über 50 Prozent der Bevölkerung ausmachen, besitzen sie über 80 Prozent Dorfflur. Von 280 Gespannen im Dorf sind 200 in deutscher Hand.

Die gesamte deutsche Bevölkerung von Gašinci befindet sich ebenso wie die tschechische Gruppe erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jhd. im Ort. Der Hauptteil ist sogar erst seit 1883 eingewandert. Die allermeisten kamen aus der Batscha, eine Gruppe von 15 Familien etwa kam in den Jahren 1883 bis 1885 aus dem Burgenland und eine dritte endlich hat ihre Heimat im sudetendeutschen Gebiet.

Die Sudetendeutschen, von den Deutschen im Ort Deutschböhmen oder einfach Böhmen genannt, stammen sämtlich aus B i s c h o f t e i n i c h und

seiner nächsten Umgegend. Die „Stockböhmern“ genannten Tschechen sind mit ihnen gekommen. Sie heirateten auch untereinander, und ihre Burschen und Mädels sprechen schon fast nur noch kroatisch, weil sie sich eher an Kroaten und kroatisierte Tschechen anschließen als an deutsche Altersgenossen. Bei den Alten ist das Deutschbewußtsein noch lebendig. Sie sprechen noch ihre heimatliche Mundart.

Die erste sudetendeutsche Familie in Gašinci war die Familie Lehanka, die schon um 1860 sich hier angekauft hat. Über die Gründe ihrer Auswanderung ist jetzt nichts mehr bekannt. Im Dorf mußte sie sich in allem den kroatischen Gewohnheiten anpassen. Dieser Zwang zu einem ungewohnten Leben mag der Grund gewesen sein für eine stärkere innere Verbundenheit zur alten Heimat, die sich darin äußerte, daß die Familie mit ihr lange in brieflicher Verbindung blieb. Zu ihrer Bekanntschaft gehörte in Bischofteinik ein Maurer Schmidt, der, abgebrannt und verschuldet, in Wien während der warmen Jahreszeiten für seine Familie das Brot verdienen mußte. Die mit der Okkupation Bosniens notwendig gewordene Aufsbauarbeit mit ihren guten Verdienstmöglichkeiten lockte ihn nach Bosnisch-Brod, von wo aus er die Familie Lehanka in Gašinci besuchte. Er fand sehr günstige Ankaufsbedingungen und ließ seine Familie schon 1880 nachkommen. Aus dem armen Saisonarbeiter wurde ein für slawonische Verhältnisse wohlhabender Bauer mit 40 Joch Feld, wovon allein ein Joch Pflaumengarten war. Für Haus, Hof und Feld brauchte er die auch für diese Zeiten nur geringe Summe von 500 Gulden zu bezahlen. Das Glück war jedoch nicht ungetrübt. Die Kroaten, im Dorfe noch bei weitem in der Überzahl, machten dem Neusiedler viel Schaden, trieben ihr Vieh in sein Getreide, mähten bei Nacht seine Maisfelder, indem jeder, zwei Sensen in den Armen, durch die Reihen lief, hackten Bäume um und steckten seinen Hof in Brand.

Trotz dieser feindlichen Äußerungen der Kroaten lockte der billige Boden, und so finden wir heute in Gašinci zehn sudetendeutsche Familien mit den Namen: Lehanka, Schmidt, Horbaschek, Kobelhirsch, Rowe, Slawitschka. Von den Stockböhmern hat zwar keiner einen deutschen Namen, aber eine Familie nennt sich Remac.

In Haus und Hof unterscheiden sich die Sudetendeutschen nicht von den übrigen Deutschen. In der ersten Zeit wohnten sie in den von ihnen gekauften kroatischen Häusern. Wenn diese ihnen über dem Kopfe angezündet waren, oder wenn sie in späteren, friedlicheren Jahren einiges Geld gespart hatten, bauten sie schöne große Höfe nach dem Vorbild der Schwaben aus der Batschka. So bekam das Dorf in vielen Teilen ein deutsches Aussehen. Die Deutschen konnten mit der Zeit freier atmen und ihre Kraft und Ordnungsliebe machten den offenen Feindseligkeiten der Kroaten allmählich ein Ende.

Freiburg i. B.

Erwin Boehm.

### Die Susanne von Graupen

Wenn Gewitter aufzog, wurde in Graupen die Glocke Susanne geläutet. Die Sage erzählt darüber:

Die Graupner Kirche hatte eine schöne Glocke, die Susanne, die an hohen Festtagen geläutet wurde. Eines Tages, als die Leute — es war in der Erntezeit — auf den Feldern arbeiteten, zog plötzlich ein fürchterliches Unwetter auf. Der Himmel verdunkelte sich rasch und die Leute mußten sich sehr beeilen, um noch vor Ausbruch des Unwetters ihre Wohnungen zu erreichen. Schon tobte das Unwetter einige Stunden, Blitz folgte auf Blitz und die geängstigten Bewohner von Graupen waren ratlos. Da hörten sie plötzlich eine laute Stimme, die verkündete: „Eher geh ich nicht von dannen, bis ich höre die Susannen.“

Rasch beeilte man sich, dem Wunsche nachzukommen, die Susanne wurde geläutet und das Unwetter hörte auf. Seither wurde immer dann, wenn ein schweres Gewitter aufzog, die Susanne geläutet.

Die Glocke Susanne, die in dem noch erhaltenen hölzernen Glockenturm Graupens war, ist heute nicht mehr da. Als der große Brand von Graupen war, wurde mit ihr so heftig geläutet, daß die Glocke zersprang. Sie wurde umgeschmolzen. Während des Krieges mußte sie abgeliefert werden. Das Ansuchen, daß sie wegen ihres historischen Wertes erhalten bleibe, kam günstig erledigt erst zurück, als die Glocke bereits mit anderen eingeschmolzen war.

Prag-Tepliz-Schönau.

Dr. Gertha Wolf.

### Was der Volksmund von der Orakelblume sagt

Die Orakelblume ist die Margarite, hier auch Johannesknopf oder Gewitterblume genannt. Johannesknopf, weil die Blume um Johanni (24. Juni) blüht; Gewitterblume, weil damit das Wetter für den nächsten Tag in der Weise bestimmt wird, daß die Kinder eine Zungenblüte nach der andern abreißen und dabei einen der folgenden Sprüche sagen; was auf die letzte Blüte trifft, gibt das Wetter für den kommenden Tag an. Z. B.: Schön, Regen, Sonnenschein. Zu jedem Worte kommt ein Blatt, so auch bei den folgenden Orakeln.

In Liebesorgen wählt man den Spruch: Verliebt, verlobt, verheiratet, geschieden.

Oder: Er liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig, garnicht.

Antwort auf bestimmte Fragen:

Was bist du? Frau, Fräulein, Dame, Herr.

Woraus ist dein Kleid? Lompen, Feln, Sommet, Seiden.

Wie hast du dein Kleid erworben? Gestift, geräbt, genommen, gestohlen. Auch: Gebittelt, gebettelt, gestohlen, gekauft.

Was bist du? Kaiser, König, Edelmann, Bürger, Bauer, Bettelmann, Straßenräuber, Tellerleder, Stiefelputzer, Dieb.

Was ist dein Fuhrwerk? Flugzeug, Auto, Kalesch, Mestwän (Mistwagen). Früher sagte man: Karuze, Kalesse, Mestwän.

Manche dieser Sprüche dienen den Kindern auch als Muszählreime. In

Ermangelung von Blumen wird nach den Knöpfen am Rocke gezählt. Bisweilen werden zu diesen Orakelsprüchen auch die gefiederten Blätter der Akazie gewählt; es wird dann jedesmal eines von den Blättchen abgerissen.

Große (Schlesien).

Johann Schreiber.

### Trachtenerneuerung

Die Bestrebungen zur Erneuerung oder Neuanschaffung unserer sudetendeutschen Heimattrachten sind in einzelnen Landschaften unter Führung tatkräftiger Einzelpersönlichkeiten bereits recht weit gediehen. Diese Erfolge haben auch in den anderen Gebieten das Verlangen nach der eigenen Tracht geweckt und so regt sich überall neues Leben. Alle diese Einzelbestrebungen soll ein gemeinsamer Trachtenausschuß der deutschen Volkstumsvverbände zusammenfassen und nach einheitlichen Richtlinien verbindlich leiten. Dieser Trachtenausschuß arbeitet mit landwirtschaftlichen Arbeitskreisen für Trachtenpflege zusammen.

Voraussetzung aller Arbeiten in dieser Richtung ist eine genaue Kenntnis dessen, was an trachtlichen Überlieferungen in unserer Heimat lebendig ist oder lebendig war und wie weit die Erneuerungsarbeit bereits gediehen ist, bzw. wer zur Mitarbeit bereit ist. Dem soll eine Erhebung durch zwei Fragebogen dienen. Der erste soll eine allgemeine Übersicht bringen, der zweite gibt eine genaue Anleitung für die Aufzeichnung der bäuerlichen Trachtenüberlieferung. Den Mitarbeitern wird kostenlos ein bebildeter Sonderdruck „Neue sudetendeutsche Heimattrachten. Grundsätze und Richtlinien“ zugehen.

Die Vorschläge für die erneuerten Trachten werden von den landschaftlichen Arbeitskreisen ausgearbeitet und dem Trachtenausschuß zur Begutachtung durch seine wissenschaftlichen, künstlerischen, gewerblichen und wirtschaftlichen Sachleute vorgelegt. Die genehmigten Entwürfe sind dann durchzuführen.

Anmeldungen zur Mitarbeit und Anfragen sind zu richten an die Trachtenkundliche Arbeitsstelle, Seminar für deutsche Volkskunde, Prag XII., Budečská 6.

Prag.

Dr. Josef Hanika.

**Zentralarchiv der deutschen Volkszählung.** Weiter sind eingelaufen, bzw. wurden aufgenommen:

41. Marie Nirtel, Oberstleutnantswitwe, nachgelassene handschriftliche Sammlung von Sagen aus dem nordwestlichen Böhmen und Prag (Eigentum des Museums in Tepliz-Schönau): 244 Sagen (meist nach der Erzählung von Soldaten aufgeschrieben).

42. Georg Lányi, stud. phil., Leutichau: Eine Sage.

43. Dr. Gertha Wolf, Tepliz-Schönau: 36 Sagen und Schwänke aus dem Teplitzer Bezirke.

**Josef Hofmann** — 80 Jahre alt. Am 19. März feiert der Altmeister der Volkskunde des Egerlandes in seiner Heimatstadt Karlsbad das 80. Ge-

burtsfest. Seine Verdienste als Sammler und Erforscher der Lieder, Sagen, Trachten, Hausformen und Erzeugnisse der Volkskunst sind wiederholt gewürdigt worden; auch als Verfasser heiterer Mundartdichtungen ist Hofmann weithin bekannt. Unsere Zeitschrift übermittelt ihm die herzlichsten Glückwünsche.

**Berichtigung.** In dem Beitrag „Geburt und Taufe im Acher Ländchen“ von Hugrun Hintner im letzten Heft 1937 soll es richtig heißen: S. 139 Meßersteich (nicht Meßkersteich), S. 143 Niederreuth und Wernerkreuth (nicht Niederwald und Wernerwald), S. 145 Kellerstiegen (nicht Kollerstiegen) und Hainberg (nicht Heimberg), S. 146 elbischen (nicht albischen), S. 155 kreisen (nicht kreisten).

## Antworten

(Einlauf bis 15. Jänner.)

361. Weitere neue Bezeichnungen, die zum Teil zugleich die Politisierung der Bevölkerung erkennen lassen, sind: Das Wochenendhaus eines Anhängers Henleins heißt „die Hühnerbaud“, eine eifrige Verfechterin seiner Partei wird „Henleinnutter“, das Haus, in dem das Heim der Partei ist, „braunes Haus“ genannt; weiter gibt es einen „Henleinschuster“ und eine „Henleinnühle“, aber auch einen „BdL-Müller“ (Bund der Landwirte-Müller). Die Antswalterin der sozialdemokratischen Partei wird „die Freiheitsgöttin“ genannt; das Gasthaus, in dem die Gendarmen verkehren, ist das Národní dům; ein Fabrikbeamter heißt wegen seiner Gestalt „der Dunkel Bobby“ und ein turmähnlich gebautes, zweistöckiges Arbeiterwohnhaus wird „der Hungerturm“ genannt. (J. Thöndel, Bergstadt bei Römerstadt).

377. Daß Petroleum gegen Ungeziefer hilft, habe ich selbst erprobt. In der italienischen Kriegsgefangenschaft fasten wir gegen Läuse Petroleum, das uns bald von der Plage befreite. Als ich mir bei einem Verfehgange im Armenhause von Dobrzán Läuse holte, kaufte ich mir einen Liter Petroleum und rieb mich damit in der Radbusa ab; auch das half. (P. Albert Stára, Pfarrer, Blatník bei Nürschan.)

421—430. In Neusattl bei Elbogen dingt man die Dienstboten — es kommen wenig in Betracht, weil es hier nur kleine Wirtschaften gibt — zu Neujahr, was ohne Vermittler geschieht. Angeld wird nicht gegeben. Der Lohn wird monatlich gezahlt. Der Abgang der Dienstboten wird „Džvia“ (Abziehen) genannt. (R. Baumann.) — In Nísl bei Zwittau „mietet“ man die Dienstboten schon vor der Erntezeit, was im Orte durch die Hausfrau und außerhalb durch eine Vermittlerin, die „Mieterin“, erfolgt. Dabei wird ein Angeld gegeben. Der Dienst wird zu Dreikönig angetreten („anstehen“ = einstehen). Die Zwischentage heißen „Sterztage“. Beim ersten Anspannen im Frühjahr wird der Knecht mit Wasser beschüttet, damit er nicht auf das Tränken der Zugtiere vergiftet. Der Lohn wird, von Vorschüssen abgesehen, erst zu Jahreschluß ausgezahlt. (Johann Frodl.)

Nach der folgenden Stelle im Stadtbuch von Leibitz, mitgeteilt von Doktor Herbert Weinelt, dürfte in der Oberzips der ältere Gesindetermin Weihnachten gewesen sein, für den die Obrigkeit Neujahr durchzusetzen suchte. Ein „Ein mützig bewilligter Beschluß derer sämtlich versammelter Hundert-Männer von den königlichen XIII. Städten, so in Leibitz...“, der im Jahre 1692 zustande kam, besagt u. a.: „Daß die Land-Artikel fleißig und wohl sollen obseruiert werden, besonders wegen der Dienstboten, so zur Unzeit aus dem Dienst treten, das Ende des Dienstes soll seyn am neuen Jahrestage und nicht auff Weh-Nachten. Die Neujahrs-geschenk der Dienstboten sind hiebeh gänzlich inhibiert und eingestellt.“

431. Läßt jemand die T ü r o f f e n, so fragt man auch in Freudenthal: „Du host woi a Stong ein Orsch, doß de de Tür ni zumochen konnst?“ Oder: „Ihr hott (habt) woi a Rotzsch (Koze) schtott aner Tür?“ (G. Weiser.)

433. Auch in Freudenthal besteht der Glaube, daß der einen P f e r d e - f u ß bekommt, der in der Fastenzeit tanzt. (G. Weiser.)

436. Am B a r t h o l o m ä u s t a g e soll man nicht in den Krautgarten gehen, weil man damit das Wachstum behindert. Denn: „Bortl schmeißt di Gäät ais Kraut“ (Bartel wirft die Häuptel ins Kraut). (F. J. Langer. Klein-Mohrau i. M.)

437. Auch hier sagt man bei S o d b r e n n e n „Der Herzwurm hot mich besecht“. Da gewöhnlich schwangere Frauen Sodbrennen haben, entstand der Spruch: „A räaner Jongst briert mi“ (Eine reine Jungfrau bekommt kein Sodbrennen). (F. J. Langer.) — Die Redensart vom „Harzborn“ (Herzwurm) ist auch in der Sprachinsel Deutsch-Brodet und in Kornitz gebräuchlich. Bei gewöhnlichem Sodbrennen zerlaut man in Kornitz drei Mandeln. Das Mittel ist bewährt. Einer meiner Professoren am Gymnasium in Olmütz (vor etwa 55 Jahren) pflegte immer Wasser mit geschabter Schulkreide zu trinken. (G. Tilscher, Kornitz.)

441. Daß der N a m e eines Kindes einem am gleichen Tage zur Welt gekommenen Haustier gegeben wird, war nur in früheren Zeiten üblich. (J. Thöndel.)

442. Bei der W a h l der T a u f n a m e n erhält im Egerland das Kind den Namen des Paten, ohne Rücksicht darauf, ob der Name in der Familie schon vorhanden ist oder nicht. So kenne ich eine Familie, in welcher drei Buben Hansl heißen und voneinander unterschieden werden als der große, kleine und dicke Hansl. (Albert Brosch, Eger.) — Ein „Zurücktaufen“ findet in der Iglauer Sprachinsel nicht statt, das bringt kein Glück. In Znaim sagt man, daß solche Kinder nicht wachsen, in Dörsitz bei Znaim, daß sie bald sterben. (Ignaz Göth.) — Kinder sollen den Namen von Heiligen erhalten, deren Festtag noch in demselben Jahr, in dem die Kinder geboren wurden, gefeiert wird. Ein Zurückgreifen auf einen Namen, dessen Feier bereits vorbei ist, hat schlechte Folgen. Solche Kinder sterben gern frühzeitig, gleichwie die Kinder, denen man den Namen eines bereits verstorbenen Kindes aus der Familie gegeben hat. Für die hiesige Gegend gilt wie für alle katholischen Gebiete, daß der Namenstag mehr gefeiert wird als der Geburtstag. So werden z. B. besondere Joseffeiern veranstaltet. (F. J.

Sanger.) -- Auch hier ist das „Zurücktaufen“ nicht üblich. (J. Thöndel.) -- Hier pflegt man ebenfalls bei der Wahl der Taufnamen „vorzugreifen“. (G. Tilscher.)

443. Ein närrisches Weib (oder einen närrischen Mann) bekommt, wer in das „Tippl“ (Kaffeetopf) lacht. (R. Baumann.) -- Einen dummen, in Fleisch bei Duz unartigen Mann bekommt man, wenn man ins Glas lacht. (Dr. Gertha Wolf, Teplitz-Schönbau.) -- In diesem Falle bekommt man auch nach hiesigem Glauben ein närrisches Weib. (J. Thöndel.)

444. Weiße Flecken unter den Fingernägeln bedeuten Glück (A. Brosch, Eger; R. Baumann, Chodau); „es blüht das Glück“ (Dr. G. Wolf). Je nach dem Finger bedeuten sie Verschiedenes: Am Daumen Glück, am Zeigefinger Unglück, am Mittelfinger Freundschaft, am Goldfinger Liebe, am kleinen Finger Ehe. (J. J. Sanger.) Dasselbe sagt man in Bergstadt, nur bedeuten die weißen Flecken, von denen man im allgemeinen sagt „Wie viel Tüpfel, so viel Schapla“, am Mittelfinger Liebe, am Ringfinger Heirat und am kleinen Finger Tod. (J. Thöndel.) -- In der Jglauer Sprachinsel heißt es von den Leuten mit weißen Nagelflecken, daß ihnen das Glück blüht, in Znaim, daß sie heiraten oder von der Heimat bald und weit fortkommen, in Ledwitz bei Znaim, daß sie Glück und viel Geld haben und alt werden. (J. Göth.) -- Das „Blühen“ der Fingernägel bedeutet Glück. (G. Tilscher.)

445. Auch hier wird der verdorbene Magen dadurch geheilt, daß man die dünne Haut eines Hühnermagens trocknet, zu Pulver zerreibt und einnimmt. Der Hühnermagen soll einen verdauungsfördernden Stoff enthalten. (J. J. Sanger.) -- Hier ist daselbe Heilmittel üblich. (J. Thöndel.)

447. Der Fronleichnamstag ist für die Sandbevölkerung ein hoher Feiertag, an diesem Tage darf man kein Futter holen und nicht einspannen. Die erwähnte Sage ist in Neufattl bei Elbogen unbekannt. (R. Baumann.) -- Auch hier darf an dem Tage kein Futter geholt werden, die Sage ist ebenfalls unbekannt. (J. Thöndel.) In den Orten um Znaim fährt man an diesem Tage nicht um Gras oder Klee. Das während des Umganges aufgestreute Gras wird getrocknet und am Heiligen Abend den Kühen verfüttert. (J. Göth.)

450. Besondere Dörrhäuschen gab es früher im mittleren Nordböhmen. Im Saazerland sind es meist die Hopfendörrhäuschen, die nachher zum Trocknen des Obstes benützt werden. (Dr. G. Wolf.)

## Umfragen

451. Welche weiteren Behnörter aus dem Tschschischen lassen sich feststellen?

452. Wer kennt Sagen über Prämonstratenser und Prämonstratenserklöster?\*)

453. Im sudetendeutschen Gebiet, vor allem im Riesengebirge, wird oft ein Rübexahlschwanf erzählt: Wanderer, die wissen wollen, ob der

\*) Antworten an Pfarrer P. Albert Stara, Blatník, P. Mürschan bei Pilsen.

alte Berggeist noch lebt, rufen immer wieder seinen Namen. Rübzahl aber erscheint nicht. Endlich gelangen sie zu einer Höhle und sehen da einen uralten Mann mit einem langen, weißen Bart vor einem Buche sitzen. Auf Befragen gibt er sich als Rübzahl zu erkennen. Und als man ihn fragt, warum er sich nicht mehr zeige, antwortet er: „Ich muß Tschechisch lernen, weil ich die Prüfung aus der Staatsprache ablegen muß.“ Wer kennt ähnliche satirische Umformungen alter Sagenstoffe?

454. Damit sich kleine Kinder an den Schrecken gewöhnen, soll man nach Mitteilung von R. Gruschka (Piesling a. d. Thaba), wenn sie liegen, das offene Gebetbuch über der Wiege laut zuklappen. Oder man soll das Kind unter den Tisch legen und mit der Faust auf die Tischplatte schlagen. Wenn aber ein Kind einmal wirklich erschrocken ist, soll man es gleich auf den Nachtopf setzen, damit es harnt; dann hat der Schreck keine schädlichen Folgen. Wo ist dasselbe üblich?

455. Wie Dr. Gertha Wolf mitteilt, bitten in der Antonikapelle, die an der von Eichwald nach Graupen führenden Straße steht, Mädchen um einen Mann und sollen dabei folgendes Gebet sprechen:

Heiliger Antonius, bescher mir einen Mann!  
Ob er auch krumm ist oder Lahm,  
Daß ich auch sagen kann, ich hab einen Mann!

Wo sind ähnliche Gebete zum hl. Antonius (oder Andreas u. a.) üblich? Wo ist es Ernst und wo nur Scherz?

456. Was bedeutet das Flackern der Altarkerzen bei der Trauung? Nach Mitteilung von E. Weiser glaubt man in Freudenthal, daß dann die Ehe „krumm“ wird. Manche Leute lassen sich daher in der Kirche beim Heirathbräunel im Altvatergebirge trauen, weil dort die Kerzen ruhig brennen.

457. Wie Pfarrer P. Albert Stára schreibt, brachten noch vor drei oder vier Jahren Kinder (und Anverwandte) aus dem Dorfe Miez (Bezirk Petschau) ihrem verstorbenen Vater Essen auf das Grab am Sandeker Friedhof, was öfter auch auf anderen Gräbern geschah, ohne daß jemand daran etwas Außergewöhnliches fand. Wo ist derselbe Brauch noch anzutreffen?

458. Nach Mitteilung von Dr. G. Wolf pflegte ihr Urgroßvater nach der Sitte jener Zeit stets nach dem Essen zu sagen: „Gott sei Dank, daß wir leben und nicht krank sind und wissen, wie wir heißen!“ Wo waren oder sind nach dem Essen solche Sprüche an Stelle des Tischgebets üblich gewesen?

459. Zu Gertrud (17. März) soll man, wie J. Thöndel angibt, nichts nähen; denn man näht sonst den Hennen die hintere Öffnung zu, so daß sie keine Eier legen würden. Wo gilt derselbe Glaube?

460. Man soll das Futter nach einem Gewitter, wie derselbe Mitarbeiter schreibt, erst holen, bis die Sonne darauf geschienen hat. Denn die Sonne muß die dem Futter in Folge des Gewitters anhaftende Elektrizität erst wieder auffangen. Wo besteht derselbe Glaube und dieselbe Begründung?



# Schrifttum

Dr. Wilhelm P e s l e r, Handbuch der deutschen Volkskunde. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam.

Von dem großen Werk sind die Lieferungen 26, 27/28 und 29/30 (Band II, Heft 5, 6/7, 8/9) erschienen, womit die umfassende Darstellung von „Sitte und Brauch“ durch A. Spamer beendet ist. Die letzte Lieferung bringt außerdem die Beiträge „Kinderpielzeug“ von R. Gröber, „Volksspiele“ von R. Beitzl, „Musik und Musikgeräte“ von J. M. Müller-Blattau.

Dr. W d a m W r e d e, Deutsche Volkskunde auf germanischer Grundlage. Mit Zeichnungen von Philipp Schmidt. 2. wesentlich umgearbeitete und erweiterte Auflage. Verlag A. W. Zickfeldt, Osternieck (Harz) und Berlin, 1938.

Das vorzügliche Buch, das wir gleich bei seinem Erscheinen wärmstens begrüßt haben, ist noch weiter ausgetastet und bereichert worden und wird man seinem doppelten Zweck, der volkswissenschaftlichen Wissenschaft zu dienen und volkswissenschaftliche Erziehungsarbeit zu leisten, noch mehr gerecht.

Dr. Dr. Ernst L e h m a n n, Vom Gefüge des Volkes. Aufriß einer deutschen Volkssoziologie auf volkswissenschaftlicher Grundlage. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg (1938). 123 S. Preis kart. 28 Kz.

In Fortführung von Gedanken, die bereits in dem früheren Buche „Erziehung im Volke“ dargelegt wurden, gibt Lehmann in diesem neuen Werke eine Übersicht über das Gefüge des Volkes mit der natürlichen und klaren Gliederung: Abstammungsgefüge, Räumliche Gefüge, Altersgefüge, Berufliche und ständische Gefüge. Das Buch ist den in der praktischen Volkstums- und Schutzvereinsarbeit Stehenden besonders zu empfehlen.

Doris M a s s n h, Die Formel „Das braune Mägdlein“ im alten deutschen Volkslied. Diss., Breslau, 1937. Sonderdruck der Niederdeutschen Zeitschrift für Volkskunde, 15. Jahrg., Heft 1/2. 41 S.

Die fleißige Untersuchung fördert eine Fülle von Stoff zu dem auch in unserer Zeitschrift behandelten „Schönheitsideal des Volkes“ (Jahrg. 1936, S. 133 ff.) zutage und geht besonders gründlich auf die soziale Differenzierung, die sich bei Betrachtung der Lieber vom braunen Mägdlein ergibt, und auf die erotische Bedeutung des Wortes „braun“ ein.

Leopold S c h m i d t, Formprobleme der deutschen Weihnachtsspiele. Band 20 der Schaubühne. Quellen und Forschungen zur Theatergeschichte. Verlag Heinrich & J. Lechte, Emsdetten (Westfalen), 1937. 125 S. Preis kart. 4 Mark 80.

Mit diesem Werk hat L. Schmidt die deutsche Volksschauspielforschung um einen gewaltigen Ruck weitergebracht. Ist es doch der erste und dabei ausgezeichnete gelungene Versuch einer Stilgeschichte des Volksschauspiels. Eine gediegene Geschichte der Umzugsspiele, Stubenspiele, Großspiele und Stripperspiele ist dem Hauptteil des Werkes vorangestellt, das die hauptsächlichsten Formelemente des Volksschauspiels unterjucht. Bei dem großen Anteil des sudetendeutschen Gebietes an dem gesamten Volksschauspiel ist erklärlich, daß die sudetendeutschen Spiele vielfach im Vordergrund der Betrachtung stehen. Schon aus diesem Grunde gehört das Buch in die besseren sudetendeutschen Bücherreihen.

Adolf S p a m e r, Weihnachten in alter und neuer Zeit. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1937. 98 S. Preis geb. 1 Mark 60.

Das Buch, das alles heutige Wissen um die Herkunft und das Werden der Weihnachtsbräuche zusammenfaßt und überdies gar manche bisher unbekanntes Quelle erschließt, ist aufs wärmste zu empfehlen.

Fritz Boehm, Geburtstag und Namenstag im deutschen Volksbrauch. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, 1938. 78 S. Preis geb. 1 Mark 20.

In dem wissenschaftlich gut unterbauten und fesselnd geschriebenen, mit schönen Bildern gezierten Büchlein wird ein volkstümliches Stoffgebiet anschaulich behandelt, das bisher ziemlich vernachlässigt wurde, obwohl auch da manche urtümliche Züge anzutreffen sind, so z. B. der auch in Westböhmen belegte Brauch, das Geburtstagskind, das sonst „gebunden“ wird und sich durch eine Gabe „auslösen“ muß, zu „würgen“.

J. Nießen, Auf Naturpfaden der Heimat im Kreislauf des Jahres. Heft 1/2 der Schriftenreihe „Deutsche Scholle. Neues Schauen und Erleben unserer Heimat“. Ferd. Dummlers Verlag, Berlin und Bonn, 1938. 78 S. Mit einer Kunstdrucktafel und 25 Abb. Preis geb. 1 Mark 35.

Mit diesem vollständig geschriebenen Buch hat der Verfasser der „Rheinischen Volksbotanik“ einen sowohl für den Schulunterricht und den Lehrer als auch für jeden Freund der Natur passenden Leitfaden geliefert, der sicherlich weite Verbreitung finden wird.

Franz Weiser, Lautgeographie der schlesischen Mundart des nördlichen Nordmährens und des Adlergebirges. 1. Heft der Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern, hg. im Auftrage der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag von Ernst Schwarz. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn, 1937. 126 S. u. 24 Karten. Preis kart. 8 Mark.

Mit diesem Band beginnt eine Reihe wissenschaftlicher Werke zu erscheinen, die wohl in erster Reihe für den Sprachforscher bestimmt sind, aber den regsten Anteil aller geistig tätigen Sudetendeutschen verdienen. Denn sie erschließen ihnen so recht die eigene Heimat, machen sie mit den Eigentümlichkeiten ihrer Sprache bekannt und klären sie über die Ursachen und Wechselbeziehungen auf. In dem vorliegenden Werke, das auch die Stadtmundart von Mähr.-Schönberg kurz behandelt und die Besiedlung des Gebietes und Herkunft der Siedler bespricht, ist der Schlussabschnitt „Sprachgrenzerscheinungen“ volkstümlich besonders bemerkenswert.

Ilse v. Arlt, 25 Jahre Volkspflege. Sonderdruck aus dem Nachrichtenblatt des o.-ö. Landes-Jugendamtes „Jugendfürsorge in Oberösterreich“, 1937.

Auf diesem am 25. September 1937 in Wien gehaltenen Vortrag ist deshalb aufmerksam zu machen, weil hier versucht wird, die Volkstunde in Lehre und Tat in die praktische Volkspflege einzubeziehen und für sie fruchtbar zu machen.

Alfred Schmidtmayer, Der Weg der Sudetenrdeutschen. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz u. Leipzig, 1938. 302 S. Preis in Leinen geb. 30 Ks 35.

Das Buch des leider während des Druckes gestorbenen guten Kenners der sudetendeutschen Geschichte ergänzt seine „Geschichte der Sudetendeutschen“ in ausgezeichneter Weise. Beide Werke sind wahre Volksbücher und gehören in jedes sudetendeutsche Haus.

Oskar Lukas, Das deutsche Frauenbuch. Ein Buch für Werktag und Feierabend. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz u. Leipzig, 1938. 285 S. Preis kart. 36 Ks, in Leinen geb. 40 Ks.

Dieses Werk, das in den Abschnitten „Frau und Volk“, „Frauen-Leben und -Schaffen“, „Ehe und Familie“, „Mutter und Kind“ und „Frau in der Volkstümmarbeit“ eine Fülle von Einzelaufsätzen und Geschichten bietet, zu denen sich prächtige Bilder gesellen, ist ein vortrefflicher Wegweiser für die deutsche Frau.

Franz Schögel, Wir Bauern. Von Leuten und Zeiten auf Ackerbreiten. Adolf - Buser - Verlag, Wien, 1938. 120 S.

Mit diesen herzfrischen Gedichten erlebt man die gesamte Jahresarbeit des Bauers und dringt in sein Denken und Fühlen und in seine Überlieferungen ein. Eine junge Künstlerin, Grete Hartmann, hat gelungene Bilder beigeleuchtet. Diesem Buch ist weiteste Verbreitung zu wünschen.

Im gleichen Verlag sind die von uns im Vorjahr angezeigten Werke „Deutsche Dichtung in Östereich“ von Adalbert Schmidt und „Österreichs deutsche Leistung“ von Erwin Stranik bereits in 2. vermehrter Auflage erschienen. Besonders hervorzuheben sind ferner zwei Gedichtbände „Maß und Schranke“ und „Mensch in den Bezeiten“ von Friedrich Scherer, die der gleiche Verlag, der nur Auserlesenes bieten will, herausgebracht hat.

Edmund Schneeweis, Slavische Märchen aus der Tschechoslowakischen Republik. Band 11 der Deutschen Jugendbücherei. Staatliche Verlagsanstalt, Prag, 1937. 247 S. Preis 11 Ka.

Schneeweis, der Vertreter der slawischen Volkskunde an der Deutschen Universität in Prag, läßt mit diesem Buch seinen bereits früher als Band 5 derselben Reihe erschienenen slawischen Sagen aus der Republik nun auch die Märchen folgen. Die Auswahl ist derart getroffen, daß Proben von Böhmen bis nach Karpathenrußland vorgeführt werden. Allerdings sind die meisten Stücke, namentlich alles, was von Božena Němcová stammt, keine Volksmärchen, sondern auf Volksmotiven aufgebaute Kunstmärchen. Für eine Neuauflage wäre zu empfehlen, daß die Eigennamen eingedeutlicht werden. Für ein deutsches Schulkind sind Sätze wie die folgenden schwer zu lesen: „Da sprach der Fuchs Nyša zum Prinzen: Schön paßt die Jungfrau Zlatovláška zum Pferd Zlatohřivák! Tut es dir nicht leid, Prinz, das Pferd Zlatohřivák für den Vogel Dhnivák herzugeben?“

Kunst und Handwerk. Sudetendeutsche Monatschrift für Malerei, Bildhauerei, Graphik, Architektur, Stadtbaukunst, Gartenkunst, Volkskunst, Kunsthandwerk, Gebrauchsgraphik. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg. Bezugspreis vierteljährlich 25 Ka, Einzelheft 12 Ka.

Diese neue, von Dr. R. F. Kerl geleitete Zeitschrift füllt tatsächlich eine Lücke aus, die zum Schaden des Sudetendeutschturns bisher vorhanden war. Die Volkskunde insbesondere hofft, daß sie sich mit der praktischen Auswertung des volkskundlichen Stoffes ausgiebig befassen wird. Unsere Zeitschrift, die nur der Stoffsammlung und wissenschaftlichen Forschung gewidmet ist, mußte in den zehn Jahren ihres Bestandes gar manchen Beitrag ablehnen, der „angewandte Volkskunde“ betraf und daher über ihren Rahmen hinausging. In dieser neuen Zeitschrift, die sehr gut ausgestattet ist, wird nun auch die Volkskunst, die Volkstracht und anderes, das aus der Sachvolkskunde wieder lebendig gemacht werden soll, beachtet werden.

Volk an der Arbeit (Reichenberg). — Aus dem 12. Heft 1937: R. Fischer, Das Wesen des Egerländers. — Aus dem 1. Heft 1938: G. Berch, Die nordböhmische Mundart.

Beiträge zur Klaviermusik (Reichenberg). — Folge 10—11 bringt altenglische Virginalmusik, Folge 12 Stücke von Jan Pieters Sweelinck und Samuel Scheidt.

Unser Egerland (Eger). — Aus Heft 11/12 1937: J. Hofmann, Ein Neujahrslied aus dem Kaiserwalde; R. Beher, Zwei alte Kunstbrüder; A. Zechel, Das Schrifttum zur Heimatkunde des Egerlandes im Jahre 1936.

Deutschmährisch-schlesische Heimat (Brünn). — Aus Heft 11/12 1937: G. Sühemilch, Siedlung, Hof und Haus in den deutschen Volksinseln bei Wischau; Volks- und Heimatforschung (mit wertvollen Berichten, Anregungen und Besprechungen).

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28. Druck von Heint. Merch Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die

Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Kontrollpostamt: Prag 25.

# Gudetendentsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylowo nám. 28.

11. Jahrgang 1938

2./3. Heft

## Im Banne des „prälogischen Denkens“

Von Dr. Walter Wolf, Freivaldau

In völker- und volkswissenschaftlichen Erörterungen taucht immer wieder der Begriff des „prälogischen Denkens“ auf. Dabei wird von den einzelnen Forschern dieser Begriff keineswegs einheitlich verwendet. Jeder versteht darunter etwas anderes. Das mag wohl daher kommen, daß man sich gar nicht genauere Rechenschaft darüber gibt, was seinerzeit L. Lévy-Bruhl<sup>1)</sup> unter dem „prälogischen Denken“ verstanden wissen wollte. Man begnügt sich heute vielfach mit einer Begriffsvorstellung, die sich aus dem Worte selbst zu ergeben scheint, und glaubt, daß sich die Begriffe „prälogisch“ und „logisch“ zueinander verhalten wie etwa die Begriffe „prähistorisch“ zu „historisch“. Natürlich ist diese Auffassung grundfalsch. Lévy-Bruhl denkt nicht an eine solche Möglichkeit.

Er stellt fest, daß bei den Naturvölkern gewisse Erscheinungen „mystische“ (uns Europäern unbegreifliche) Wirkungen ausüben sollen: „In einer großen Anzahl von Gesellschaften, die auf niedriger Stufe stehen, sind die Überfülle an Wild, Frischen oder Früchten, die Regelmäßigkeiten der Jahreszeiten und Regenperioden an die Vollbringung gewisser Zeremonien durch bestimmte Personen geknüpft, oder an die Gegenwart, an die Gesundheit einer heiligen Persönlichkeit, die eine besondere mystische Kraft besitzt. Oder das neugeborene Kind muß die Folgen all dessen, was sein Vater tut, was er ist, erleiden. Wenn der Indianer auf der Jagd oder im Krieg ist, ist er glücklich oder unglücklich, je nachdem seine im Lager gebliebene Frau sich dieser oder jener Nahrungsmittel oder Handlungen enthält oder nicht.“ (S. 58f.) Solche Beispiele führt nun L.-Br. an, um zu dem Begriff des „prälogischen Denkens“ vorzustoßen, und es heißt nun:

„Das ist der Grund, warum die geistige Beschaffenheit der Primitiven mit demselben Recht als p r ä l o g i s c h bezeichnet werden kann, mit dem sie als m h s t i s c h bezeichnet wird. Es sind dies eher zwei Ansichten derselben fundamentalen Eigentümlichkeit, als zwei verschiedene Charaktereigentümlichkeiten. Wenn man den I n h a l t der Vorstellungen genauer betrachtet, wird diese geistige Beschaffenheit m h s t i s c h genannt werden, dagegen p r ä l o g i s c h, wenn man sein Augenmerk vor allem auf seine B e r h : n d u n g e n richtet. Unter p r ä l o g i s c h soll auch nicht verstanden werden, daß diese Geistesbeschaffenheit gewissermaßen ein Stadium dar-

1) „Das Denken der Naturvölker“, Übersetzung aus dem Französischen, 2. Auflage, 1926, Braumüller, Wien.

stellt, welches der Erscheinung des Denkens in der Zeit vorhergeht. Hat es jemals Gruppen menschlicher oder vormenschlicher Wesen gegeben, deren Kollektivvorstellungen noch nicht den logischen Gesetzen gehorcht haben? Wir wissen es nicht; jedenfalls ist es sehr unwahrscheinlich. Wenigstens bietet die geistige Beschaffenheit der Gesellschaften auf niedriger Stufe, die ich in Ermangelung eines besseren Namens prälogisch nenne, gar nicht diesen Charakter. Sie ist nicht antilogisch; sie ist auch nicht allogisch. Mit der Bezeichnung prälogisch will ich nur sagen, daß sie sich nicht wie unser Denken verpflichtet, sich des Widerspruches zu enthalten.“ (S. 59.)

Der letzte Satz dieser etwas weitschweifigen Definition scheint jedenfalls der wichtigste zu sein. Wenn also ein (geordnet denkender) Europäer irgendwelche verkehrte Glaubensvorstellungen der Primitiven vor ihnen kritisiert und sie eines besseren belehren will, oder wenn sie selbst mit diesen schlechte Erfahrungen gemacht hatten, wären sie trotzdem unbelehrbar, unempfindlich gegen den Widerspruch! Aber sehen wir uns einmal genauer die Beispiele an: „So bei den Huicholen. Da sehen und hören die Vögel, deren Flug mächtig ist, wie Adler und Falke, alles: sie besitzen mythische Kräfte, die den Federn ihrer Flügel oder ihres Schwanzes anhaften ... Diese Federn, durch den Schaman getragen, befähigen ihn, alles zu sehen und zu hören, was sich unter der Erde wie auf ihrer Oberfläche abspielt, Kranke zu heilen, die Toten zu verwandeln, die Sonne untergehen zu lassen usw.“ (S. 24.) Was ist daran prälogisch oder uns unverständlich? Wohl der uns nicht einleuchtende Glaube an die Wunderkraft der Adlerfedern. Aber man beachte, daß der betreffende Schamane diesen Glauben wohl von seinen Vorfahren übernommen hat. Auf dieser Voraussetzung fußend, ist nun sein Handeln z. B. Kranken gegenüber durchaus folgerichtig und logisch. Die Entstehung der Grundlage dieses Glaubens mag auf einem Irrtum beruhen, die weitere Anwendung ist durchaus vernünftig. Man wird einwenden, daß eine solche ärztliche Kunst durch ihre Mißerfolge zum Untergang bestimmt sei. Aber kann unser Schamane nicht auf eine Reihe unerschütterlicher, viel wichtigerer „Erfolge“ zurückblicken? Er läßt die Sonne (auf- und) untergehen! Er verwandelt Tote! Wie will man ihn rasch widerlegen? Wird ihn aber ein Europäer veranlassen können, einen Versuch zu wagen und seine Sonnenbetätigungszeremonien zu unterlassen? Ich glaube kaum! Das Risiko für ihn und die ganze Welt wäre zu groß! Vöhy-Bruhl hat dieses Drum und Dran bei solcher Beispielen in seiner Theorie vom prälogischen Denken nicht beachtet. Er übersieht gänzlich, unter welcher hemmenden Suggestion der Schamane stehen muß, wenn er auf den Gedanken kommen sollte, in solchen Dingen einen Versuch zu wagen, der allerdings erst die Voraussetzung zu einer neuen und besseren Erkenntnis sein könnte.

Und übrigens stimmt es gar nicht, daß die Eingeborenen gegen den Widerspruch unempfindlich wären. An seinen eigenen Beispielen läßt sich da Vöhy-Bruhl widerlegen: „Wenn ein Eingeborener ein Eisenhalßband trägt, ist er vor Kugeln geschützt. Wirkt der Zauber nicht, so ist sein Glaube an ihn dennoch nicht erschüttert. Man wird sich denken, daß irgendein böswilliger, geschickter Hexenmeister einen mächtigen Gegenzauber bewirkt hat,

dem der Verwundete zum Opfer gefallen ist.“ (S. 47, dort auch Quellenangabe.) Der Eingeborene bemerkt also die Wirkungslosigkeit seines Zaubers sehr wohl, aber, und das ist das Entscheidende, er versucht ihn aufzuklären. Auch wir Europäer lassen bei unseren Naturgesetzen und Regeln Ausnahmen zu. (Beispiel: In der Nacht ist es finster. Wenn aber der Mond scheint, kann man sehen.) Genau so denkt im Grunde der Primitive. War der Zauber seines Eisenhalsbandes wirkungslos, so war eben ein mächtiger Gegenzauber daran schuld; der alte Glaube bleibt erhalten, nur eine vielleicht selten vorkommende Ausnahme wird ausgedacht.

Nur hat in seiner wichtigen Kritik an Lévy-Bruhl gerade an solchen Beispielen F. Schlegel<sup>2)</sup> gezeigt, daß die Zähigkeit dieser Vorstellungen und Irrtümer dann am größten ist, wenn sie mit den entscheidendsten Fragen des menschlichen Daseins zusammenhängen — mit der Erhaltung des menschlichen Lebens. Gerade der primitive Mensch hängt sehr am Leben. Wenn er kämpfen muß, will er mit heiler Haut den Kampfplatz verlassen. Jemand ein Aberglaube bot einmal einem Vertreter unseres Stammes die „Gewähr“ dafür. Nun wird dieser Glaube nachträglich in ein Gedankengebäude gebracht und ausgebaut und so bald zum Gemeingut des ganzen Stammes. Scheint dieser leistungsfähige Glaube einmal zu versagen, dann werden nur alle erdenklichen „Ausnahmen“ vorgebracht, um ihn ja zu halten. „Bei der Aufklärung von Unstimmigkeiten irgend welcher Art“, schreibt Friedrich Schlegel in seinem Buch (S. 36), „entwickelt also der primitive Mensch eine bewunderungswürdige Regsamkeit im logischen Denken“.

So kommt es, daß manche Stämme den natürlichen Tod überhaupt nicht kennen: „So kann (bei den Abiponen) eine ganze eine Wunde zufügen, die schwer genug ist, um den Tod des Verletzten vollauf zu erklären. Nichtsdestoweniger sind sie, wenn er stirbt, so närrisch, zu glauben,“ schreibt der erstaunte Forscher Dobrizhoffer, „daß das, was ihn getötet hat, nicht die Waffe, sondern die mörderische Kunst des Hexenmeisters ist... Sie sind überzeugt, daß der Zauberer seinerseits zur Strafe für den Mord an ihrem Verwandten sterben wird, wenn das Herz und die Zunge des Eingegangenen sofort nach dessen Tod ausgerissen, auf Feuer geröstet und den Hunden zum Fraß vorgeworfen werden. Obwohl auf diese Weise schon viele Herzen und Zungen verschlungen worden sind, und man nie einen einzigen Zauberer unmittelbar danach hat sterben sehen, bleiben die Abiponen darum der Sitte ihrer Ahnen nicht weniger religiös verbunden und reißen weiter das Herz und die Zunge den Kindern und Erwachsenen beider Geschlechter aus, sobald diese ihren letzten Atemzug getan haben.“ (Zitiert nach L.-Br. S. 56.)

Bei einem kleinen Volksstamm kann sich gewiß so ein Glaube entwickeln und halten. Nur sehr selten stirbt jemand. Was ist näherliegend, als daß der Tod als etwas Ungewöhnliches, ja Abnormales aufgefaßt wird; dies um so eher, als dadurch den Lebenden ein solches Schicksal erspart zu sein scheint. Die Suggestion, die ein derartiges todsfreies, wundervolles

<sup>2)</sup> Dr. Friedrich Schlegel: „Vom Aberglauben zur Lehre Jesu“, 1929, bei Adolf Klein, Leipzig, C 1, Mark 2.50, 150 Seiten.

Leben auf die Abiponen ausübt, ist viel zu groß, als daß sie von diesem Glauben abließen, und zwar nur deshalb, weil sie vielleicht ein Europäer ausgelacht hat!

Und machen wir uns nichts vor! Auch unsere Religionen sind auf der Lösung des Todesproblems aufgebaut. Nur ist man in den „höheren“ Kulturen so klug, daß man ein „wahres“ Leben nach dem Tod erfundet und dieses in ein „Jenseits“ verlegt, so daß jede Kontrolle oder Erfahrung, die uns den Vorwurf des „prälogischen Denkens“ einbringen könnte, völlig ausgeschlossen wird. Und wieder ist es die Macht einer ungeheueren Suggestion, die Androhung einer unvorstellbar schweren, ewigen Höllestrafe, die die meisten am Jenseitsglauben festhalten läßt, auch wenn die Grundlagen dieses Glaubens durch strenge Logik und vorurteilslose Wissenschaft schon seit Jahrhunderten erschüttert worden sind. Während wir aber dem Primitiven „prälogisches Denken“ vorwerfen, spricht man da bei uns im allgemeinen von „tiefer Religiosität“. Hinter ein riesiges Gebäude von Dogmen verschanzen sich unsere Konfessionen, damit sie nur ja ihre Lehre vom Jenseits retten. Der Primitive sucht bei Unstimmigkeiten seine Vorurteile durch alle nur denkbaren „Ausnahmen“ zu halten. Der kultivierte Primitivismus hat gegen alle etwa möglichen Unstimmigkeiten ein herrliches Geschütz erfunden: Er beruft sich auf eine „göttliche Offenbarung“, die in einer „heiligen, göttlich inspirierten Schrift“ niedergelegt sein soll<sup>3)</sup>. Da wage nur einer, etwas dagegen vorzubringen. Wenn er gleich von den alten Religionsanhängern wegen „Glaubenszweifel“ heute nicht mehr ernsthaft verfolgt werden sollte, so wird ihn — wie schon oben erwähnt — die ungeheuerere Macht der Suggestion lange noch im Banne halten. Ob wir das nun „prälogisches Denken“ nennen oder nicht, ist Geschmacksache. Jedenfalls erweist sich dieser Begriff als überflüssig, da uns ja die eingebürgerten Begriffe wie Suggestion und Aberglauben<sup>4)</sup> völlig genügen.

Der Missionar und Forscher Dr. J. Winthuis<sup>5)</sup> lehnt die Bezeichnung „prälogisches Denken“ ausdrücklich ab. In einer Polemik — wohl mit Lévy-Bruhl — schreibt er (S. 83), „daß unserem Denken das primitive Denken vielfach als unlogisch, ja widersinnig erscheint, nach der eigenartigen, kollektiven Vorstellungswelt des Primitiven dieses Denken jedoch durchaus logisch bleibt, daß es aber, weil von unserem Denken verschieden, dennoch nicht als prä-logisch noch a-logisch, sondern als anders-logisch aufgefaßt werden muß. Mit anderen Worten, es ist ein Irrtum, logisch bis zur letzten Konsequenz durchgedacht“. (Dieser letzte Satz der Definition ist ganz klar und unmißverständlich!)

Winthuis erzählt auch in seinem Buch (S. 80ff.) ein sehr schönes Beispiel zur „Unempfindlichkeit der Primitiven gegen den Widerspruch“ und über die ungeheuerere Macht der Suggestion: „Meinen schwarzen Guman-tuna-Schulkindern hatte ich in langjährigem, mühsamem Unterricht zu

<sup>3)</sup> Vergl. dazu Schlefers Aufsatz: „Wo steht denn das geschrieben?“ im 5. Heft 1937 des „Deutschen Glaubens“ (Truckenmüller, Stuttgart).

<sup>4)</sup> Vergl. dazu das oben erwähnte Buch von Schlefer, S. 1—62, und meine Aufsätze: „Aberglauben im Werden“ und „Aberglauben mißverstanden!“ im 1. und 4. Heft, 1937, der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde.

<sup>5)</sup> „Einführung in die Vorstellungswelt primitiver Völker“, Innsbruck, 1931.

erklären versucht, daß so manche der ihnen von ihren Vorfahren überlieferter Anschauungen der Wirklichkeit nicht entsprechen. Im besonderen hatte ich ihnen begreiflich zu machen gesucht, daß die Steinfiguren, in denen sie die Geister ihrer Verstorbenen verkörpert glaubten, die nach ihrer Auffassung so viel Unheil anrichteten, Tiere und Menschen morden und verzehren, dazu gar nicht imstande seien. Denn eine solche Figur aus Stein könne sich nicht einmal bewegen, viel weniger einen Menschen umbringen und verzehren. Der Erfolg war schließlich der, daß sie an der Richtigkeit dieser überlieferten Anschauung zu zweifeln begannen. Dann lachten sie selber darüber. Schließlich machten sich einige von ihnen, die intelligentesten, auf (es waren Knaben im Alter von 14—16 Jahren) und brachten mir eines Tages unter fröhlichem Gelächter die in weitem Umkreis berühmteste, bzw. berühmteste Steinfigur, to Mora genannt, zum großen Schrecken aller Erwachsenen, Männer und Frauen. Diese wurden nun nicht müde, mir ob dieser Freveltat großes Unheil zu verkünden: nicht nur würden alle meine Hühner und Schweine zugrunde gehen, sondern auch ich selbst, in dessen Zimmer to Mora Aufstellung gefunden hatte, würde dessen Jugriam an meinem eigenen Leibe erfahren: Wunden am ganzen Körper, vollständige Erblindung und schließlich der Tod sollten der Freveltat unausbleibliche Folgen sein. — Wenn ich auch all diesen wiederholten unheilverkündenden Versicherungen stets ein fröhliches Lächeln entgegensetzte, so konnte ich doch an mir selbst wahrnehmen, wie diese Tag für Tag wiederholten Versicherungen über die außerordentliche Gefährlichkeit des to Mora von seiten so vieler, sonst gar nicht unvernünftigen Menschen — auch der wildeste Südseeinsulaner ist ein Mensch wie wir — ihren Einfluß auf mich auszuüben begannen. Schließlich drängte sich gleichsam mit Gewalt die Frage meinem Geiste auf: Haben nun alle diese Leute unrecht und bist denn du ihnen allen gegenüber allein im Recht? Der suggerierte Zweifel konnte zwar bei mir nicht Boden fassen. Aber ich gewann die Einsicht — und das war die kostbarste, aus eigener Erfahrung geschöpfte Belehrung — welche bedeutende suggestive Wirkung die immer wiederholte Versicherung vieler auf das Denken auch gebildeter Menschen ausübt, und im besonderen, auf welche Weise die Primitiven dazugekommen waren, an der Richtigkeit solcher, mit unserem prüfenden, geschulten, analysierenden Denken nicht übereinstimmenden Angaben zu glauben und daran wie an einem heiligen Erbgut festzuhalten.

„Andererseits läßt dieses Beispiel auch die Unmöglichkeit erkennen, daß der einzelne eine andere religiöse Meinung als die seiner Stammesgenossen vertritt und noch viel weniger, daß er ihr Eingang unter sie verschaffe. Sobald er nämlich seine besondere, von den anderen abweichende Auffassung zur Darstellung brächte, würden alle über ihn herfallen und ihm keine Ruhe lassen, bis er zu der alten Anschauung zurückgekehrt wäre, oder aber ihn verbannen, wenn nicht töten.“

Das alles hat Lecky-Brühl in seinen Werken übersehen. Es wäre hoch an der Zeit, von seinen Begriffsneubildungen endlich abzurücken, da er damit in all die schwebenden Fragen keine Klärung bringen konnte. Nur dadurch, daß er bei anderen Widerspruch erregte und forrigiert wurde,



kann die Wissenschaft einen Schritt weiter. Sich jetzt noch auf ihn zu berufen, bedeutet Stillstand.

## Wandlungen in der Freizeit- und Festgestaltung seit 1918

Von Franz J. Langer, Klein-Mohrau i. M.

Wie alles im menschlichen Leben ständigen Veränderungen ausgesetzt ist, so ist es auch dem Brauchtum beschieden, daß sich in ihm das Geschehen der Zeitläufe spiegelt. Ein Aufkommen und Vergehen herrscht hier ähnlich wie in der Natur und besondere Ereignisse sind es, die den mittel- oder unmittelbaren Anstoß für wesentliche Veränderungen geben.

Betrachten wir zuerst die im Kreise der Familienangehörigen gefeierten Feste, so zeigt sich hier ein Abgleiten von umfangreichen und feierlichen Veranstaltungen, die dem Barockmenschen viel Lebensinhalt gaben, zu ziemlich nüchternen Angelegenheiten. Die Taufe, einmal ein Familienfest, das sich gewöhnlich jährlich wiederholte, bekommt immer größeren Seltenheitswert. Sie hätte eigentlich durch ihr Seltenwerden eine Ausgestaltung erfahren können. Es zeigt sich aber, daß sie immer mehr und mehr im engsten Familienkreise gefeiert wird und nur in manchen Orten hat sich als neuer Brauch die Gepflogenheit eingebürgert, daß dieses freudige Ereignis ins Goldene Buch eines Schutzverbandes, meistens des Deutschen Kulturverbandes, eingetragen wird.

Die Erstkommunion und die Firmung hatten im heimischen Brauchtum nur geringe Bedeutung, für sie kommen durch kirchliche Vorschriften geregelte Formalitäten in Betracht. Der Erstkommunifant erhält zu diesem Anlasse gewöhnlich neue Kleider geschenkt und trägt beim Kirchgang eine Krone, die mit Myrte geschmückt ist.

Bei der Firmung galt früher die Möglichkeit, sich in Wien firmen zu lassen, als besonderer Vorzug. Nicht nur, daß die Reise als solche die Erfüllung eines langen Wunschtraumes brachte, auch die Fahrt im blumengeschmückten Wagen durch den Prater sollte ein Ausflug ins Märchenland werden. Wenn jemand daher in oder bei Wien Verwandte hatte, dann bekamen die Eltern keinesfalls früher Ruhe, solange sie nicht die Zustimmung zur Firmung im „Wiener Steffel“ gegeben hatten. Staatsgrenzen haben hier eine Scheidewand gesetzt, die derartige Wünsche seit dem Jahre 1918 als unzeitgemäß erscheinen ließen. Prag und auch Osmütz ist es bisher nicht gelungen, die Rolle Wiens in bezug auf die Wünsche der Firmlinge zu übernehmen.

Bei den Hochzeitsfeierlichkeiten erweist sich ebenfalls der Einfluß der modernen Sachlichkeit als mitbestimmender Umstand. Vielfach aber bleibt man der alten Gepflogenheit treu und macht aus der Hochzeit nicht nur ein eng begrenztes Familienfest, sondern eine Feier, an der Freunde und Bekannte zahlreich teilnehmen. In einem solchen Falle wird auch das überlieferte Brauchtum genau eingehalten, oft in Form eines Kompromisses zwischen den Gepflogenheiten in den Gebieten der Braut und des

Bräutigams, wenn beide aus Gegenden mit verschiedenen Bräuchen stammen.

Von den Veränderungen der Begräbnisbräuche wäre festzuhalten, daß sich in der Gestaltung des Leichenzuges meistens Bereicherungen gegenüber früher zeigen. Bewirkt wird dies durch uniformierte Vereine, die gewöhnlich durch stärkere Abordnungen vertreten sind und im Zuge mitmarschieren. Gewöhnlich tragen sie auch ihre Vereinsfahne voran. Handelt es sich beim Verstorbenen um eine politisch tätig gewesene Persönlichkeit, so gesellen sich zu den Vereinen auch die verschiedenen Parteigliederungen.

Zusammenfassend kann bezüglich der Familienfeste gesagt werden, daß diese mehr den natürlichen, das heißt durch den Willen der Bevölkerung bedingten Veränderungen auch heute noch ausgesetzt sind. Bei einer Reihe anderer Bräuche, die meistens größere Gemeinschaften betreffen und umschließen, machen sich behördliche Einflüsse seitens der Gendarmerie und Staatspolizei immer nachdrücklicher geltend. Diese wirken sich vor allem in Beschränkungen und Schikanen gegenüber den Veranstaltern aus.

Während früher jeder volksbildnerischen Zwecken dienende Verein daran gehen konnte, das schöne und vielfach recht sinnreiche, althergebrachte Brauchtum zu pflegen, ist dies heute fast unmöglich geworden, weil jeder Veranstaltung Beschränkungen und Hemmungen auferlegt werden. Damit wird aber die gesamte Festgestaltung einer ganz beschränkten Anzahl straffgeführter Organisationen überantwortet, deren ursprünglichstes Gebiet das der Politik war. Ungewollt politisieren damit die staatlichen Sicherheitsorgane in einem unangebrachten Übereifer, mit welchem keinerlei praktischen Erfolge zu erreichen sind, eines der letzten Gebiete volksbildnerischer Tätigkeit. Dadurch ist es heute beinahe nur mehr der größten deutschen Partei im Staate möglich, das überlieferte deutsche Brauchtum zu erhalten, gegebenenfalls neu zu beleben und neue Bräuche im Volke zu verankern. Denn sie verfügt allein nicht nur über eine bis ins letzte Dorf reichende Organisation, sondern auch die Mitglieder sind mit dieser Organisation eng verbunden und an Schwierigkeiten, die ihnen von den Behörden gemacht werden, bereits gewöhnt.

Heute können wir wiederum als feststehende Tatsache mehr denn je zuvor das Bedürfnis im Volke feststellen, arteigene Sitten und Feste zu pflegen. Die Scheu, altmodisch zu sein, gilt in weiten Kreisen für überwunden; die Bereicherung des dörflichen Lebens durch eine sinnvolle Freizeitgestaltung faßt ständig stärker Fuß. Eigentlich müßten die verantwortlichen Stellen eine gesunde, begrüßenswerte Entwicklung beobachten und fördernd eingreifen, denn schließlich ist eine festesfreudige Bevölkerung Ausdruck glücklichen Zufriedenseins. Bedauerlicher Weise herrscht hier die entgegengesetzte Ansicht vor.

Die Veränderungen im Brauchtum sind nach 1918 bis ungefähr 1932/33 dadurch gekennzeichnet, daß das Althergebrachte immer mehr an Ansehen einbüßte, was manchmal auch durch besondere Umstände bedingt war. Seit dieser Zeit ergibt sich ein Umbruch zur Besinnung.

Bezüglich der Wandlungen in der Fest- und Freizeitgestaltung größerer Gemeinschaften, gewöhnlich der ganzen Dorfgemeinde, wären zu unterschei-

den Bräuche, die mehr ins Vergessen geraten, und solche, die sich mit Erfolg durchsetzen.

Die Maibaumfeiern waren ursprünglich ein allgemeines Dorffest, sie wurden aber dann ausschließlich von den politischen und gewerkschaftlichen Gliederungen der sozialdemokratischen Partei veranstaltet und sind damit zu Frühjahrsfeiern geworden, die sich nur auf einen kleinen Kreis der Bewohner beschränkten. Heute gehören sie bereits der Vergessenheit an.

Bei den Sonnenwendfeiern tritt meistens der Bund der Deutschen als Veranstalter auf. Durch Entgegenkommen der Fürst Biechtensteinschen Forstverwaltung wurde bis vor wenigen Jahren das erforderliche Reisig und Holz kostenlos beigelegt. Seit der Verstaatlichung der Wälder fallen diese Zumwendungen ganz weg und seitens der Staatspolizei wird die Einhaltung zahlreicher Formalitäten verlangt, so daß nur dort Sonnenwendfeiern abgehalten werden, wo starke Ortsgruppen bestehen.

Die Rodengänge, hervorgegangen aus den gemeinsamen Spinnabenden, wurden zu Kaffeekränzchen, die von einigen Familien abwechselnd veranstaltet werden. Diese Überbleibsel ehemaliger gemeinsamer Arbeits- und später nur Feierabendgestaltung wird heute im beschränkten Maß ohne Beachtung weiteren Brauchtums gepflegt. Für gewöhnlich werden bei diesen Zusammenkünften Hand- und Näharbeiten verrichtet und alles das, was vielleicht in der Gemeinde vorgefallen ist oder sich ereignen dürfte, wird durchgesprochen. Nur in ganz wenigen Gemeinden (Glasbörfl, Spiegliß) ist noch der Brauch üblich, einen Topf mit Asche, Sand und anderem Unrat unter die lustige Gesellschaft zu werfen. Dieser etwas derbe Scherz heißt das „Oschetoup trän“ (Aschentopf tragen). Damit der Anstifter dieser Überraschung nicht seiner verdienten Strafe zugeführt wird, muß er nach vollbrachter Tat schleunigst die Flucht ergreifen.

Am Ostermontag gehen nur noch die Buben schmectostern. Die Mädchen, denen der Osterdienstag vorbehalten ist, sind selten zu sehen. Die älteren Burschen, die damit früher gewöhnlich um die Mitternachtsstunde begannen, sind davon ganz abgekommen.

Die Feiern an Gedenktagen des Kaiserhauses schieden mit 1918 aus und wurden im Laufe der Jahre durch Staatsgründungsfeiern und Festveranstaltungen anlässlich des Geburtstages des Staatspräsidenten abgelöst. Die offiziell angeordneten und meistens auch recht offiziös veranstalteten Feiern hatten im Volke eigentlich nicht Fuß gefaßt, so daß deren Wegfall nach dem politischen Umsturz im Jahre 1918 nicht vermißt wurde. Die derzeit üblichen Staatsgründungsfeiern umfassen eine Veranstaltung in der Schule, bei welcher den Schülern die Bedeutung des Tages dargelegt wird, dann eine Festsznng der Gemeindevertretung und Veranstaltungen durch die Ortsbildungsvereine.

Sommerfeste werden gewöhnlich von den Vereinen anlässlich gewisser Ereignisse, wie des 10jährigen oder 25jährigen Bestandes, Einweihung einer Motorspritze, Kirchenglocken usw. veranstaltet. Durch die eintönige Programmgestaltung sind sie ziemlich unbeliebt geworden und werden mehr aus Pflicht als aus Begeisterung besucht. Die aufgestellten Buden mit Würstchen, Bier, Kaffee und Kuchen, Schießstände, Glückhasen u. ä. bedingen

beinahe einen Jahrmarktsbetrieb und lassen ganz vergessen, daß es ein Volksfest sein soll.

Der Fasching ist die Zeit der Bälle, bei denen alle möglichen Vereine als Veranstalter auftreten. Sie dienen gerne zur Stärkung des Vereinstätels und waren daher auch öfters eine Angelegenheit bestimmter Gesellschaftsschichten, insbesondere als sich die Sitte eingebürgerte, die Einladung mit dem Vermerk „Nur für Geladene“ zu versehen. Heute sind sie nicht mehr wie vor dem Weltkriege und auch noch einige Jahre nachher die ersehnte Möglichkeit, die Tanzlust zu befriedigen und Bekanntschaften anzuknüpfen, denn der Fünf-Uhr-See mit Tanz ist teilweise auch im Dorfe heimisch geworden und hat hier ebenfalls Freunde gefunden, die dann gerade auf einen ungemütlichen Ball mit recht eintönigem, vielfach nur für bestimmte Besucher vorgesehenem Programm verzichten.

Am Nachmittag des Faschingsonntages gibt es fast alljährlich eine Kindermusik. Dieser Brauch kam zwar zeitweise ins Vergessen, aber er feiert immer wieder in gewissen Zeitabständen seine Auferstehung.

Am Kirchweihstag darf auch heute der Kirmesstanz nicht fehlen. An der „Fohrt“, das ist die kleine Kirmes, die am Feste des Kirchenpatrons gefeiert wird, verliert die Tanzunterhaltung an Bedeutung. Desgleichen kommen auch die an diesen Tagen üblich gewesenen großen Gastereien außer Brauch. Nur an die befreundeten Familien im Nachbardorfe werden Kuchen gesandt, ähnlich wie es beim Schweinschlachten mit Würsten, Fleisch und Wurstfülle geschieht. Die Kirmesgäste setzen sich gewöhnlich aus Verwandten zusammen, wenn diese in einer Gemeinde, die an einem anderen Tage die Kirchweih hat, wohnen. Am Kirmesmontag gibt es auch Musik, manchmal wird noch Hahrschlagen veranstaltet. Das eigentliche Kirmesfränzchen wird aber am Kirmessonntag abgehalten. Der Kirmes- und der Fohrttag haben teilweise noch den Charakter allgemeiner Besuchstage bewahrt, weil an diesem Tage damit gerechnet werden kann, daß man nicht ungeladen kommt.

Während der Wintermonate bilden sich Spielgruppen, die als Liebhaberbühnen nicht nur für Unterhaltung, sondern auch für Belehrung sorgen. Durch die schulentwachsene Jugend erhalten sie ihren Nachwuchs. Wanderbühnen, wie sie vor 30 und 40 Jahren auch die kleineren Orte Nordmährens besuchten, bleiben fast ganz aus. Sie hatten ein schwieriges Leben zu fristen, viel mit Not und Elend zu kämpfen und unter ihnen entwickelten sich die bedauerlichsten Verhältnisse. Manches Lustspiel war hinter den Kulissen eine Tragödie.

Der 1. Mai samt den Maifeiern war ursprünglich eine Angelegenheit der Arbeiterschaft. Bauern und Gewerbetreibende verhielten sich diesen Feiern und den Umzügen gegenüber sehr zurückhaltend, wenn nicht gar feindlich. Seit 1934/35 ist die Maifeier zu einem Gemeinchaftsfest geworden, an welchem auch die ausgesprochensten ehemaligen Gegner teilnehmen. Als Veranstalter traten früher die sozialdemokratischen und christlichsozialen Arbeiterorganisationen auf, deren Feiern aber heute durch die Umzüge der Sudetendeutschen Partei, die weit mächtiger wirken und größere Gemeinschaften umfassen, ganz in den Hintergrund gedrängt werden.

Gemeinschaftswallfahrten und Prozessionen galten immer schon mehr als eine Angelegenheit der Frauen. Sie haben an Bedeutung eingebüßt, weil man mit den heutigen Verkehrsmitteln rascher und leichter zu den gewöhnlich abseits gelegenen Gnadenstätten gelangen kann und nicht mehr, wie früher, weite Fußwanderungen machen muß, für welche es angezeigt war, daß sich eine größere Anzahl Wallfahrer zusammenschloß. Da an den Gemeinschaftswallfahrten und Prozessionen auch sehr viele alte Leute teilnehmen, war es gewöhnlich nicht möglich, halbwegs einen Marschrhythmus zu erzielen, der besonders der Jugend abging. Schließlich übte das Motiv, daß es sich um eine Bußübung handelt, nicht genügend Anziehung auf die Jugend aus, die auch vielfach durch frömmelnden Übereifer älterer Matronen abgeschreckt wurde. Gewisse Wallfahrten sind aber ständiger Brauch geblieben, auch dort, wo sie nicht unmittelbar von der Geistlichkeit veranstaltet werden.

Am St. Martinstage sammeln die Flachsbrecher Geschenke ein. Sie gehen verkleidet und bitten bei jenen Bauern, für welche sie im Laufe des Winters Flachs brechen werden, um den „heiligen Martin“, der meistens aus Äpfeln, Gebäck, Geld u. ä. m. besteht. Die Geschenke nehmen sie mit Dank und Glückwünschen für das kommende Jahr entgegen. Dieser Brauch ist in manchen Orten abgekommen. Nach Beendigung der Arbeiten im Brechhaus veranstalten die Brecher eine Tanzunterhaltung, Brecherzille oder Brecherhochzeit genannt.

Hat jemand im Brechhaus etwas zu erledigen oder auch dann, wenn er bei einem Brechhaus vorübergeht, kommt es öfters vor, daß er von den Brecherinnen angehalten wird und sich durch einen Geldbetrag auslösen muß. Ist er dazu nicht gewillt oder fällt die Gabe nach Ansicht der Brecherinnen zu klein aus, dann werden seine Kleider mit Ennen ausgestopft und er muß unter dem Gespött der Brecher und gewöhnlich auch der Schuljugend, gegebenenfalls auch anderer lieber Mitbürger, seinen Heimweg antreten.

Während die bisher angeführten Bräuche gegenüber früherer Abschwächungen zeigen oder zum Teil ganz im Verschwinden begriffen sind, so finden wir, daß die folgenden Sitten und Gepflogenheiten entweder neu belebt wurden oder überhaupt neu entstanden sind.

Von diesen neu hinzugekommenen Bräuchen sind die Erntedankfeste zu erwähnen. Sie werden vom Bunde der Deutschen, der Sudetendeutschen Partei und vereinzelt auch von anderer Seite veranstaltet. Sie bekommen dadurch wohl immer mehr den Charakter einer politischen Kundgebung, haben aber rasch Fuß gefaßt und sind eine sinnvolle Form von Volksfesten geworden.

Der Nutterttag ist seit Jahren ein Familienfest, das auch durch die Kirche im Gotteshause und durch die Volkstumsvverbände in öffentlichen Veranstaltungen gefeiert wird. Während des Gottesdienstes nimmt der Prediger auf die besondere Bedeutung dieses Tages Rücksicht und die Gottesdienstgestaltung geschieht im feierlichen Rahmen. Die öffentlichen Nuttertagesfeiern der Volkstumsvverbände werden mit Musik-, Gesangs- und Gedichtvorträgen umrahmt und der Festredner schildert die Bedeutung

der Mutter für die Erhaltung des Volkes. Der besorgte Unterton dieser Reden fußt gewöhnlich in der Tatsache, daß die Kinderzahl in den meisten Familien wesentlich beschränkt wird. Die Familienfeier umfaßt die Überbringung der Glückwünsche und die Bescherung. Allgemein üblich sind Blumengaben, aber auch Bäckereien und Süßigkeiten kommen als Geschenke in Betracht.

Das Saatreiten am Ostermorgen ist heute wieder ein festverwurzelter Brauch geworden, obwohl er noch vor Jahren fast ganz vergessen war. An diesem Brauch nimmt wieder die ganze Gemeinde, wenn sie sich vom Feldbau ernährt, Anteil. Die Reiter setzen sich naturgemäß aus den Pferdebesitzern, beziehungsweise deren Knechten, zusammen.

Zum Gedächtnis der im Weltkrieg Gefallenen veranstaltet man am 1. November eines jeden Jahres eine Feier beim Kriegerdenkmal. In Pfarrgemeinden nimmt gewöhnlich die Geistlichkeit daran teil. Durch eine Gedächtnisrede wird die Erinnerung an das Opfer, das die Gefallenen gebracht haben, wachgerufen und das Lied vom braven Kameraden beschließt die ernste Feier.

Weihnachtsfeiern für die Schuljugend sind bisher kein ständiger Brauch. Hier liegt die Initiative bei der Schulleitung, und da kommt es viel auf den Lehrer an, ob sich ein solcher Brauch entwickeln kann oder nicht.

Das Brauchtum bei Festen und Feiern ist, wie bereits erwähnt, gleich jedem anderen Brauchtum natürlichen und künstlichen Veränderungen ausgesetzt. Die ersteren zeigen sich dann nicht nur bei den Veranstaltungen größerer Gemeinschaften, sondern auch bei solchen im engsten Familienkreise. Künstlich herbeigeführte Veränderungen werden gewöhnlich mit Widerwillen entgegengenommen und regen sonderbarer Weise zur Schaffung neuen Brauchtums an. Polizeiliche Maßnahmen können zwar der Entwicklung eine besondere Richtung geben. Diese geht aber höchst selten in der Linie des geübten Druckes und Zwanges, sondern nimmt vielfach entgegengesetzte Wege. Das Volk ist und bleibt eben ein vielseitiger Organismus, den die Bürokratie auf die Dauer nicht beherrschen kann. Hier wirken dann Kräfte des Widerstandes, die einmal geweckt, neue Gestaltungs- und Schöpfergaben erschließen.

## Osterbräuche in Deutsch-Litta in der Kremnitzer Sprachinsel

Von Lotte Lehmann

Mitten in die Zeit des Erwachens und Frühlings ist das Osterfest gestellt, gleichsam ein Sinnbild der Auferstehung und Überwindung harter Not. Neues Hoffen, neuer Glaube regt sich überall, ist ja der Glaube oft der letzte Zufluchtsort unserer hartgeprüften Sprachinselmenschen. So tief wird dieses Fest von allen erlebt, deshalb umgibt es auch noch reiches Brauchtum. Hier in der Sprachinsel hängt man noch fester als irgendwo an den alten Bräuchen. Hier in der Abgeschlossenheit mitten unter den

Birgen erhalten sie sich besser als anderswo und sind gleichzeitig ein Mittel festeren Zusammenhaltes zwischen den Menschen, die durch gemeinsames Schicksal aneinandergefettet wurden.

Die lange Fastenzeit, in der in jedem Hause abends unter der Führung des Hausvaters der Rosenkranz gebetet wurde, ist nun vorbei. Am P a l m - s o n n t a g trägt jeder die Palmfächchen, mit bunten Bändern gebunden, zur Kirche. Der Gemeinderat und die Kirchensänger bekommen jeder einen schönen langen Palmzweig von der Kirche geschenkt. In feierlicher Prozession gehen die Kirchensänger, jeder mit einem recht langen Palmzweig in der Hand, mit den Ministranten und dem Pfarrer um die Kirche. Daheim werden dann die geweihten „Palmen“ an die Decke gesteckt, um das Haus vor Unheil zu bewahren; auch im Stalle werden einige Zweiglein befestigt, damit das Vieh gesund bleibe. Geweihte „Palmen“ steckt man in das Korn-



Umzug am Palmsonntag.

feld, damit es reiche Frucht trage, und in die Gräber der Toten am Friedhofe, um ihrer zu gedenken. Abends sucht mancher Stellen auf, wo man vergrabene Schätze vermutet und betet einen Rosenkranz. Trifft man gerade diese Stelle, wo das Geld liegt, dann soll sich angeblich die Erde auf tun und den Schatz bloßlegen. Man bringt diesen Brauch in Verbindung mit Judas, der seinen Herrn um Geld verriet.

In der K a r w o c h e wird fleißig gebetet und gefastet. Man lebt hier ganz mit der Liturgie der Kirche. Am Gründonnerstag eilt man beim Glockenläuten zum Bache, um sich zu waschen. Im Frühling, wo überall neue Säfte quellen, soll auch der Bach heilbringendes Wasser führen und derjenige, der sich mit dem klaren Bachwasser wäscht, bleibt von „Gründen“ und Hautkrankheiten verschont. Wenn die Glocken schweigen, werden sie durch „Schnarren“ ersetzt. Die Menschen fasten bei „Schoppensuppe“ (Molken-suppe) und „Gräzmehlsuppe“ (Einbrennsuppe), manchmal erlaubt man

sich auch Eier Speisen. Am Karfreitag ist man die „Stecklasupp“ (Stückl-  
juppe aus gedörrten Apfelscheiben) oder „Bianabrei“ (Birnenbrey). Und  
dann ist der Ostersonntag da, wo sich die Kinder an den bunten Eiern  
freuen. Sie sind freilich nicht so kunstvoll wie in manchen Gegenden. Sie  
werden nur einfach mit buntem Seidenpapier umwickelt und gekocht. Manch-  
mal werden auch Blättchen oder Blümchen auf das Ei gelegt, die dann  
weiß ausgespart bleiben.

Mit starken vollen Klängen rufen die Osterglocken am O s t e r s o n n -  
t a g zur Kirche. Reges Treiben entsteht dann auf der Dorfstraße, denn alles  
strömt zur Kirche. Die Frauen und Mädchen haben die dunkle lang-  
ärmelige Wintertracht und die Wintertücher abgelegt und ihre schönste  
Sonntagstracht angezogen. Hell leuchten die blühweißen „Niederlas“  
(Hemd aus dem bunten Gewirr der „Broustflecke“ (Reibchen) und die gefäl-  
telten weiten „Kittel“ schwingen fröhlich beim Gehen mit. Alles hat sich für  
den Festtag schön gemacht. Womöglich muß jeder etwas Neues anhaben,  
das er zu Ostern das erstmal anzieht. In Tüchern oder Körben trägt man  
verschiedene Gfachsen wie Fleisch, Schinken, Salz, Kren und „Zeppala“  
(Weißbrot zum Zopf geflochten) in die Kirche zum Weihen. Alte, schöne  
Osterlieder klingen feierlich zu den Tönen der Orgel. Nachher werden die  
geweihten Speisen zu Mittag gegessen. Dann sollen nach altem Brauch Ge-  
schwister ein Osterei teilen und zusammen essen. So können sie sich nicht  
verlieren und im Walde nicht irregehen.

Am O s t e r m o n t a g ziehen die Burschen von Haus zu Haus und  
„baden“ die Mädchen. Vor einigen Jahren wurde das noch oft recht gewalt-  
sam gemacht. Man zerrte die Mädchen womöglich zum Bache und tauchte sie  
ganz ein. Heute geht man mit einem Gläschen „Rosendwasser“ zarter um.  
Man will den Mädchen „den Staub abwischen, der vom Faschingstanz an  
ihnen haften blieb“. Mädchen, die beim Faschingstanz nicht mittanzten,  
wehren sich dann mit der Begründung, „daß sie ja nicht vom Tanzen staubig  
wären“. Früher wurden auch die Mädchen mit einer achteckig geflochtenen  
Rute durchgepeitscht, damit sie schöner würden und gut wüchsen.

Nach den frohen Ostertagen geht alles wieder an die Arbeit. Die  
Saisonnarbeiter reisen ab, um den Sommer über Geld zu verdienen. Denn  
der Boden gibt zu wenig her. Stillter und ruhiger wäre es dann im Dorfe.  
Aber die Kinder sorgen mit frohem Gesang und lustigem Spiel für frisches  
Leben.

## Ein vielgerühmtes Heilkraut der böhmisches Randgebirge

Von Gymnasialdirektor i. R. Florian Hintner, Mch

In den Ordnungen der Natur, soweit sie das Pflanzenleben betreffen,  
ist es eine eigentümliche Erscheinung, daß gerade diejenigen Gewächse, die  
von Blumenfreunden und Blumendeutern gemeinhin für besonders schön,  
vornehm und wichtig gehalten werden, in der volkstümlichen Heilkunde eine  
ziemlich untergeordnete Rolle spielen, indes manche unscheinbare und heute



wenig beachtete Pflänzchen als große Potentaten auftreten, die zu herrschen verstehen. So haben Pflanzen mit prächtigem Farbenschmelz und berückenden Düften, Gartenschönheiten, deren Namen schon für unsere Zeit Arom und Zauberklang haben, wie Rosen, Lilien, Hyazinthen, Narzissen, Orchideen, Dahlien und Asters, und wie die Lieblinge des mondänen Geschmacks noch heißen mögen. Blumen, die zahlreiche Gäste von weit und breit zu sich einladen und eine reichlich mit wohlgeschmeckender Speise und köstlichem Nektar besetzte Tafel für sie bereit halten, Pflanzen, in denen sich alles vereinigt, was lieblich und anziehend machen kann: Schönheit, Kraft und geheimnisvolle Eigenart, zwar als Symbol- und Wapppflanzen zu allen Zeiten Geist und Gemüt des Volkes reichlich beschäftigt, aber heilkundlich gewürdigt, stehen sie weit zurück hinter einer Klasse von unscheinbaren Kräutern mit zartgeformtem, bescheidenem Blütenbau und geringem ästhetischen Wert, die auf dem Gebiete der Volksmedizin führende Mächte sind, kleine Tyrannen, die sich im Laufe der Zeiten die Menschheit untertan machten und den Sinn derer gefangen nahmen, die in die Geheimnisse der Heilkunst drangen und sich in das innerste Weben und Zueinanderleben der Naturdinge vertieften.

Da ist z. B. ein ganz unscheinbares und dabei doch überaus interessantes Geschlecht von Pflanzen, das sich mit besonders freudigem Wachstum überall in den nord- und westböhmischem Randgebirgen, besonders häufig im Erzgebirge und im Böhmerwalde, einstellt, vom kleinen Äscher Ländchen gar nicht zu reden, wo sie geradezu Typuspflanzen sind, die Gruppe der Fingerkräuter (Potentillen) und Blutkräuter (Tormentillen), eine Sippe, bei der ein den Rätseln und Wundern des Pflanzenlebens nachspürender Forscher mehr auf seine Rechnung kommt als der bloße Schönheit und Lieblichkeit suchende Naturfreund. Sie haben in ihrem Blütenbau und teilweise auch in ihrer Blätterbildung große Ähnlichkeit mit der Erdbeere. Ja, bei einer Art geht diese Ähnlichkeit so weit, daß Karl v. Linné, der Vater der Klassifizierenden und philosophierenden Botanik, sie als „unfruchtbare Erdbeere“ bezeichnete.

Aus der unererschöpflichen Sippe der Finger- und Blutkräuter, die den Menschen eine große Zahl geschätzter Heilpflanzen geliefert hat, deren Wirkungen freilich in vergangenen Jahrhunderten beträchtlich übertrieben wurden, sei im folgenden der im Volksansehen die vornehmste Stelle einnehmende Vertreter herausgehoben, eine sehr zart gebaute Pflanze, die früher allgemein zum Potentillengeschlechte gerechnet, von Scopoli und Linné aber mit einem ihrem alten Spezienamen nachgebildeten Gattungsnamen belegt wurde: die als wunderbares Heil- und Zauberkraut weitbeschriebene *Tormentilla erecta* L. oder *Potentilla tormentilla*, bzw. *Potentilla procumbens* Sibth., zu deutsch Blutkraut, Huhrkraut, Blutwurz oder Huhrwurz genannt.

Die Pflanze lebt meist sehr zerstreut, stellenweise aber auch sehr gesellig auf Heide- und Magerwiesen, Flach- und Hochmooren, Ackerrainen, in Lichtungen feuchter Laub- und Laubmischwälder, an Wegrändern und Straßengraben, die nicht übermäßig vom Verkehr überflutet werden; ja die kleinen Kräutlein schießen mitunter sogar auf der festgetretenen Fahr-

bahn zwischen und hinter den Pflastersteinen lustig hervor, und wo sie sich ungestörter entwickeln können, wie in der Nähe von Gehöften und Gartenzäunen, ja sogar auf Komposthaufen, kurz, überall, wo organische Überreste, Wirtschaftsabfälle usw. den Boden kräftiger düngen und ein größeres Maß von Salzen vorhanden ist, auf Schutt- und Trümmerstätten, treten sie in einer gewissen Üppigkeit auf und führen, weite Strecken besiedelnd und sogar Rasen bildend, ein fröhliches Leben, weil das Weidevieh den gerbstoffhaltigen Kräutern gern aus dem Wege geht. Von den echten Potentillen unterscheidet sich dieser in unseren Grenzbergen allüberall blühende Rosenklee durch die meist vierzähligen Kelch- und Kronblätter (bei den Fingerkräutern stets zu 5) sowie durch ein dickes, zylindrisches oder knollenförmiges, dunkel-rotbraunes Rhizom, das im Durchschnitt einen blutroten Stern aufweist und reichlich Gerbsäure und Chinovosäure enthält. Weil aber diese Unterscheidungszeichen im vegetativen Aufbau von manchen Botanikern nicht beständig genug befunden wurden, hat man die Tormentille gewöhnlich mit Sibthorb mit den Potentillen vereinigt und sie die „aufrechte“ oder „straffe Potentille“ oder auch das „Waldfingerkraut“ genannt.

Zu den 3- bis 5zähligen Blättern kommen bei der Tormentille noch zwei auffallend große, 3—5spaltig gezackte Nebenblätter, weshalb sie die alten Botaniker vielfach als „Siebenblatt“ (Septaphyllum oder Septemfolium) bezeichneten und streng von dem „Fünffblatt“ (Pentaphyllum oder Quinquefolium) unterscheiden wollten. Verschanzt in der hochragenden Festung seines Ruhmes, wie in einer wohl angreifbaren, aber unerschütterlichen, durch keinen Sturm zu nehmenden Stellung, eröffnet der wackere Kräutermann von Bergzabern (Tabernaemontanus), sein lange auf der Pflanze trocken gehaltenes Pulver losbrennend, im Jahre 1664, ein Wetterschießen, das die botanische Luft reinigen sollte, damit wieder blauer Himmel über der Flur der Fingerkräuter lächeln könnte. Mit Grazie zerreißt er seine Vorgänger in der Luft, die diese Kräuter so unverantwortlich durcheinander gewirrt hätten. Temperamentvoll, wie er ist, klagt er, daß die Kräuterkunde in einen solchen Irrgarten geraten sei, daß letztlich auch die Messeln ihre rechten Namen verlieren müßten. „Es haben alle Geschlecht des Fünfffingerkrauts“, stellt er, scheinbar gepanzert vom Kopf bis zu den Füßen, fest, „den meisten Theil fünff Bletter vnd darneben fünffblättige Blumen, so das Tormentillkraut gemeiniglich sieben vnd auch bisweilen neun Bletter hat, auch zu zeiten weniger, dieweil es aber gemeinlich den mehren Theil sieben Bletter hat, wirdt es auch von vns Teutschen vnder andern Namen Siebenfingerkraut genannt. Wann sich nun die Natur umgekeret hat und sieben fünff oder fünff sieben seindt, so möchten diese Künstler das Krenklein gewonnen haben. Es ist schier ein schandt, daß wir vns mit vnserem vnnützen Gezend vnd Lappenwerck also bemühen, das Papyr beschmeißen, die zeit vnnützlich vnd vergebensich zubringen, gern im dunkeln vnd finstern tappen vnd wöllen bey dem hellen Liecht nicht sehen.“

Aber einer seiner Zeitgenossen, der Arzt und Prediger Hieronymus Boß (Tragus), läßt sich weder durch das Merkmal der vierteiligen Blütenkrone noch durch die Nebenblätter beirren und sagt ganz zutreffend: „Nuch,

unser gemeyn Fünffingerkraut kommt oftmalß mit sieben Fingern vor, gleichwie man zu Zeiten Kleebletlein findet mit vier, fünff vnd sechs Blettern. Die Natur will etwan ihr hehulich Wert beweisen, fleißig der, so es warnimpt.“

Sehr wacklig ist auch die Ansicht des Tabernaemontanus, daß unsere Tormentille mit dem „Chrysgonon“ des Dioskorides (Materia med. IV, 56) identisch sei. Diese Pflanze, die der silikische Medizimann nach nicht genannten Gewährsmännern auch „Chrysoespermon“, „Daspis“, „Origanon“, „Arkophthalmon“ nennt und von der er behauptet, daß die Römer sie „Arilaria“ benennen, ist zweifellos das *Leontice Chrysgomum* L., ein Gewächs aus der Familie der Sauerdorngewächse, das in Südeuropa und nach Sibthorb auch im Peloponnes vorkommt. Es geht zumeist unter dem Namen „Fieberartiges Löwenblatt“. Mit der Tormentille hat diese Pflanze, die in der Blüte der Königskerze und in der Wurzel der Weißrübe gleicht, nichts zu tun.

Von der schöpferischen Kraft der Kräutler und Simplizisten, das Fremdartige, Unverständene Bekanntem zu assimilieren und umzubilden, zeugen aber Namen wie „Heptaphyllum“, „Septemfolium“, „Betularia“, „Eptasilon“, „Euphorbium“, „Herba Tremola“, unter denen die Tormentille (Tabernaemontan gebraucht die sächliche Form „Tormentill“ und heute gibt es Botaniker, die das männliche Geschlecht „der Tormentil(l)“ bevorzugen!) im späteren Mittelalter und noch im 16. und 17. Jahrhundert bekannt war. In den Büchern „Physika“ der hl. Hildegard heißt die Pflanze „Birchwurz“ und „Blutwurz“, Bezeichnungen, die auch in den Kräuterbüchern des Cordus und Tragus und bei Brunfels begegnen. Im Dictionarium Latino-Germanicum des Frisius (Tiguri 1574) wird das Kraut „Bergwurz“, bei Francus „Reizwurz“, bei Leonhard Fuchs „Roth Heilwurz“, bei Torites „Blutbrech“ und „Wolfswurz“ genannt.

Die althochdeutsche Benennung lautet „sibunlat“ (Diesenbach, Glosarium Latino-Germanicum, S. 274b), im Mittelhochdeutschen ist neben der Form „sibenlat“ die Mehrzahl „sibenletter“ die üblichere. „Siebenfingerkraut“ liest man beispielsweise im Dictionarium des Straßburger Arztes Petrus Dasypodius (Häslein), im Kräuterbuch des Adam vonicerus, bei Caspar v. Stieler, „Der deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs“, bei Mathioli, „De plantis epitome“ edid. Camerarius, und anderen Botanikern und Lexikographen der frühneuhochdeutschen Zeit. Eine stattliche Zahl von Volksnamen führt Tabernaemontanus für die Tormentille ins Feld: „Feigwurz“, „Herbwurz“, „Blutwurz“, „Rot Hügel“, „Rothwurz“, „Rotheylwurz“, „Ruhwurz“, „Birchwurz“ und „Fehdedern“ (letzte Bezeichnung nach seiner Angabe in Sachsen üblich).

Alle diese Namen lassen uns in pflanzenanatomische, biologische, Siedlungs- und Heilwirkungsverhältnisse dieses berühmten Krautes blicken. Von Tracht und Systematik der Gattung, von Standort und Anpassung an gewisse Bodenverhältnisse, von wirkungsvollem Schauapparat der Blüte, von gemeinem Nutzen als Heilkraut, kurz: von ästhetischen, biologischen und ökologischen Verhältnissen reden diese Benennungen.

Fast dieselben Bezeichnungen des Tormentills führt Wolfgang Helmholtz von Hohberg in seinem „Adelichen Land- und Feldleben“ (Nürnberg, 1716), III., 1, 452b, an: „Tormentill, so man auch herzwurz, siebeningeraut, feigwurz, rotgünzel, rotwurz, rothe heilwurz, ruhrwurz, birchwurz und heidecker nennet.“

Auch heute findet man in deutschen Landschaften noch eine Menge volkstümlicher, an bekannte vegetative und kulturgeschichtliche Verhältnisse der Pflanze anflingender mundartlicher Benennungen. „Tormentille“ oder „Tormentill“ hört man eigentlich nur in der Schule und im Munde zünftiger Botaniker; das Volk in Westböhmen heißt unser Geträute „Blutkraut“ oder „Ruhrwurz“ (vgl. Köferl, Unser Egerland, V. Jahrg., 1906, S. 222), auch in Thüringen, Hessen und Sachsen „Blutkraut“, in Schlesien und in der Lausitz „Reiz“, „Reizwurz“ oder „Nabelwurz“, in vielen mitteldeutschen Gegenden „Hühnerwurz“, in Niederdeutschland „Honeswurz“, „Huneswort“, „Huswort“, in Oesterreich „Ruhrkraut“, in der Schweiz „Ruhrwurz“ und „Rotwurz“, im Pongau und Lungau „Kreuzblümel“, in Vorarlberg und St. Gallen „Blutwurz“, in Württemberg „Ruhrwurz“ und „Rotgünzel“, in Oldenburg, der Altmark und in Göttingen „Heideckern“, in Rendsburg „Heideckernwortel“, in Ostfriesland „Mooredel“, in der Eifel „Teufelsabbiß“, im Rhein- und Aaregebiet der Schweiz „Turbatif“, in Ober- u. Nid-Toggenburg „Terbatill“, in Tirol „Gansbleaml“ und „Schmalzbleaml“, im Böhmerwald „Bauchwehkräut“. Aus älterer und neuerer Apothekersprache wären noch die Bezeichnungen „Sigwurz“, „Siggewurz“, „Turnella“, „Birgwort“, „Fritwurz“ und „Friswurz“, „Sibenblatt“ sowie das „Tematienpulver“ (für Wundpulver aus Tormentillenwurzeln) zu erwähnen.

Läßt man alle diese Namensformen an seinem Geiste vorüberziehen, so bekommt man eine Vorstellung, welch ungeheueren Volksansehens sich das liebe, zarte Frühlingsblümchen mit dem dünnen und aufsteigenden Stengel, der aus einem fingerdicken, meist ganz unter Gras, Moos oder Heidekraut versteckten Wurzelstock herauswächst, zu allen Zeiten erfreute, wieviel über das vielerprobte Heilkräutlein geforscht, gedacht und erzählt wurde, kurz: mit wieviel tausend Gefühlsfäden das unscheinbare Gewächs mit unserem Volksleben in seinen Höhen und Tiefen zu allen Zeiten verbunden war. So ist denn dieser kleine Machthaber der Heilkunde sozusagen mit beiden Füßen zugleich in die Welt des antiken und deutschen Sprachlebens hineingesprungen und in den verschiedensten Idiomen der lebendigen Sprache unseres Volkes, in der unser Volkstum wurzelt und aus der es immer neue Kraft gewinnt, schöpferisch wirksam geworden.

Wie der gottbegnadete Lehrer, der in der Schule oder bei Gelegenheit von Lehrausflügen und Schülerwanderungen solches Sprachgut, in dem eine erstaunliche Fülle völkischen Lebens und Strebens aufgespeichert ist, ausmünzen und damit wie mit einem Zauberstabe verstecktes Leben aufwecken kann zu sprühender Wirklichkeit, so kann der biologisch geschulte Naturfreund durch ein bißchen tieferes Eindringen in die Lebensäußerungen der Pflanze, ihre Beziehungen zur Tier- und Menschenvelt, ihre Nutzbarkeit und ihr Auftreten in Glauben und Brauch des Volkes jung und alt zwanglos in das stille Weben und Zusammenleben der Naturdinge ein-

führen und damit ein weites Feld herzerfreuender Beobachtungen und Studien für seine Umgebung eröffnen.

Was könnte ein Pflanzkenner, der sich mit den Blumenpröhlungen des Waldes und der Heide aus biologischem Interesse beschäftigt, seinen Schülern auf der Egerländer Waldwiese, wo alles so lieb und traut, so feierlich und märchenstill vor ihren Augen liegt, von den schönen, gelbblumigen Pflanzenlieblichen aus dem Fingerkräutergeschlechte darbieten, um seinen Unterricht mit einem warmen Gefühl zu durchtränken, zu einem lebensbereichernden zu machen! Ich meine, gar viel und vielerlei. Versetzen wir uns an einen Weg in der Waldlichtung oder an einen Hang, wo Kartäusernelken angezündet sind, der Vogelknöterich seine langen, dünnen Ranken treibt und Ehrenpreis und goldblumige Potentillen, die Herolde der schönen Jahreszeit, mit erschrockenen Augen den Wanderer ansehen. Alles ist kirchenstill und zur Andacht stimmend bis auf fernes Verhengengetriller und Fliegengejumm oben in den Wipfeln, wo es in tiefen Melodien brummt. Da lassen sich wohl einige Stimmen der Natur vernehmen. Was können sie uns Menschen der neuen Zeit sagen, was für biologische Probleme vermögen sie aufzurollen? Da fällt unser Blick nicht zuletzt auf eine niederliegende Tormentille (*Potentilla procumbens* Sibth. = *Tormentilla reptans* L.). Betrachten wir das unscheinbare Kind Floras, das wohl niemand für würdig hält, eine Tafel oder einen Blumentisch zu schmücken. Die Bewohnerin des Wiesenhanges und Straßenvandes zeigt den Habitus einer „Trampelpflanze“: ein niedriger Stengel, an dem fünf- oder siebenfach geschnittene Blätter sitzen, drückt und schmiegt sich demütig dem Boden an, wie wenn er sich vor dem schweren Tritt der über das Pflänzlein Hinschreitenden verbergen und verkriechen wollte. Schon im Wuchse prägt sich die Kargheit des Bodens, des Aferains und Grabenbordes, aus: das Pflänzlein ist klein geblieben und wie die meisten feinesgleichen zart-silzig behaart. Ist dieses Haar Kleid Sonnenschirm oder Transpirationsschutz? Die Forscher sind nicht einig über diese Frage. Ganz im Gegensatz zu den unscheinbaren oberirdischen Teilen dieser Kräuter ist das Wurzelwerk übertrieben entwickelt. Der Wurzelstock greift weit aus, trägt Knollen und Knoten und sucht sichtlich die wasserhaltige Tiefe. Dies und die ausdauernde Tracht des Rhizoms (als Überwinterungsorgan und Speicher ist die Wurzel dieser Gewächse unverhältnismäßig dick!) ist für den Kenner ein Fingerzeig für die wunderbare Anpassung an xerophile, d. h. trockene Wärme liebende Lebensweise. Weil das Tormentill eine auf trockene Standorte angewiesene Sandpflanze ist, bedarf es einer Einrichtung, die auf Hemmung der Wasserabgabe berechnet ist. So zweckvoll eingerichtet, züchtet sich das Pflänzlein unbewußt den Verhältnissen des Wegrandes zurecht!

Das süße Blumengesichtchen — die Gestaltungskraft des zarten Rosenblütlers zeigt ja eine volle Harmonie und kommt dem Idealtypus der Blütenpflanzen ziemlich nahe — bleibt von diesen Anpassungen unberührt. Die goldgelbe Blüte, die sich im Spätlenz und Frühsommer öffnet, ist bei allen Fingerkräutern und Blutkräutern zwittrig ausgebildet und trägt nebst einer stattlichen Zahl Fruchtblätter etwa 20 kelchständige Staubblätter. Da beide zu gleicher Zeit reifen, ist der Selbstbestäubung Tür und

Tor geöffnet. Die Anmut der schmachkend-bleichgelben Farben, die blendende Schönheit der keuschen Blüte sind freilich auch nicht zu verachtende Lockmittel, durch die unbewusste Triebe des Insektenvolkes angezogen werden, und da am rotgelben Ring der inneren Kelchwand auch manches Tröpflein Nektar kredenzt wird, wimmelt es ganz lustig von Fliegen und Immen und Faltern, die sich vom Magneten der mit prächtigem Schouapparat lockenden Blüte mechanisch und willenlos anziehen lassen. Aber das Pflänzchen, das nächstens ihr Honigschöpflein schließt und auch an regnerischen Tagen zum Teil geschlossen bleibt; braucht diese taumelnden Gäste, deren Sinne fein Duft und Honig lizelt, eigentlich gar nicht, da ihm die Selbstbefriedigung so leicht gemacht ist.

Eine wunderliche, in alle Tiefen der Anpassungslehre hineinlangende Erscheinung bieten auch die Früchte der Fingerkräuter und Tormentillen. Sie gleichen ganz und gar den kleinen, feinen Nüßchen der Erdbeere, sind bald glatt, bald beförneelt-rauh und runzelig, bleiben aber trocken und unansehnlich und entbehren der fleischigen Anschwellung des Blütenbodens. Warum? Sie haben es ja nicht nötig, sich von Vögeln verbreiten zu lassen, sondern sind windblütig, d. h. sie überlassen ihre Fortpflanzung dem Winde. Und da steht eine Frage auf, die uns in Herz und Kopf brennt: Was war früher da, der Herbstwind, der die Nüßchen über Feld trieb und verstreute, oder die Anpassung des kleinen Blümchens an die Lebensnot seiner Umgebung? Und welcher Zufall mag der Pflanze zu Hilfe gekommen sein, daß sie sich aus einer windblütigen zur schönblütigen Insektenblume umzüchten konnte, oder umgekehrt: welche Hand hat sie dazu geführt, den Blumenstaubräubern, die ihre Vorratskammern plünderten, einen Damm zu setzen und ihre kostbare Fortpflanzungssubstanz dem unsicheren Wehikel des Windes anzuvertrauen? — —

Man sieht: zur Entscheidung der Anpassungsfrage könnte man aus dem vergleichenden Studium der Fingerkräuter und ihrer Vettern wichtige Anhaltspunkte gewinnen. Im lieben Blumenantlitze der Tormentille erscheint da ein neuer Zug und auf den Kampf ums Dasein fällt versöhnend ein milderes Licht. Der Gewalt und harten Notwendigkeit steht in dem kleinsten und schwächsten Geträute eine in zweckmäßigem Tun und Verhalten sich kundgebende Anpassung und Hilfe gegenüber, die die Quellen der Schönheit und die Nahrungsspeicher der Fülle im Pflanzenreiche sind.

So viel von den gewiß lehreichen Lebensäußerungen der Tormentille und ihren Beziehungen zur Tierwelt. Ein noch viel reicheres, fast unerschöpfliches Gebiet erschließt sich, wenn man von den Beziehungen zur Menschenwelt sprechen will. Wer einmal die Lebenseinheit von Mensch und Pflanze in der Einsamkeit des Waldes oder auf blumiger Flur gefühlt hat, für den sind Pflanzen, wie das Blutkraut und seine Verwandten, keine bloßen „Naturgegenstände“, die fein säuberlich mit einem Namen zu versehen und an einem bestimmten Platze des Systems der Lebewesen einzureihen sind, sondern Erdgeschwister des Menschen, brennende Geheimnisse, schöpferische Rätsel, geistgetragenes Leben. Er verspürt es in solchen gesegneten Stunden, daß die Natur voll kosmischen Hauches und voll Denk-

maler einer untergegangenen religiösen Weltanschauung ist. Und er vernimmt den tiefsten Sinn aller Erscheinung.

Inbrünstiges Naturdurchdringen und sehnsüchtiges Aufgehen in der wundererfüllten Welt, ein Aufschwingen zu jenem vergeistigten Denken, dem alle Materie faßbar gewordener Geist erscheint, stellt sich vor allem in den gemütvollen Beziehungen dar, die in der volkstümlichen Heilkunde und im Brauchtum des Volkes eine wichtige Seite des geistigen Sinnes einprägsam vor uns hinstellen.

Auch auf diesem Felde sehen wir, daß das Wort „Tormentille“ für die Menschen Zauberklang hatte seit den Tagen, da unsere primitiven Vorfahren bei ihrer Suche nach Heilmitteln alles Pflanzliche in den Mund nahmen und so mit der Wirkung der Gewächse auf die Lebensvorgänge im menschlichen Körper bekannt und vertraut wurden. Kartotisch wirkende, stopfende, deckende und heilende Kräuter, wie unsere anspruchslöse Wegblume, erschienen von jeher als Sitz geheimnisvoller Kräfte und Potenzen und traten im volkstümlichen Glauben und Brauch fast idolhaft verklärt hervor.

Ein vielverbreitetes Kräuterbuch des 16. Jahrhunderts nennt die Ruhrwurz eine „her r l i c h e, h e h l s a m e u n d g e b e n e d e h t e A r z e n e y“ und bringt viele Seiten lange Aufzählungen von Leiden und Krankheiten, die unser Kräutlein, dieses überall und immer helfende Allerveltzheilmittel — „Herba omnimedens“ oder „omnimorbium“ nannten die Römer so einen volksmedizinischen Tausendsassa, Alleskönner und Hans Dampf in allen Gassen — heilen soll. Namentlich sagen die alten Botaniker und Pharmakologen dem Tormentill, diesem Ausbund von Milde, Binderung, Asepsis und Prophylaxe, nach, daß es alle Krankheiten, die „von Flüssen kommen“, verhüte, die „böse Contagion der Franzosenkrankheit“ (Syphilis, seit dem 15. Jahrhundert „Morbus Gallicus“ genannt) nicht nur verbessere, sondern von Grund aus heile, gegen fallende Sucht, Schwindel, Kopfschmerz und Hüftschmerz, Zipperlein und Gliedsucht, „Gegicht der jungen Kinder“ helfe, Lungengeschwüre zerteile und der Schwindsucht mit Erfolg fegegne. Das Siebenblatt bewahre „die guten Feuchten“ vor Fäulnis und trockne die bösen aus, treibe „alles Gift, man hab's gleich gessen oder getruncken“, und „alle Pestilenzische Vergiftung“ durch den Schweiß aus. Es habe eine verborgene und heimliche Kraft, das Herz und andere innere Organe zu stärken, jeder Art von Vergiftung und schlimmer Seuche, auch der Pest, vorzubeugen, oder, wenn man schon davon ergriffen ist, sie unfehlbar auszutreiben, gegen „alle Durchläufe und Bauchflüß, rot und weiß“, Ruhr, Stuhlzwang, Verstopfung und sonstige Darmerkrankungen sichere Hilfe zu bringen. „Etliche nehmen“, sagt der alte Praktiker von Bergzabern, „allein die rot Tormentillwurzel zu der Roten Ruhr, vnnnd die Bleich vnnnd weißfarb ist, zu der weißen Ruhr vnnnd andern gemeinen Bauchflüssen oder durchläuffen.“ (Man sieht, daß man der Farbe der Heilkräuter in jenen Tagen einen wesentlichen Einfluß zuerkennt.)

Auch dient das Tormentill wider die Gelsucht, „so durch Giftt jwa vrsprung hat“, und treibt die Spulwürmer aus dem Leib. Das Kraut behebt den „Vnwillen vnd das Koken, so von der Cholera kompt“, dämpft

Fieber aller Art und stillt den unmäßigen Blutgang der Frauen, stärkt die Frucht im Mutterleibe und verhütet jedwede Mißgeburt. Es hilft wider den weißen Mutterfluß der Weiber, „das weiß Gesicht oder die weiß Zeit genannt“, verzehrt die überflüssige Feuchtigkeit des Uterus und macht sterile Frauen geschickt zur Empfängnis, so daß „die schlüpferige Mutter den Samen behalten kan vnd nicht wider außschüttet“.

Die gepriesene Rotheilwurcz treibt verstandenen Harn fort, heilt Bisse von Schlangen, Mattern und Zieselmäusen und ist der probateste Heilkrant bei Verwundungen durch Sieb und Stich. Und bei diesem Punkte kann man wieder einmal sehen, wie der wackere Tabernaemontan seinen vermeintlichen Widersachern, den Marktschreibern und Quacksalbern jener Tage, gegenüber die Faust nicht nur in der Tasche ballt, sondern sie ihnen, gar bössartig ausgehend, direkt unter die Nase hält. Man sieht den guten Mann förmlich auf den Tisch schlägen, wenn er sagt: „Es ist auch die Tormentill ein iberauß vnd fürtrefflich Wundkraut, sol billich nicht allein zu allen Wundtränden, sondern auch zu den Pflastern vnd Wundtsalben genommen werden, dann sie säubert vnd hehlet alle Wunden vnd alle flüssige Schäden, in Wein oder Wasser gesotten, dieselben darmit gewaschen vnd das Pulver dareyn gefäet; vnser Bartscherer, Bader vnd dergleichen vermeinte Wundtärkt solten dieses vnd dergleichen Kreuter gebrauchen, ire Wundtsalben vnd Pflaster darvon machen; aber sie thun wie die vnverständigen groben Eselsköpff vnd wollen bey irer geelen, grünen vnd roten Wagenschmier bleiben, vnd ob man schon diesen Messerschleiffern, Schatt-hütmachern vnd Baderknechten von diesen vnd andern heylsamen Kreutern vnd Wurzeln etwas in der Wundartzney vorschlegt, zu einer vnderrichtung, darmit sie ein kurzen, schleunigen vnd Methodum haben können, ihre Verwundten ohne die gemeldten Karchschmierpflaster (Wagenschmierpflaster, von Karch: Karren), langes schmieren, corrodieren (zerbeizen) vnd äßen, zu fürdern vnd der hehlung zu helfen, auch vielen vnd großen Vnkosten zu ersparen, werden solche stolze, vnerfahrene vnd vnwissende Eselsköpff, die sich dafür halten, als wann sie alle Künst gefressen hetten, entrüstet, sintemal sie solches in den Scher- oder Badstuben nicht gesehen haben, bleiben also Bartscherer, Baderhütmacher, Leutwerderber vnd grobe, vnverständige Tölpel vnd Eselsköpff, schmieren heinver als fernig hammer fort, wie man die Stiffel schmieret, vnd wann sie gleich lang schmieren, so ist doch den armen verwundten vnd schadhafften Menschen damit nicht geholffen vnd werden viel Menschen verderbt, die Krippel müssen bleiben biß in ire gruben, aber solchs alles ist der Oberkeit schuld, deren gebürt, ein auffsehens darin zu haben, dann man sonst wol ander Leutn haben köndte, die diese Sachen veritehen vnd solche Baderhütleinmacher, gemeine Bartscherer, Heckenärkt, alte Weiber, Spinnenfresser, Hendersbüben, Juden, außgelaußene Pfaffen vnd dergleichen Landt- vnd Leuthbetrieger abschaffen vnd sie zu keiner Cur nicht zulassen, der edlen vnd thewren Kunst der Arzney zu verkleinerung, schmähung vnd lästerung, welches dann beydes der Göttlichen Schrift vnd den Keyserlichen Rechten zuwider ist.“

Eine fulminante Rede pro domo, das muß man sagen. Und ein kulturhistorisches Dokument dazu. Hier ist einmal eine Auslehnung, eine Anzu-



friedenheit tapfer genug, laut und deutlich herauszureden. Einer, der sich ausschüttet, wenn ihn der Arger und der — Kunstneid packt. Auch in anderen Kräuterbüchern jener streitbaren Zeit geht der Verdruß und die Erbitterung in der Stille umher, sozusagen, gestüßert. Aber hier ist ein Deutscher, der es wagt, ein lautes Wort zu sagen. Selbst in dem Falle sollten wir dem Manne danken, wenn er nur für sich selber kämpft. Flößt es doch immer Ehrfurcht ein, wenn ein Professor auch ein Konfessor ist und als wissender und erfahrener Mann einmal zu reden anfängt und sich auflehnt gegen die, die nichts können.

Doch wir irren zu weit von unserem Wege ab. Die Lobpreisungen des geliebten Heilkrautes, dessen „nicht auszugründende noch zu beschreibende Wunderkraft“ hervorzuheben Tabernaemontanus nicht müde wird, wollen nicht abbrechen. Gegen Kröpfe, Knollen und Geschwürlülste, Härten der Haut, Blutunterlaufung wird Kraut und Wurzel über den Schellenkönig gelobt. Bendenbäder aus Tormentillkraut und -Wurzel stillen den Fluß der „Goldenen Ader“ (fließende Hämorrhoiden). Gegen Augenleiden und Nasenbluten, wackelnde Zähne, üblen Geruch des Mundes und Zahnfleischgeschwüre ist das Tormentill ein vielangewendetes Heilmittel. Bei Fieber wird empfohlen, dem Kranken Tormentillkraut unterzulegen, daß er darauf schlafe, oder es ihm in die Schuhe zu schieben, daß er darauf gehe. Wider den „Schelm“ des Rindviehes (Rinderpest, Viehseuche; nach süddeutschem Volksaberglauben ein dem Pestmann ähnliches Gespenst, Personifikation der Seuchen) und das Geisern der Schafe (eine Sucht, bei der den erkrankten Tieren der Schaum aus dem Munde dringt), Keuchen und Lungenfucht der Pferde wird es gleichfalls mit Erfolg angewendet.

Kurz: die Kraft und Wirkung der Tormentille empfindet der dithyrambische Lobredner Tabernaemontan als ein räthselhaftes, von unvergänglichem Adel und Zauber überglänztes Phänomen seiner zeitgenössischen Heilkunst, „dann es feindt noch viel verborgener Heimlichkeiten in dieser Wurzel, die wenigen bekannt und offenbar feindt, sondern allein noch täglich durch die erfahrung mit der vbung erlernet vnd bekannt werden, die vorhin nie in keinen Geschrifften gefunden worden.“

So ist denn das Tormentill mit seinen zierlichen gelben Blütensternen und der knorrigen, braunroten Faselwurzel, die frisch geschnitten im Dunklen in Blutfarbe leuchten soll, wie neuere Medicinmänner herausgefunden haben, ein wahres Gottesgnadenkraut, ein Sinnbild heilkundlicher Hilfe in höchsten Leibesnöten, in „Pestilenz“, und wäre es auch in „Sterbenzläusen“, für die leidende Menschheit geworden. Sie ist die Pestabwehrpflanze des späten Mittelalters im Vorzugsinne des Wortes; wer in der Frühe eines Tages ein Pflverchen aus Tormentill, Judenapfel (*Citrus decumana*, gewöhnlich Paradiesapfel oder Pompelmus genannt) und Cardubenediten-Samen (*Cnicus benedictus*, Benediktendistel oder Bitterdistel) in Faselnußgröße zu sich nimmt, ist nach einem weitverbreiteten Volksaberglauben, den auch die Kräuterbücher gelegentlich verzeichnen, denselben Tag vor der Pest geseit. Man kann kein Arzneibüchlein, und wäre es das schmalste und dürrtigste, aufschlagen, in dem im Zusammenhange mit der

Pest nicht auch die Tormentille erwähnt und gerühmt wäre. Mit einer fast schmerzenden Regelmäßigkeit begegnet man den übertriebensten Lobpreisungen dieses Krautes. Es ist eine der Sensationen der älteren deutschen Volksmedizin.

Darum knüpft sich auch mancher Brauch und manche sagenhafte Mär an dieses Blümchen. In vielen Orten Hessens zogen früher die Mädchen am Morgen des Himmelfahrtstages vor Tag und Tau aus, um, wie sie vorgaben, das „Gefräuter“ zu suchen. Man verstand darunter besonders das Ruhrkraut und die Manneskraft (*Geum urbanum* L., meist Nelkenwurz oder Benediktinerkraut genannt). Diese vor Sonnenaufgang gepflückten Kräuter standen in dem Rufe, besonders heilfam für das Stallvieh zu sein. In manchen Gegenden des böhmischen und sächsischen Erzgebirges legt man das Blutkraut dem Vieh im Stalle unter die Füße, um es vor der Maul- und Klauenseuche zu bewahren. Damit eine trüchtige Kuh ihre Leibesfrucht austrage, soll die Frau des Hauses dem Tier einen Aufguß von der Tormentille eingeben und es dann im Nachtkleide oder noch besser völlig unbekleidet um den Misthaufen führen. So sagt man in manchen Ortschaften des Gulgengebirges, im nördlichen Tiergebirge und im Altwatergebirge des Nahrungsschlesischen Gefenkes. In Schwaben bereitet man noch heute, wie vor drei Jahrhunderten, aus dem Blutkraut einen nützlichen Wein, der ein untrügliches Mittel sein soll, die Lungensucht zu verhüten, den Frauen das Leben des Fötus zu sichern und einer Mißgeburt vorzubeugen. Ferner soll sich der nicht unangenehm zu nehmende Trank bei mangelnder Milchabsonderung stillender junger Mütter bewähren. Im Aicher Ländchen werden manchenorts am Hl. Abend früh die Viehställe gereinigt und Aische von allerlei Pflanzen, darunter auch vom Ruhrkraut und vom Johanniskraut (*Hypericum perforatum*), unter das Rindvieh gestreut, „damit Kühe und Stiere feste Füße bekommen und nicht krumm werden“. Auch nach dem Kalben gibt man in der bairischen Oberpfalz der Kälberkuh ein Büschel von an Maria Himmelfahrt (15. August) geweihten Kräutern, unter denen die Tormentille und der Himmelbrand (*Verbascum Thapsus*) eine größere Rolle spielen, mit einem Stücklein Brot zu fressen.

In das Gebiet der Natursage gehören die Erzählungen von der unvorstellbar großen Heilkraft des Blutkrautes zur Zeit von Epidemien, besonders der als „Pest“ bezeichneten. Scheinbar rein örtlich begrenzt, in Wirklichkeit aber über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitet sind Sagen der nachstehenden Art. Als im 17. Jahrhundert im Toggenburgischen der „schwarze Tod“ wütete, wollte ein Mann vom Himmel eine Stimme vernommen haben, die rief:

„Ght Tormentill und Vibernell,  
So sterbt ihr nicht so schnell!“

Als in den Jahren 1348–1349 die Pest im badischen Wiesental viele Menschen dahinraffte, kam zur Zeit des größten Jammers ein Vöglein vom Himmel und pfiß:

„Aht Durmadill und Vibernell,  
Sterbt mit so schnell.“

„Durmadill“ oder „Durmedill“ sind mundartliche Unbequemungen an die nicht verstandene lateinische Benennung Tormentilla, der botanischen Bezeichnung des Ruhrkrautes, die das Volk in naiver, sorgloser Eingabe an den Klang ohne einen erkennbaren Grund sich zurechtgelegt hat. Nur die Gelehrten wußten, daß die im Latein des Mittelalters übliche Form vom lateinischen tormen, das „Qual“, „Plage“ und in der Mehrzahlform tormina, „Schmerzen im Unterleibe“, „Bauchgrimmen“, „Ruhr“ bedeutete, abzuleiten sei und die Weiterbildung tormentum, von der der Pflanzennamen unmittelbar gebildet erscheint, alles bedeuten kann, womit jemand gemartert wird, Marter, Folter, Tortur usw., woraus durch Bedeutungsverengung das Wort zur Bezeichnung alles „Schneidens im Leibe“ gekommen ist. Die Bibernelle (auch Pimpernelle) ist ein Doldengewächs mit kleinen weißen Blüten (Pimpinella Saxifraga L.), dessen scharfe, aromatische Wurzel des öfteren als Arznei dient und dessen junge Blätter zur Bereitung von Kräutereßig und als Salatwürze benutzt werden. Der Name ist durch ein Verderbniß aus dem lateinischen „bipinella“ = die doppelt Geflügelte (sie hat gefiederte Blätter) entstanden. Die durch die geheimnisvolle Mahnstimme des Vogels geoffenbarte Heilpflanze hilft volksmedizinisch besonders gegen angehegte Krankheiten.

Und so werden die beiden berühmten Heilkräuter in Pesttagen noch öfter als die vom Himmel beglaubigten Retter in höchster Not gepriesen. Daß das so viel gerühmte Ruhrkraut auch gegen Viehseuchen sehr wirksam war, wissen wir aus den Zeugnissen der alten Kräutermänner. Aber auch eine ostpreussische Sage bezeugt es, die Heinrich Marzell (Die heimische Pflanzenwelt im Volksbrauch und Volksglauben, Leipzig, 1922, S. 90; ders. in: Deutsche Gauen, XV., 1914, S. 151 f.) mitteilt; bei einem großen Viehsterben sei eine Stimme aus der Luft erschollen, die den Rat laut werden ließ:

„Nehmt Bibernelle und Armetill (= Tormentill),  
wer sein Viehchen retten will!“

(Vgl. Treichel, Armetill, Bibernelle und andere Pestpflanzen, 1887; Hofmann-Kraher in: Schweizer Volkskunde, I. (1911), S. 19 f.; Lemke in: Brandenburgia, XVIII. (1909), S. 33 ff.; Jungbauer, Volksmedizin, S. 141.)

Die Jäger des Fichtelgebirges und anderer mitteldeutscher Gebirge wissen zu erzählen, daß sich das Schwarzwild mit Blutwurzkraut heilt, wenn es verwundet ist, daß die erwachsenen, sogenannten starken, großen Bachen, wenn die Stunde herankommt, wo sie ihre Jungen zur Welt bringen sollen, dieses Kraut gerne fressen, damit sie leichter werfen. Auch Haus Schweinen wird da und dort in den Dörfern im Teile des Erzgebirges gegen den Sattel von Kollendorf zu ein Kränzchen von Blutkräutern um den Hals gehängt, um sie vor Fehlwurf zu schützen.

In: späten Mittelalter, jener daseinsfrohen, denktrügen und von aller Zurückhaltung entblößten Epoche poetischer Verarmung, in der der Mißton einer rohen, derbrealistischen Weltanschauung alles Empfinden überflang, da man noch an die Kraft lieberweckender Tränke glaubte, zählte man unter den Zauberkräutern, die man aus neuneckerlei bei „Unserer Lieben Frauen

Wurzweih“ geweihten Kräutern bereitete, regelmäßig auch das alles heilende Blutkraut. Aber es mußte bei aufnehmendem Mondlichte gesammelt sein, weil da die Säfte im Aufsteigen sind, wenn es den schmutzigen Absichten junger und alter Liebesnarren dienen sollte.

In jenen dunklen, geistverlassenen Tagen suchte man auch die Bestandteile der merkwürdigen Wundersalbe, mit der sich nach dem Glauben des Volkes die Hexen beschmierten, wenn sie zum Schornstein hinausfliegen wollten, bekanntlich mit heißem Bemühen zu ergründen. Der berühmte und geistig verhältnismäßig freie Arzt und Philosoph Geronymo Cardano (Cardanus), der sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Lehrer der Heilkunde großer Anerkennung geistlicher und weltlicher Herrscher erfreute, kredenzte uns als besondere Haupt- und Paradeeinheit mit erheblichem Selbstbewußtsein die These, daß diese Salbe aus den Säften von Eppich, Nachtschatten, Wolfsmilch und Tormentille bereitet wurde, die man mit Ruß vermengt habe, und setzt dazu, daß diese schwarze Schmiere durch eine Zugabe von Rauch, Taumellolch und Bohnenbrühe noch mehr Kraft gewinne. In der Tat: ein Griff ins Bolle, ins kompliziert Lebendige der Volksheilkunde, ein Rezept, das an Shakespeares und Goethes Hexenlügen erinnert! Man muß wirklich, angeweht vom heißen Atem eines solchen Einfalles, Helwig (Zauberarzt, S. 98) recht geben, der bemerkt, daß Frauen, die ihren Leib mit solchen Salben einrieben, von den Säften des Nachtschattens, des Taumellolches, der Wolfsmilch usw. betäubt werden mußten und daß ihnen dann wohl träumen mochte, wie sie bei Nacht in den Lüften herumführen, Saitenspiel hörten, bei vollen Tafeln saßen und — noch allerhand dazu. Es brauchen keine Geister dazuzukommen, die genannten Pflanzen genügen vollständig dazu.

Nach diesem flüchtigen Rückblick in die graue Vorzeit wenden wir uns wieder der lichtereren und fröhlichen Gegenwart zu. Es gibt auch heutzutage nur wenige Pflanzen, die sich so wie die Tormentille rühmen können, in dem Rufe zu stehen, gegen ein wahres Heer von Krankheiten helfen zu können. Mehr und mehr ist in den letzten Jahren wieder die alte Naturheilkunde zu ihrem Rechte gekommen und mit ihr Dinge, die das Volk seit grauer Zeit schätzte, während die approbierte Wissenschaft sie einigermaßen scheel ansah. Und so kommt man immer wieder darauf, was das seit alters her so laut beschriebene Tormentill für ein merkwürdiges Geschöpf ist. Von dem fingerdicken Wurzelstock, von dem man sich im westlichen Teile des vogtländischen Erzgebirges, den man früher gemeinhin als Elstergebirge zu bezeichnen pflegte, ebenso wie in den angrenzenden Dörfern des ascherländischen Elstertales, gern erzählt, daß er, frisch geschnitten, im Dunklen leuchte, was neben der Blutfarbe den Glauben an die unvergleichliche Heilkraft der Pflanze wesentlich erhöht haben mag, den gestielten Wurzelblättern und den sitzenden Stengelblättern bis zur beblätterten, gipfelständigen Traube mit den kleinen goldenen Blüten ist alles an dem Kraut wunderbar und von erprobten, zauberhaften Wirkungen. Die Wurzel schmeckt wegen ihres Gerbsäuregehaltes bitter und zusammenziehend und gilt in weiten Teilen des Egerlandes und Mäher Gebietes als vorzügliches magenstärkendes Mittel. Man zererschneidet in den besagten Gegenden in der Regel

die sorgfältig gewaschene, frische Wurzel, tut sie in eine Flasche und übergießt sie mit gutem Branntwein oder Weingeist und läßt die Flasche einige Wochen zugefokt an einem warmen Orte stehen. Dann zieht man den Auszug auf Flaschen und stellt ihn für den Gebrauch kühl. Der als besonders heilkräftig geltende rote Branntweinauszug gilt als magenstärkend und heilend bei nicht chronischen Darmkatarrhen, Durchfällen und durststillend bei anstrengenden Wanderungen. Der Extrakt ist in Form von Tee, Aufguß, Tinktur bei entzündlichem Schleimfluß aus der Nase, der Luftröhre, dem Harnkanal und Mastdarm, bei Hämorrhöe, chronischer Gonorrhöe und Blutungen aller Art sowie als Mundwasser gegen Entzündungen nutzbar anzuwenden.

Der früher als Radix vel Rhizoma Tormentillae officinelle Wurzelstock des Krautes enthält reichlich Tormentillgerbsäure und Chinovosäure, ferner Chinodin, Gummi sowie das in der Färberei bekannte Tormentillrot. Das „Miraculum naturae“, wie ein alter deutscher Kräutermann die Tormentillwurzel nannte, wird außerdem in Pulverform oder als destilliertes Tormentillwasser gegen Kopfschmerz, Epilepsie, Eingeweidewürmer, Syphilis und die verschiedenartigsten Infektionen, Vergiftungen und Blutungen angewendet.

Im hochgelegenen Winkel zwischen Spiegeltzer Schneeberg und Gejente in Mähren soll man in alter Zeit aus der abgekochten Wurzel der Tormentille einen berauschten Wein hergestellt haben, der von dem weiblichen Geschlecht gern getrunken wurde und die nützliche Nebenwirkung hatte, schlant zu machen.

Großes Ansehen genießt das Blutkraut in mehreren Gegenden des südlichen Böhmerwaldes. Wie schon der dort gangbare Name „Bauchwehkraut“ beweist, hilft es nach dem dortigen Volksglauben vor allem gegen Ruhr, nicht nur in dem Sinne, daß man unter dieser Bezeichnung einen harmlosen Darmkatarrh mit schmerzhaftem Stuhlgang versteht, sondern in streng medizinischer Bedeutung, die eine allgemeine Infektion des Körpers mit diesem Worte begreift, Durchfälle mit heftigen, anhaltenden, kolikartigen Schmerzen, die eine quälende Höhe erreichen und die Erkrankten in Folge der vielen Ausscheidungen blaß und matt, den Puls klein und sehr beschleunigt machen. Ein Tee aus der abgekochten Wurzel wird in der Dreiländermark, wo die Grenzen von Böhmen, Osterreich und Bayern zusammenstoßen, als schweiß- und harntreibendes Mittel gerühmt, das die Absonderung aller Giter, Blut und Schleim enthaltenden Krankheitskeime befördert. Diese Abkochung wird aber auch bei Husten und Lungenleiden viel gebraucht, ebenso bei Sicht und Rheumatismus.

Aber auch im Gebirgsstück des oberen Böhmerwaldes, in der Umgebung des Großen Arbers und des Böhmisches Oßers sind die zierlichen Blütensterne des wertvollen Heilkrautes schon seit Urväterzeiten bekannt. Ein Auszug aus der Wurzel, ein Tee aus dessen Stengelblättern erweisen sich als empfehlenswerte Hausmittel bei Verstimmung der Magenerven und bei leichten Beschwerden des Leibes. Es soll dort sogar Leute geben, die jeden Morgen eine Tasse dieses Tees, der auf das ganze körperliche Befinden und Aussehen günstig einwirkt, trinken.

Mit neuen Zügen sehen wir das unentbehrliche Hausmittel des „Bauchwehkrautes“ („Blutkrautes“) im nördlichen Böhmerwalde in der Gegend der Städtchen Tachau, Pflaumberg und Ronsperg ausgestattet. Dort glaubt man, auch Weichdorne und Warzen mit Hilfe der berühtarten Heilpflanze zu vertreiben. Der Vorgang ist ein sehr einfacher. Man kauft sich nicht etwa in der Apotheke die Droge „Herba Tormentillae“, sondern geht um den Mittag an einen bekannten Damm oder Straßengraben oder Acker- rand, wo das Blutkraut in großer Menge wächst, zieht vorsichtig drei stärkere Stämmchen des allbekannten Rosenblütlers mit der knollenförmigen Wurzel aus der Erde, legt die Stengel mit den zierlichen, gelben Blüten- sternchen auf trockenen Boden und beschwert jedes Stück mit drei Kiesel- steinen. Dabei achtet man besonders scharf darauf, daß der durchschnitene Wurzelstock einen deutlich ausgeprägten, blutroten Stern auf der Durch- schnittsfläche aufweise. Sobald die Pflanzen ordentlich vertrocknet und ver- dorrt sind, verschwinden auch die widerlichen harten Vorsprünge auf der Haut.

Als ein wahres Allerleidskraut offenbart sich die Tormentille im Kaiserwald und im Tepler Gebirge. Wenige innerliche Krankheiten gibt es, bei denen sie nicht Wunder tun soll. Die Wurzel, gekocht in Speisen genossen, heilt die Auszehrung und bekämpft die Verstopfung der Leber und Nieren. Der ausgedrückte Saft der Blätter erweist sich als hilfreich bei Keuchhusten, der fallenden Sucht und vertreibt auch Spulwürmer. Aber solche innerliche Hilfe ist noch ein Kinderspiel gegen die Wunder, die das Kraut bei äußer- licher Anwendung vollbringt. Keinene Tücher, mit einem Sud der Blätter getränkt und ums Haupt gelegt, stillen den wütenden Kopfschmerz, franke Augen verlieren die Entzündung, sobald sie damit betupft werden, die Ohren erhalten das Gehör wieder. Das schlimmste Zahnweh vergeht, wenn man flachgeschnittene Scheibchen der Ruhrkrautwurzel darauf legt. Fistel, Krebs, Karbunkel und anderes Brand- und Hohlgeschwür kann nicht wider- stehen.

Eine nicht geringe Heilkraft schreibt man unserer Ruhrwurzel auch im schlesischen und böhmischen Riesengebirge zu. Eine Abkochung der Wurzel wird dort gegen den Krebs bereitet und mit Kompressen auf den erkrankten Körperteil gelegt. Auch gegen die sehr unangenehme und ansteckende Krank- heit der Krätze (Scabies) gilt die Blutkrautwurzel als ein unfehlbar wir- kendes Mittel.

Am Fuße des Tannenberges im „Niederland“, dem nördlichsten Stück Böhmens, wird das Tormentill ebenfalls bei allerlei Gebrechen in Anspruch genommen: ein Tee aus der abgekochten Wurzel wirkt schweißtreibend, krampfstillend und blutreinigend, die gezähnten Fingerblättchen des Sten- gels und die vierblättrigen Blüten helfen gegen die Gicht. Besonders geschätzt werden die ersten der erscheinenden Blüten, die fünf Blätter haben.

Ist der vermeintliche Segen, den die Pflanze der armen leidenden Menschheit bringt, schon sehr groß, so kann auch die Industrie die Tormen- tillwurzel segnen, denn sie ist sowohl zum Gerben als auch zum Rotfärben zu gebrauchen.

Ebenso sind Stengel und Blätter des Tormentills nicht scheel anzusehen. In den traurigen Tagen des Weltkrieges, wo sich die Menschen mit banger Sorge nach Mitteln umsehen mußten, sich durch Wildgemüse das befriedigende Gefühl der Sättigung zu schaffen, woenn der Körper die zur Ernährung erforderlichen Fleisch- und Getreidemengen bereits verzehrt hatte und noch Hunger empfand, kam uraltes Wissen und die Erfahrung von Tausenden wieder zu Ehren. Unter den wilden Sprossengemüsen, die der damaligen kargen Kost zur Streckung der Fleisch- und Getreidebestände dienen mußten und eine verdauungsfördernde Abwechslung in unsere Speisefolge brachten, hat sich in mehreren westböhmischn Städten, z. B. Asch, Eger, Grasslitz, Falkenau, Neudorf u. a., neben Bocksbart und Brunnenkresse, Sundermann und Gänsefingerkraut, Beinwell und Bibernell, Sauerampfer und Kapünzchen, Huslattich und Wegerich, Melde und Ochsenzunge und vielen anderen Wildkräutern als schmachhaftes, wildwachsendes Sprossengemüse auch das Tormentillkraut eingebürgert. Wuchs doch vor jeder Stadt draußen, an Wegen und Waldrändern, in Gartenhecken und Hofecken, an Flußufern, Gräben und Bahndämmen bequem greifbar das berühmte Heilkraut als Frühlings- und Frühsommerpflanze, die an Nährsalzgehalt wenig anderen Gemüsen vergleichbar war und überdies ihre Kostgärer vor Darminfektion bewahrte, die, wie man im oberen Rohlautale bei Neuhaus, Neuhammer und Neudorf sagt, nicht nur ein Futter für Gänse und Esel ist, sondern den besten Spinat vergessen läßt und „nach deren Genuß man aus jeder Pflanze trinken“ darf, ohne Schaden zu nehmen. Diese sinnvolle Nutzung des Tormentills war nicht nur ein Notbehelf, sondern ein Fortschritt in der Herstellung abwechslungsreicher Gemüsegerichte und mancher, der damals die Freude am Sammeln von Wildgemüsen gewonnen hat, mag diese Gewohnheit fürs Leben bewahrt haben und sich heute noch, glücklich zufrieden, an die Not der eisernen Zeit zurückerinnern. Die zarten, vielspaltigen Fingerblättchen des Blutkrautes erwiesen sich als ein mildes und schmachhaftes Gemüse, das beim Kochen alle medizinische Heilbarkeit verlor. Man schnitt die jungen Sprossen roh wie Lauch und Kresse aus Brot und geröstet wie Petersilie und Thymian über die Kartoffeln. Und im Juni konnte, wer es über das Herz brachte, die lieben kleinen Köpfehen der Pflanze, in denen die zarten Blütenknospen schlummerten, als würzige Gemüsezutat einholen. Das Zusammenkochen von Kartoffeln mit solchen Wildpflanzen gab weitere Möglichkeiten der Abwechslung.

So schulte die drangvolle Zeit die Sinne der Menschen im westböhmischn Berglande für Dinge, die dazu da sind, den Mechanismus des irdischen Leibes in Gang zu halten, und machte zugleich das sinnvolle Wort Alexander v. Humboldts wahr: „Wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, versenkt gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen.“



# Borgeschichtliche Örtlichkeiten Mährens in der Sage

Von Josef Stutil, Brünn (Landesmuseum)

Zu den am häufigsten vorkommenden Sagen, die sich noch heutzutage an unsere vorgeschichtlichen, frühgeschichtlichen und zum Teil auch mittelalterlichen Örtlichkeiten knüpfen, gehört unter andern jene, daß auf dem betreffenden Orte schon vor alten heidnischen Zeiten, also vor Christi Geburt, ja sogar in vorjüngsteinlichen Zeiten ein Bau von Menschenhand gestanden haben soll, nämlich ein Dorf, eine Stadt oder Burg, ein Schloß oder Kloster, eine Kirche u. dgl. Diese Sage knüpft sich bei uns fast an jede vorgeschichtliche Stätte, ohne Unterschied ihres Alters, und zwar besonders an die mit Wällen, Gräben u. ä. befestigten Örtlichkeiten. Es gibt deren bei uns so viele, daß es ausgeschlossen ist, sie alle hier anzuführen. Sagt doch J. L. Cervinka<sup>1)</sup>, daß es von allen die Bezeichnung „Záměisko“ oder „Staré Zámky“ führenden Örtlichkeiten heißt, daß dort einst eine Burg usw. gestanden haben soll, die dann mit Sagen umwoben wurde.

Einige Beispiele zu dieser Gruppe von Sagen:

Am Fuße des im Wischauer Bezirk gelegenen Berges Černov in Račice mit dem Burgwall (hradisko) „Na starich Záměich“ soll einst die Ortschaft Černov gestanden und zur gleichnamigen Burg<sup>2)</sup> gehört haben. Bei Pitín (Bz. Bojkovice) soll einst eine hölzerne Burg<sup>3)</sup> namens Bejov oder Břjov gewesen sein, und zwar in der Flur „Zahodiska“ auf dem „Hradětsko“. Nach Ansicht Dr. G. Wankels, des Vaters der mährischen Borgeschichte, bestand sich dort einst ein altslawisches „hraděstě“, d. i. eine befestigte Anhöhe von größerer Ausdehnung. In Senieka bei Ráměšt (a. d. Haná) stand einst die Burg der Frau Elisabeth von Kunstadt<sup>4)</sup>, wie die Volksüberlieferung behauptet. Auf dem bei Mikulčice (Bz. Göding) am rechten Marchufer gelegenen Burgwall „Türfische Schanze“ soll einmal eine Kirche oder ein Kloster<sup>5)</sup> gewesen sein.

Vom bekannten „Sumárnit“ bei Kneždub (Bz. Strašník) erzählt das Volk, daß dort einst ein Schloß war; noch bis zum heutigen Tage soll dort eine verwunschene Prinzessin<sup>6)</sup> spuken. Die Befestigungen auf dem „Sumárnit“ waren übrigens schon dem Topographen G. Wolny bekannt und Direktor K. J. Maška<sup>7)</sup> bezeichnete sie im Jahre 1887 als vorgeschichtlichen Burgwall.

Über den vorgeschichtlichen Burgwall „Na Hradě“ bei Kostelec (Bezirk Holschau) sagt das Volk, daß er einst mit „poručí“ (Pallisaden) umgeben war und daß dort ein Schloß<sup>8)</sup> in der Erde versunken wäre.

Wie man im Volke glaubt, stand die sagenhafte Stadt „Sudina“ auf der „Sudinka“ genannten Anhöhe zwischen Rudimov und Slavičín (Bezirk Wall. Klobouk); letztgenannte Stadt soll vor grauen Zeiten verbrannt oder in die Erde versunken sein, so daß von ihr kein Stein zurückblieb<sup>9)</sup>. übrigens ist sowohl geschichtlich als auch quellenhistorisch von einer Stadt namens „Sudina“ nicht bekannt.



Dies wären somit einige Beispiele zur ersten Gruppe von Sagen, die mit vorgeschichtlichen Örtlichkeiten verknüpft sind. Wie erwähnt, gibt es sehr viele ähnliche Sagen mit dem gleichen Motiv: einst war dort eine große Stadt usw. und heutzutage ist sie spurlos verschwunden.

Ein zweites, ziemlich oft vorkommendes Motiv unserer lokalen Sagen über Burgen, ganz besonders über Klöster, Kirchen u. ä. besteht darin, daß böse Mächte (zuweilen auch gute, den Menschen freundlich gesinnte Mächte) störend (oder fördernd) wirkten, indem sie begonnene Bauten wieder zerstörten oder den Bau verzögerten; auch heißt es, daß sie mit Vorliebe das vorbereitete Baumaterial an eine weitab gelegene Stelle verschleppten<sup>10</sup>).

Dieses Motiv betrifft bei uns auch zwei vorgeschichtliche Örtlichkeiten, und zwar den „Val“ (Wall) genannten „Starý Světlov“ bei Bojstovice und den Burgwall in der Nähe des Javorník (Höhe 369 Meter).

Vom „Starý Světlov“ erzählt das Volk, wie J. S. Červinka<sup>11</sup>) erwähnt, daß dort einst eine Burg gebaut wurde. Sie konnte jedoch nicht zu Ende geführt werden, denn das über Tags Aufgebaute zeigte sich über Nacht vollkommen zerstört -- von Wildschweinen! Diese Überlieferung steht in der Sagenwelt sicherlich ganz vereinzelt da, denn sonst erzählt man von den Wildschweinen im besten Falle, daß sie Glocken<sup>12</sup>) aus der Erde wühlen. Übrigens heißt es auch noch, daß die Bevölkerung in Kriegzeiten auf den „Starý Světlov“ floh („běhy míval“)<sup>13</sup>), d. h., daß sie sich dort mit ihrer ganzen Habe zu verbergen trachtete. Ähnliches wird von vielen anderen mährischen vorgeschichtlichen Örtlichkeiten erzählt.

Auf dem Javorník bei Velská soll vor Zeiten die Stadt Ungarisch Gradišch<sup>14</sup>) gestanden haben. Böse Geister aber wollten sie dort nicht dulden und übertrugen sie nachts wieder auf die Stelle, wo diese Stadt noch heute steht<sup>15</sup>).

Auch von dieser Art von Sagen könnte ich noch eine lange Reihe aufzählen, und zwar nicht nur aus Mähren, sondern auch aus andern Ländern.

Und nun zur dritten Art von Sagen, bei welchen in vorgeschichtlichen Örtlichkeiten u n t e r i r d i s c h e G ä n g e vorkommen sollen. Ich vermute, daß da die Sage über Kinice (Schebetau) (Bz. Boškovice)<sup>16</sup>) ganz vereinzelt dasteht. Auf der Anhöhe befindet sich dort ein Burgwall. Das Volk erzählte und glaubte noch in den achtziger Jahren und Frau E. Bakes<sup>17</sup>) schrieb hierüber, daß „im Innern des Berges riesige Gänge in den Stein gehauen sind . . .“ und man erzählte auch viel von „einem schwarzen Hund und von Gespenstern, die dort Schätze hüten“<sup>18</sup>).

Ich bemerke ausdrücklich, daß mit diesen unterirdischen Gängen nicht etwa die „lochy“ (Erdställe) gemeint sind; über diese werde ich mich noch später auslassen. Auch die unterirdischen Gänge usw. auf mittelalterlichen Burgen, Schlössern und in Klöstern usw. gehören nicht hieher; jene Gänge sollen meist von riesigen Ausmaßen gewesen sein.

Was unsere „lochy“ (Erdstelle, manchmal auch „doupence“) betrifft, halte ich für nicht unangebracht zu erwähnen, daß man sie vor nicht langer Zeit noch für vorgeschichtliche, ja sogar für paläolithische Wohnungen gehalten hat. An diese unsere unterirdischen, in den Fels gegrabenen Zufluchtsstätten knüpfen sich ebenfalls viele Sagen. Man erzählt z. B., daß

ihre Erbauer und Bewohner schon in mythischen Zeiten gelebt hätten. J. L. Cervinka verzeichnet aus der Klobouker Gegend die Sage, daß in diesen Löchern das Urvolk der „Zemčáci“ oder „Zemkáři“ (beides soviel wie Erdlochbewohner) gewohnt haben soll. — Diese dürften wohl analog sein mit den „ludkové“ (Deutschen) der Lausitzer Wendens-Kirchhöfe, die laut Dr. S. Wankel in Löchern und Höhlen wohnen und mit Steinbeilen bewaffnet sind. Zugleich sind sie wohl identisch mit jenen vorgeschichtlichen keltischen Bewohnern, welche aus wilden Männern und Frauen bestanden, und die nach Ansicht des Dr. M. Kriz als erste die friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen den slawischen Einwanderern und den Resten der ursprünglichen germanischen Bewohnern gefestigt haben sollen. Dr. M. Kriz meint, daß dies die einzige überlieferte Erinnerung an die verwickelten ethnographischen Verhältnisse der Vorgeschichte sei. (Bez. „Löcher“ vgl. auch die tschechische Bezeichnung „doupence“, abgeleitet von doupě, d. i. Höhle, Bau). Es gibt ihrer in Mähren sehr viele. Betreffs ihres Alters gehen jedoch die Meinungen ziemlich weit auseinander<sup>19)</sup>. Dr. K. Cernohorský hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die Mehrzahl dieser Löcher bestimmt von der Sekte der Wiedertäufer hervühre<sup>20)</sup>. Die neueste Theorie über die unbekanntenen, sagenhaften Bewohner der Löcher (Erdställe) wird von Fr. Kiefling literarisch verfochten. Im Buche „Über die Erdställe“ sagt er, daß als Erbauer derselben nur ein Zwergvolk in Betracht komme, von dem es keineswegs nachweisbar ist, daß es in geschichtlichen Zeiten gelebt hätte. Diese Theorie Kieflings würde sehr wohl mit unseren heimischen Sagen über Zwerge u. ä. übereinstimmen.

Als vierte Art von Sagen führe ich jene an, in welchen vorgeschichtliche Ortlichkeiten mit Zauberern<sup>21)</sup> und Teufeln<sup>22)</sup> in Verbindung gebracht werden. Dieses Motiv kommt auch in fremden Sagen vor<sup>23)</sup>. Zauberer und Teufel haben in unsern Sagen immer eine wichtige Rolle gespielt und manchmal auch in topographischen Benennungen<sup>24)</sup> Spuren hinterlassen.

So vermerkte z. B. J. L. Cervinka<sup>25)</sup> i. J. 1896 über den Burgwall, der s. ö. von Křenovice (Bz. Kojetin) liegt, daß „der Sage nach auf dem Walle sich ein Steinblock befunden haben soll, in welchem fünf Teufelspfoten eingedrückt gewesen sein sollen (Teufelstein?). Der Müller von Křenovice soll diesen Stein auf einem Wagen fünfmal in die Mühle gebracht haben. Immer wieder fand man jedoch den Stein am nächsten Morgen auf seinem ursprünglichen Platze auf dem Burgwall. (Vgl. auch die vorerwähnte Gruppe von Sagen.) Dann verblieb dieser Stein auf dem Burgwall und wurde bei Tag und Nacht von zwei Raben („Kavoni“<sup>26)</sup>) bewacht.“

In den auf einem Berge gelegenen Felsen „Na čertově kameni“ bei Provodov (Bz. Holleschau) soll sich angeblich eine „rot ausgebrannte Vertiefung“ befinden, welche „von den dortigen Bewohnern Teufelsherd genannt wird“. Der Sage nach soll der Teufel auf diesem Steine Jungkühe, Schafe und Gänse verspeist haben. Auch soll dort ein hölzernes Schloß gestanden sein, in welchem sich ein schwarzes Pferd aufhielt. Auch ein Zauberer soll dort oft gesehen worden sein. Östlich vom Teufelsherd ist eine Vertiefung, die der Rest eines bodenlos tiefen Brunnens sein soll<sup>27a)</sup>.

Auch von der bekannten Befestigung (?) „Čertova skála“ auf dem „Zámčisko“ (Schloßberg) bei Lidečko (Bz. Bjetín) wird erzählt, daß die Mauer vom Teufel erbaut worden sei, jedoch nicht zu Ende geführt wurde. Der Teufel wollte mit der Mauer den durch Lidečko seinen Lauf nehmenden Fluß zwingen, in umgekehrter Richtung zu fließen, durch Lidečko zurück und bergaufwärts. Einer anderen Sage nach soll jedoch genannte Mauer in historischen Kriegszeiten zu Verteidigungszwecken erbaut worden sein<sup>27</sup>). Ein „Teufelstein“ befindet sich auch bei Přílep<sup>28</sup>) (Bz. Holleschau) auf einer vorragenden Bergzunge. M. Pěna vermerkt über das „hradisté“ von Boršice bei Hluf (Bz. Ung. Hradiš), daß Boršice vorzeiten unmittelbar unterhalb des „hradisté“ gestanden haben soll. Noch vor kurzem lagen inmitten des „hradisté“ die Reste einer uralten Linde, die allgemein „Ohňová lipa“ genannt wurde („Feuerlinde“). Eine zweite Überlieferung sagt, daß dortselbst eine Kapelle in die Erde versunken sei; auch ein Zauberer gehe dort um. Vor langen Zeiten soll dort eine Burg gewesen sein und ein Kloster auf dem gerade gegenüberliegenden Berge „Kolo“ und beide sollen mittels einer ledernen Brücke<sup>29</sup>) verbunden gewesen sein. Nach Dr. F. Wankel befanden sich Reste der Behausung eines Zauberers auch im Tale „Jofajat“ bei Dellein (Bz. Olmütz)<sup>30</sup>). Von der Hůlá Stráz (Δ 556 m) bei Bystřice-Báňov (Bz. Bystřice) erzählt die Sage, daß sich dort Zauberer aufgehalten hätten. Vom Berge Chlástov (Δ 754 m) bei Bystřice Pole (Bz. Ung. Brod) sagt das Volk, daß dort einst eine Burg oder ein Kloster gestanden wäre; auf dem „Teufelstein“ pflegte da ein Zauberer zu sitzen und in einem Buche zu lesen. Weiters wurde die auf dem Westhang gelegene Quelle von einem weißen Pferde besucht, das dort Wasser zu sich nahm<sup>31</sup>). J. Kůdera schrieb, daß die Leute in Blachovice (Bz. Ung. Brod) gesehen haben wollen, wie ein weißes Pferd vom „Hradisko“ zum nahen Walde „Volová“ hinüberwechselfte<sup>32</sup>).

Schon aus den genannten Beispielen geht klar hervor, daß Zauberer und Teufel fast immer gemeinsam auftreten, und daß auch das Pferd oft eine Rolle spielt, u. zw. sowohl in den slawischen<sup>33</sup>) Sagen, als auch bei anderen Völkern<sup>34</sup>).

Zu den weniger verbreiteten Sagen gehören jene vom Spuken mythischer Persönlichkeiten oder merkwürdiger Erscheinungen lokalen Einschlags, und zwar auf vorgehichtlichen Örtlichkeiten.

So z. B. schreiben G. Peck und J. L. Cervinka<sup>35</sup>), daß an der Quelle im Tale „Mutšov“ bei Zádverčice (Bz. Bzovice) eine „omama“<sup>36</sup>) (Geistes) spuke. Schon im Jahre 1780 ist übrigens die Rede von einem nahe gelegenen „Hradisko“.

Auch mit dem bekannten Leškoun (Mistfogel, Höhe 387 m) sind viele Sagen verbunden. Er liegt in Südmähren bei Bedrovice-Zábrdovice (Bez. Mähr.-Kromau) und ist seit paläolithischen Zeiten besiedelt. Auf ihm wurden Runen-, Hallstätter- und Altmährische-Siedlungen sichergestellt<sup>37</sup>). Unter den Beuten geht die Sage von grauen Männlein, die sich nachts auf dem Leškoun umhertreiben und die nichts anderes als die Geister der verstorbenen heidnischen Bewohner sein sollen. Außerdem soll auf dem Berg ein Brunnen sein, in welchem die Heiden die goldene Statue ihres Götzen, sowie

andere Schätze verborgen hätten<sup>39</sup>). Letztgenannte Sage deutet jedoch sichtlich auf einen Ursprung jüngeren Datums, vielleicht auch auf den Einfluß von Büchern.

Die genannte „lederne Brücke“ gehört zu einer wichtigen Gruppe von Sagen im Zusammenhang mit vorgeschichtlichen Ortlichkeiten. Da heißt es immer, daß zwei Orte durch eine lederne Brücke miteinander verbunden gewesen sein sollen, u. zw. gewöhnlich ein Burgwall mit einer Burg oder einem Schloß.

So z. B. schrieb schon Florian Roudelka über das bekannte ausgedehnte vorgeschichtliche „Hradisko“ von Obráň bei Brünn<sup>40</sup>), daß es mittels einer großen, ledernen Brücke verbunden gewesen sein soll mit der Feste am Hádý-Berg (R. 423 m) unterhalb der „Sembera“; die lange Brücke schaukelte über der schäumenden Zvittava. Der bekannte Prähistoriker Flor. Roudelka hörte im Jahre 1882, daß auf dem höchsten Punkte des Obráner Hradisko eine ungeheuer große, hölzerne Burg gestanden haben soll. Auch Dr. M. Kriz hörte im Jahre 1864 erzählen: „Der Ritter Sembera besaß auf dem Burgwall unterhalb der Höhe „Sembera“ eine Burg. Eine zweite Burg hatte er bei den Obráner Weingärten. Und da ist er von einer Burg zur anderen auf einer ledernen Brücke geritten. Hierbei hat sich die Brücke hinter ihm eingerollt und beim Heimweg vor ihm wieder aufgerollt.“ — Heute ist diese Sage, soviel mir bekannt ist<sup>41</sup>), im Volke in Vergessenheit geraten.

Die Sagen von Lederbrücken sind bei uns häufig und kommen auch in anderen Ländern vor<sup>42</sup>). Soll doch die Fürstin Sibusa auf einer Lederbrücke über das romantische Sárla-Tal gewandelt sein.

Auch diese Sagen von ledernen Brücken wären einer Bearbeitung wert. Noch die romantische Literatur (E. L. Kochholz, L. Gaisner, M. Büttel, Fr. Panzer) suchte in ihnen vergeblich die analoge Funktion der verstorbenen Geister des griechisch-römischen Kulturbereichs<sup>43</sup>).

Zum Motiv der Lederbrücken vermag ich aus Mähren einige Beispiele anzuführen. Über die steinzeitlichen „Staré Zámky“ bei Lösch (Bz. Brünn) verzeichnete schon der Tierarzt Fl. Roudelka die Volkssage, daß die „Staré Zámky“ mittels einer Lederbrücke mit dem mittelalterlichen „Hrádek“ bei Horálov verbunden waren, u. zw. über das tiefeingeschnittene Karsttal des Ríčka-Baches hinüber. Staré Zámky sind eine bedeutende Siedlung aus der Jaispißer Kulturperiode und als wichtiger altslawischer Burgwall von großer Ausdehnung bekannt<sup>44</sup>). (Der Ríckabach gehört zu den Gewässern des südlichen Teiles des vauccluschen mährischen Karstes.)

Auch von der ausgedehnten neolithischen Siedlung „Starý Zámek“ bei Jaispiß (Bz. Zvaim)<sup>45</sup>) erzählt man im Volke die Sage<sup>46</sup>), daß sie einst mit dem jetzigen Jaispißer Schloß der Herren von Ugartov durch eine lederne Brücke verbunden waren. Den „Starý Zámek“ hat J. Palliardi durchforstet; das Schloß in Jaispiß gehörte einst Sudwit, Grafen de Souches, dem Verteidiger Brünnns gegen die Schweden.

Auf der befestigten Burg „Kolo“ bei Gluk (Bz. Ung. Hradisch) soll — wie oben erwähnt — ein Kloster gestanden sein. Von diesem soll eine lederne Brücke zu der auf dem „Hradisko“<sup>47</sup>) stehenden Burg geführt haben.

J. Kučera vermerkte die Volksfrage, daß den Hügel „Hradištky“ bei Blčnov (Bz. Ung. Brod) Soldaten aufgeführt hätten, indem sie die Erde in ihren Mützen herbeitrugen<sup>47</sup>). „Hradištky“ sollen mit dem nahen „Val“ mittels einer ledernen Brücke verbunden gewesen sein. Heutzutage werden auf den „Hradištky“ bei festlichen Anlässen Feuer gebrannt<sup>48</sup>). Ebenso soll eine Brücke aus Leder die Feste in Bohuslavice<sup>49</sup>) (Bz. Gaha) mit der im Orte gelegenen Burg<sup>50</sup>) verbunden haben. In Bohuslavice soll sich tatsächlich eine Feste befunden haben.

Wie erwähnt, wäre es angebracht, das Motiv der ledernen Brücken in slawischen Gebieten auf Grund reicheren Quellenmaterials zu verarbeiten.

Erwähnen möchte ich noch, daß Bedeutung und Zweckmäßigkeit der jüngeren vorzeitlichen Befestigungsanlagen noch lange nachher bestehen blieb; sie sind in der Überlieferung erhalten und leben weiter. Man kann sogar von mancher dieser Befestigung voraussetzen, daß sie vielleicht noch in jüngerer, geschichtlicher Zeit als Zufluchtsstätte benutzt worden ist.

J. Kučera<sup>51</sup>) schreibt, das Volk erzähle, daß sich in Kriegszeiten die Bewohner der ganzen Gegend auf das Hradištko bei Pulčín (Bz. Wal. Klobouk) geflüchtet haben sollen<sup>52</sup>).

Ähnlich wird vom „Vyšehrad“ in Bohuslavice (Wal. Klobouk) gesagt, daß hier die Burg eines reichen Herrn gewesen sein soll. In der Burg soll das Volk seine Zuflucht gefunden haben und noch zur Zeit der Kuruken-Einfälle<sup>53</sup>) sollen die Bewohner von Bohuslavice hierher geflüchtet sein<sup>54</sup>).

Eine weitere wichtige Sagengruppe von besonderer Wichtigkeit ist jene, in welcher in Verbindung mit vorzeitlichen Stätten von Awaren berichtet wird. Diese Awaren<sup>55</sup>) kamen um 556/7 an die mittlere Donau. Erst im Jahre 799 gelang es Karl dem Großen, ihre Macht zu brechen. Die Berührung mit den Awaren ist für die Geschichte einzelner slawischer Stämme von ungewöhnlicher Bedeutung. Der Einfluß der Awaren auf die Kultur der an der Donau lebenden mitteleuropäischen Slaven ist bedeutend, was heutzutage allgemein anerkannt wird<sup>56</sup>). Bei den Slaven blieb — wie von uns schon längst behauptet worden ist<sup>57</sup>) — die Erinnerung an die Awaren<sup>58</sup>) im Worte „obr“ (Kiese) haften<sup>59</sup>).

Nach Liebhart stellten sich die alten Slaven auch die Juden als mächtige Riesen vor<sup>60</sup>), welcher Umstand wohl die Ursache zur Bildung von ziemlich häufig auftretenden Ortsnamen und Namen von Fluren usw.<sup>61</sup>) sein dürfte.

Natürlich brachte man auch die Awaren in ursächlichen Zusammenhang mit einigen mährischen topographischen Benennungen, besonders mit den Namen von Burgwällen. So z. B. mit Obránh bei Brünn<sup>62</sup>). Sein Hradištko ist eine ausgedehnte besetzte Siedlung aus der schlesischen, hallstädtischen Kultur. Über sie verlautete noch jüngst eine ganze Reihe verschiedenster Sagen<sup>63</sup>). Die Volksetymologie leitete den Namen Obránh von „obrī“, d. i. Riesen, ab. Es ist sehr bemerkenswert, daß diese Volksetymologie — welcher die urzeitliche Befestigung durch Riesen eine genügende Ursache bildet zur Überlieferung und Erhaltung eines Namens seit nebelhaft verschleierten Urzeiten — schon um das Jahr 1300 sogar dem Zisterzienser Johann des Klosters in Saar bekannt war. Johann hat die Annalen von Saar

geschrieben. Mit Beziehung auf Gerhart, Herrn auf Kunštát, hat er sich in lateinischen Hexametern ausgedrückt, wie folgt:

„De castro dictus, oberses quod erat vocitatum.  
Nobile castellum satis hoc fuit et modo ruptum.  
Hoc in latino resonat quasi castra gigantum.  
Ober enim selavice latina sonat quasi gigas.  
Theutunici castrum tamen hoc obersez modo dicunt,  
Hoc in latino resonat quasi castra gigantum.  
Sed prudens lector animo perfendere debet,  
Quod non teutunice sed de slavico trahit ortum.“

Diese Etymologie von Namen („Obřany“ von obři = Riesen) und die Gleichsetzung von „obr“, d. i. Avarus, hatte in der heimischen vorgegeschichtlichen Literatur zur Folge, daß die Unterjochung der Slaven durch die Avaren stark überschätzt worden ist.

Hiebei wurde eine bemerkenswerte Bedeutung dem Gradisko „Češov“ (Bz. Jičín) in Böhmen beigelegt, sowie in Mähren dem obengenannten Obřany bei Brünn und auch dem Gradistě namens „Obřany“, das 2½ km s. ö. von Hostýn (Bz. Bystřice)<sup>64</sup> liegt. Man kann da geradezu von Avaromanie in unserer vorgegeschichtlichen Literatur sprechen. B. Brandl z. B. gab der Vermutung Ausdruck, daß Obřany bei Brünn den Avaren als besetzte Siedlung diente; er nimmt hiebei an, daß die Avaren über Nieder-Osterreich kamen und über Mähren bis nach Böhmen hinein ihre Streifzüge vornahmen. Seiner Meinung nach soll auch das in der Nähe des Hostein gelegene Obřany nichts anderes als eine Basti atwarischer Reitercharen gewesen sein, die in verheerenden Massen wie die Heuschrecken aus ihren Wohnsitzen in Ungarn auschwärmten. — Dieser Avaromanie traten J. L. Cervinka und L. Niederle auf das entschiedenste entgegen, indem sie mit Recht darauf hinwiesen, daß unsere „hradiska“ und „hradistě“, d. i. größere und kleinere Burgwälle zu den Avaren in keinerlei Beziehung stehen. Diese Ansicht behält ihre Richtigkeit, auch wenn die berühmten atwarischen „Ringe“ des Chronisten von St. Havel immer noch ein vorgegeschichtliches Rätsel bilden und obzwar heutzutage die slavische Prähistorik die Beziehungen zwischen Slaven und Avaren mit ganz anderen Augen betrachtet. J. L. Cervinka hält überhaupt für den einzigen richtigen Avarenring im Gebiete der Donau, der geschichtlich vermerkt und örtlich festgelegt worden ist, den „mons Comianus“ (Ann. Fuld. 113) auf dem Rumberge bei Kirchbach (Ann. Einhardi 791, Ann. Regni, Franc. 791) — Oberwähntes in der Nähe des Hostein gelegenes Obřany (736) ist auch in der Volks Sage gut bekannt<sup>65</sup>). Mit den Avaren wurden bei uns in der Volks Sage noch viele andere Örtlichkeiten in Verbindung zusammengebracht<sup>65a</sup>).

J. Kůčera berichtet der Volks Sage nach, daß auf dem besetzten „Ober-sko“ bei Sudkvice (Bz. Luhačovice) eine hölzerne Burg gestanden sein soll, die von Riesen bewohnt war. Die Burgherrin soll einmal einen in der Nähe des Dorfes ackernden Bauer in ihre Schürze genommen und ihrem Gemahl gebracht haben<sup>66</sup>).

Ein „Ober-sko“ liegt auch im Tale der Trěbůvka bei Vojšij (Bezirk Mähr. Neustadt) und ist ebenfalls eine vorgegeschichtliche, besetzte Siedlung.

L. Hofák<sup>67)</sup> machte auf einen handschriftlichen Vermerk Boček's aus dem Jahre 1842 aufmerksam, in welchem von einer Sage die Rede ist, daß in Letčovice (Bz. Ung. Hradisch) vorzeiten Riesen „ombri“ genannt, gewohnt haben sollen.

Ähnliche Sagen ließen sich noch in viel größerer Anzahl feststellen<sup>68)</sup>.

Übrigens benannte Prof. Struška<sup>69)</sup> das Hradisko von Dobrotice (Bz. Kremsier) zwar „Awarenring“, jedoch mit Unrecht, und Cervinka<sup>70)</sup> verwies mit Recht darauf, daß es sich in diesem Falle von Seiten Professor Struška's um eine willkürliche Übertragung des Namens „Obrana“ handelt, die dem Hradisko gegenüberliegt und eine Anhöhe darstellt.

In Urbce (Bz. Kremsier), wo auch eine vorzeitliche, befestigte Siedlung besteht, befindet sich angeblich eine Flur, die „Obranice“<sup>71)</sup> heißt, welcher Name von obr, d. h. Riese, abstammen soll.

Ähnlich wie in Mähren wurden auch in Böhmen und in der Slowakei manche Namen befestigter vorgeschichtlicher Siedlungen mit den Awaren in Verbindung gebracht. Hierüber spricht schon unsere ältere romantische Literatur, die seit jeher für Sagen und Volksüberlieferungen eine große Vorliebe zeigte. Ich möchte da nur die befestigte Siedlung von Česov<sup>72)</sup> in Böhmen und aus der Slowakei analoge Motive erwähnen<sup>73)</sup>.

Das in der slawischen Überlieferung auftretende Motiv „Awaren=Obri“ würde jedenfalls ebenso eine erschöpfende Bearbeitung verdienen. Unsere slawische Bevölkerung gedenkt keines anderen urzeitlichen oder frühgeschichtlichen Volkes, das in analoger Beziehung zu unseren vorgeschichtlichen Ortlichkeiten stände. Sie bezeichnet die vorgeschichtlichen Völker summarisch als „Heiden“. Bei der heutigen besseren Schulbildung hat unser Volk schon eine klarere Vorstellung über die Besiedlung unserer Länder in vor-slawischer Zeit, natürlich ohne die entsprechende ethnologische Zugehörigkeit näher zu erkennen. Noch in den neunziger Jahren erzählte man sich im Volke, daß zum Berge „Obětová“ bei Pozlovice (Bz. Ung. Brod) ein weithin bekannter Weg führe, den schon viele Völker und Heere gegangen seien<sup>74)</sup>. Mit solchen allgemeinen Angaben ist allerdings nichts Bestimmtes gesagt und es handelt sich in diesem Falle ersichtlich um eine geschichtlich jüngere Überlieferung.

### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Červinka J. L., Právěká hradiska na Moravě (Kremsier, 1896). — <sup>2)</sup> J. B. Knieš in ČL III. (1894), 458, J. L. Červinka, Právěká hradiska I. c. 53; Právěké sídliště, pohřebiště a nálezy na Vyškovsku (1937), 42<sup>40)</sup>. — <sup>3)</sup> ČL III. (1894), 558, Červinka I. c. 35. — <sup>4)</sup> ČVMŠO I. (1884), 78, MCC 1890, 226, Červinka I. c. 22. — <sup>5)</sup> MCC 1890, 47, Červinka I. c. 19. — <sup>6)</sup> Das weist selbstverständlich auf literarischen Einfluß hin. — <sup>7)</sup> Die Markgrafschaft Mähren (1842), S. 380, R. J. Maša, ČVMŠO V. (1888), 18, Červinka I. c. 17, Morava 334. — <sup>8)</sup> Ed. Peč, ČVMŠO VIII. (1891), 160, Červinka I. c. 42. — <sup>9)</sup> ČVMŠO VI. (1889), 118, ČL III. (1894), 556, J. L. Červinka I. c. 24. — <sup>10)</sup> Diese Sagen sind auch aus Mähren gut bekannt. — <sup>11)</sup> ČL III. (1894), 560, Červinka I. c. 47. — <sup>12)</sup> Dazu vgl. Pešman in ŠVDN III. (1930/31), 871—874. — <sup>13)</sup> Zu diesem Ausdruck „běhy mlti“ vgl. Jungmann, Slovník I. 86. — <sup>14)</sup> Zu den prähist. Funden in Ung. Hradisch vgl. Morava za pravěku (1902) u. Sborník Velehradský (1930—1937). — <sup>15)</sup> ČVMŠO XXV. (1908), 124, Červinka I. c. 27. — <sup>16)</sup> Zu den prähistorischen Funden vgl. Vlastivěda Boskovska (Bošovice, 1931). — <sup>17)</sup> Vgl. J. Knieš VM II. (Bošovice, 1904), 104. — <sup>18)</sup> ČVMŠO XXV. (1885), 77, Červinka I. c. 27. — <sup>19)</sup> Von den älteren überblicklichen

Arbeiten vgl. besonders J. L. Červinka „Lochy“, umělé jeskyně na Moravě, ČMMZ V. (1905), řep. 1—13 (Zprávy Kom. pro přír. prozkoumání Moravy, odd. arch. praeh. č. 2), einem weisjnähr. Verzeichniß in meinem Artikel in der Zeitschrift Od Horácka k Podyjí XI. (1934—35), Nr. 8—10, wo auch die ältere Literatur zitiert wurde. — <sup>20</sup>) R. Černoštorfý, Novokřtěnský původ moravských lochů, Lidové noviny XLII., č. 486, 27. IX. 1934. — <sup>21</sup>) Vgl. J. B. C. Zibrť, Seznam pověr a zvyklostí pohanských (Praha, 1894), 88, 89. — <sup>22</sup>) Zum Teufel im tschechischen Bergglauben vgl. Zibrť ebd. 86, 87, 89, 105; Máchal, Nákras slov. bájesloví (1891), 164—171. — <sup>23</sup>) Vgl. J. B. auch N. Seraci, Die Sagen von Hachelberg bei Jirs im Burgenlande, WpZ. XXIII. (1936) 159—161. — <sup>24</sup>) Es ist nicht meine Aufgabe, alle topographische Material zu erwähnen; über den Teufel im Prähistorischen vgl. Saintyves, Corpus du folklore préhistorique II. 494, III. 660. — <sup>25</sup>) L. c. 28; zum Burgenwall vgl. derselbe Morava za pravěku (1902), 148, 233, 255, 277, 288, 294. — <sup>26</sup>) Zum Worte „Kavoň“ vgl. Jungmann, Slovník II. 41, Kott, Česko-německý Slovník VI—579. — <sup>26a</sup>) J. Kučera in ČVMŠO VII. (1880), 121 Červinka l. c. 22. — <sup>27</sup>) ČVMŠO VII. (1890), 182, Červinka l. c. 53. — <sup>28</sup>) Červinka l. c. 37. — <sup>29</sup>) ČVMŠO VIII. (1891), 125, Červinka l. c. 35. — <sup>30</sup>) MCC 1890, 226, Červinka 14. <sup>31</sup>) J. L. Červinka l. c. 22; J. Kučera in ČVMŠO VII. (1890), 87, 124, 181. — <sup>32</sup>) ČL III. (1894), 557 Červinka l. c. 33. — <sup>33</sup>) Über das Pferd in der slawischen Mythologie vgl. J. B. Máchal, Nákras slov. bájesloví (1891), 211, wo auch die ältere Literatur erwähnt ist. — <sup>34</sup>) Über das Pferd vgl. auch ČL V. 64, 523, 528, 575, VI. 98, 100, 388, 439, VII. 248, 380, XXIII. 144, 176, 208, 254, 339, 394. — <sup>35</sup>) ČVMŠO VII. (1890), 25, ebd. XI. 1894, 31, Červinka l. c. 36. — <sup>36</sup>) „Omama“ (= Geipenit) vgl. Jungmann II. 933, Kott II. 376. — <sup>37</sup>) Vgl. J. B. J. Rnieš in Pravek IV. (1908), 13, weiter J. L. Červinka, Slované a říše velkomoravská (1928), 76—77. — <sup>38</sup>) J. L. Červinka l. c. 18. — <sup>39</sup>) Vgl. die von der bisherigen Literatur noch immer vollständigste Arbeit von J. Hladík in Annales Mus. Franciscum (Brünn, 1898), weiter die Erwähnungen von Červinka Morava za pravěku (1902), 217—220, 233—34. — <sup>40</sup>) Jf. Koudelka ČVMŠO V. (1888), 179, Červinka l. c. 30; vgl. meinen Artikel Lidové pověsti o Hradisku obránském in Český Lid XXXII. 1932, 35—52. — <sup>41</sup>) Vgl. Jan Soukup, Pověsti o kožených mostech a jich význam, Věstník III. sjezdu čsl. přírodopytců a lékařů v Praze (1901), 296, Učtář, ČSPSC V. (1897), 106/7. ebd. VI. (1898), 80. Diese Sage wurde schon in PA I. 287 erwähnt; vgl. D. Bäckel, Die deutsche Volksfage (Mūs Natur und Geisteswelt 262), S. 57, Rotholz, Schweizer Sagen (1856) II 216, Meise, Sagenbuch des Königreichs Sachsen (1903) 961. — <sup>42</sup>) Bächstul-Estäubli SWM I. 1659—1665. — <sup>43</sup>) J. L. Červinka, Slované a říše velkomoravská (1928), wo auch die ältere Literatur erwähnt ist. — <sup>44</sup>) Vgl. J. Palliardi, Pravek VIII. 1912, S. 17, J. L. Červinka in Eberts Reallexikon VI., S. 148. — <sup>45</sup>) VM II. (Znam 1904), 252. — <sup>46</sup>) ČVMŠO V. (1888), 125, Červinka 35, 55. — <sup>47</sup>) Ähnliche Sagen sind bei uns genug verbreitet und öfter tritt in ihnen Zizka auf. — <sup>48</sup>) ČL III. (1894), 558, Červinka 35. — <sup>49</sup>) Über prähistorische Zunde vgl. J. L. Červinka, Kyjovsko a Zidánsko v pravěku (1933). — <sup>50</sup>) J. L. Červinka l. c. 25. — <sup>51</sup>) ČVMŠO VII. (1890), 183, J. L. Červinka 31. — <sup>52</sup>) Vgl. die Ann. <sup>53</sup>) Vgl. J. B. VM II. (Valasské Klobouky, 1905), 270. — <sup>54</sup>) ČVMŠO VI. (1889), 120, Červinka l. c. 17. — <sup>55</sup>) Zur awarischen Frage in der tschechischen Literatur vgl. bei V. Novotný ČD I. (1912), besonders 201—206, 208—10, u. f., J. Čišner, Slovensko v pravěku (1933), 239 f., L. Niederle, Rukověť slov. archeologie (1931), 38—39, derselbe in Prehistorický obzor IX. (1930 bis 1935), 1 f. — <sup>56</sup>) Vgl. J. B. Niederle, Základy staré slovanské kultury, Karlova universita v Praze, Universitas Caroli in Pragensis v roce 1926—27, 2—31, Čišner a. a. D. 242. — <sup>57</sup>) Über die Obri vgl. schon R. J. Sačarš in Slovanské Starozitnosti I. (1837), 44, 46, 47, 77, 196, 205, 248, 254, 317, 324, 385, 481, 491, weiter J. B. 875<sup>24</sup>), 877, 886, 911 usw. — <sup>58</sup>) Vgl. J. B. ČL VII. 229, XIX. 173, XXI. 40, XVII. 131. — <sup>59</sup>) Zum Worte obr vgl. Jungmann II. 788, J. Holub, Stručný slovník etymologický (1937), 178. — <sup>60</sup>) Vgl. darüber Bl. Smilauer, Vodopis starého Slovenska (Bratislava, 1932), 489. — <sup>61</sup>) Zum Worte kvar < obr in der slawischen Toponymie vgl. J. B. L. Niederle, Slov. Star., Původ a počátky Slo-



vanů východních 833), Slavia I. (1922—1923), 137. M. M. Sachmatov, Drevnejšia sudbi ruskago plemeni (Petrohrad 1919). Cervinka l. c. 19 führt einige weitere toponymische Beispiele an; weiter M. Sedláček, Uplný mistopisný slovník. — <sup>62</sup>) Vgl. J. S. Cervinka, Pravěká hradiska na Moravě (Kremsier, 1896), 30, derselbe Morava za pravěku (1902), 233—234, wo auch die ältere Literatur erwähnt ist, zur Topographie gibt immer die wichtigsten Informationen J. Gladiš in Mus. Franciscum Annales, 1898, 103—156. — <sup>63</sup>) Vgl. nähere Informationen in ČL XXXII. (1932), 45 n. Zu der erwähnten Literatur füge ich noch die Nachrichten im Brünnner Wochenblatt I., 1824, 277, 287, II., 1825, 123, 127, an; zu Sumbera vgl. J. B. auch Plzeňsko XIII. 1931. — <sup>64</sup>) R. J. Maška in Sporník mus. spolku ve Velkém Meziříčí, 1884, dazu die Erwähnung Cervinkas, Prav. hradiska l. c. 19, dabei wurde am wahrscheinlichsten die Notiz von Dudš in ČMM VII. 1875 (1876), 9, überschätzt; über Doštyn Dypidium vgl. meinen Artikel in Hlasy Svatohostýnské XXIX. (1933). — <sup>65</sup>) Die Sagen über Obrany in Vlastivědný sborník střední a severní Moravy VII., 1928, 29 (Beilage „Holešovsko“), 5 f., ebd. XIII., 1934, 29. — <sup>66a</sup>) ČVMSO VII. (1890), 123, Cervinka l. c. 20. — <sup>66</sup>) In dieser Sage (vgl. auch meinen erwähnten Artikel in ČL) vgl. auch Böckel, Die deutsche Volksfage, S. 33, Anmerk. 190; Panzer, Bayerische Sagen (1855), II. 65, Schambach-Müller, Niedersächs. Sagen (1855) 143, Pjijter, Sagen aus Hessen (1885) 38, Ruhn, Sagen aus Westfalen (1859), I. 120; Fr. Müller, Siebenbürgische Sagen (1857), 7; E t ö b e r, Sagen des Elbtales (1892—1896) II. 59. — <sup>66a</sup>) Vgl. S. Morávek, Die Wallburg „Obersko“ in Třebetál, Sudeta VII (1931), 76—81, vgl. auch die Erwähnungen in ČVMSO I. (1884), 29, II. (1885), 109 u. a. — <sup>67</sup>) Lidové noviny XLII. Nr. 561, 7. X. 1934. — <sup>68</sup>) Prof. G. Schwarz meint, daß auch der Name des Obravaflusses an die Awaren erinnert, wenn er sagt, Obrava sei (vgl. aber zur Etymologie von bebrb, bohrb Smilauer, Vodopis starého Slovenska, 1932, 472): „ein Awaren- oder Kiesenbach, der leicht an die awarische Knechtschaft der Slaven erinnern könnte, oder daran, daß sich hier ein Awarenring befunden hat“. — <sup>69</sup>) Struška, Über einige (zumeist) prähistorische bei und in Kremsier gemachte Funde (1884), S. 14. — <sup>70</sup>) a. a. O. 26. — <sup>71</sup>) VM II. (Kremsier) 574. — <sup>72</sup>) Die Literatur zu diesem Burgwall wurde von B. Novotný, ČD I. 209<sup>1</sup>) erwähnt. — <sup>73</sup>) Fr. B. Safínek, Hunovia NN, XXX. (1899), Nr. 24—26, derselbe, Dějiny 88—94, vgl. auch Slov. Pozorník IV. (1815), 131—134. — <sup>74</sup>) ČVMSO VII. (1890), 183; ČL III. (1894), 557; Cervinka l. c. 24.

## Iglauer Schimpfnamen

Von Dr. Heinrich Wafschiczet, Leitmeritz

(Fortsetzung.)

B f c h u m l e r — betrügerischer, hinterhältiger Mensch; vom Zeitworte beschummeln; Der Ausdruck kommt 1770 zum ersten Male in der Bedeutung „auf gut jüdisch betrügen“ vor, nach einer Deutung vom niederdeutschen schommelen, seit dem 16. Jh. in der Bedeutung sich schlotternd bewegen, heimlich etwas fortschaffen, durch List entrücken; nach anderer Deutung stammt das Wort vom jüdischen Schmul, Nebenform zu Samuel (Personennamen vom hebr. Schemuel, d. h. der Name Gottes ist heilig) oder vom hebr. schamal = verhüllen.

B f u f f — der Trunkenbold, der Besoffene; ahd. susan, mhd. susen, niederdeutsch supen aus der Grundbedeutung: schlürpfend trinken, dazu seit ahd. supen = mit dem Löffel essen, die Suppe schlürpfend essen und daß dem 14. Jh. die Verwendung des Wortes Suppe; nahe stehen supen = Trinkgelage abhalten und sumpfen = liederlich leben, beides im Laufe des 19. Jh. in der Studentensprache entwickelt und von Suppen und im

Sumpfe stecken beeinflusst, d. h. dem Supfen verfallen sein (wie man unrettbar im Sumpfe steckt).

**B u c k l u m i** — der Buckelige; (auf der 2. Silbe betont); die Verspottung des mit einem sichtbaren Körperfehler Behafteten war zu allen Zeiten der Ausdruck dessen, daß der Gesunde, Starke über dem Kranken und Schwachen das Leben bejaht. Die Endung umi dürfte auf latinisierenden Einfluß in der Studentenprache zurückzuführen sein wie im rheinischen Volksworte Buckelorum (Goethe in Götz); im Obersächsischen gibt es Buckelinski, Buckelomini (Nachbildung von Piccolomini) und Buckolini; der Buckel vom lat. buccula aus bucca = aufgeblasene Bacle, darauf altfranz. boucle = halbrund erhabener Metallbeschlag auf dem Schilde; seit dem 16. Jh. besteht die Bedeutung für Rücken, daraus die Bedeutung buckelecht für höckerig.

**B u t t e n** -- dickes Weib, auch in der egerländ. Mundart; ahd. butina, mhd. bütte ein offenes Holzgefäß, dessen Wände aus Dauben zusammengesetzt sind. Das Wort kommt beinahe in allen europäischen Sprachen vor, z. B. griech. pütine, mlat. butina, franz. botte, tsch. butna.

**D a l k** -- gutnütiger Mensch; das Wort dürfte vom tsch. dolik herzuweisen sein; dolik = das Grübchen, z. B. auch die kleine Pfanne, in welche der zu backende Teig gegossen wird, dann das fertige Gebäck selbst, die böhmischen Dolken, Dalken.

**D a m p f l a u d e r e r** — der Vielredner, leichtler Schwächer; der Wert seiner Worte ist so gering, wie der Wasserdampf leicht ist; der 1. Teil des Wortes im ahd. und mhd. in der gleichen Form und Bedeutung; der 2. Teil vom spätmhd. pludern, eine Nebenform zu blodern = rauschen, ein Schallwort wie das lat. blaterare = plappern; verwandt dazu ist das plauschen in der bayr.-österreich. Mundart.

**D e p p** (auch in der Form Tepp) -- der einfältige Mensch; vom spätmhd. Eigenschaftsworte laepisch aus tape = Pflote, dessen weiter zurückreichende Ableitung unklar ist; vermutet wird die Abstammung aus romanischen Sprachen, wo ital. patta, franz. patte die Pflote bedeuten. Statt Tepp wird auch Tölpel gesetzt, mhd. diltapp, verwandt mit dem oberitalien. tappon = Tölpel. Hausdepp und Oberdepp sind Steigerungen, so groß wie ein Haus.

**D i c k s c h ä d e l** -- der widerspenstige, störrische Mensch; eine pars pro toto; das mhd. schädel kommt in den anderen germ. Sprachen nicht vor und noch im ahd. steht gabal (vgl. griech. kephale) in der Bedeutung von Kopf. Die ursprüngliche Bedeutung von Schädel war Hirnschale wie im griech. kotylos = Schale; dick ist verwandt mit dicht, ahd. dieki und tihti in der gleichen Bedeutung wie heute.

**D o c k e n** -- einfältige jugendl. weibl. Person; im süddeutschen Sprachbereich überall als alter Puppennamen gebraucht, ahd. toccha. mhd. tocke, hergenommen von runden Holzgeräten, Pfahl, Zapfen, Garbenbündel, wie ja Kinder runde Holzstücke mit Lappen oder Tüchern umgeben und in ihrer Phantasie als die schönsten Puppen ansehen.

**D r e c k s i n k** -- schmutziger Junge, auch in moralischer Hinsicht; über den 1. Teil siehe bei Drecksunzen; der 2. Teil kam als Scheltname für einen

ungeregelt lebenden Jüngling, wie in dem Falle lockerer Zeißig oder Vogel, anfangs des 18. Jh. in der Studentenschaft von Jena auf, die wie heute noch die nicht einer Verbindung angehörigen Studenten so benannte; die verächtliche Bedeutung Finke und Finkenstrich entspricht der gleichen Deutung in Schnepfe und Schnepfenstrich (siehe bei Sch.); ahd. finco, mhd. vinke wurzelt im idg. und kommt in allen europäischen Sprachen vor.

**Drecksunzen** — zunächst ein qualmendes Öflicht, bildhaft ein urfauberes, ungepflegtes, ungekämmtes Weib; der 1. Teil vom ahd. und mhd. drec = Dung, Mist, erst im nhd. auf ein Derbwort von Kot und Schmutz eingengt; „drecksunzen“ ist eine junge Nachbildung zu „schmutzig lachen“ (so noch im 19. Jh.), das aber aus dem mhd. smuzelachen = nhd. schmunzeln entstanden ist; übrigens wird auch beim schmunzeln ein wenig hämische Schadenfreude zu merken sein. Der 2. Teil heißt eigentlich funse (f) = schlecht brennende Öllampe, aus der Wortform von fessel entstanden, d. h. Zündstoff, gebildet aus Funke und fal, ahd. funcho, mhd. vumke, vonke. fal = sel, Verkleinerung, daher Funke = kleines Feuer.

**Drecksau** — derber wörtl. Vergleich mit dem Mutterschwein; über den 1. Teil siehe bei Drecksunzen; ahd. su kommt in allen germanischen Sprachen vor, es stammt wie das lat. sus, griech. hūs vom idg. su = Schwein; Sau = ein As im Kartenspiel, erst seit dem 16. Jh.; Sau, bzw. Schwein = Glück (haben) stammt von der Gepflogenheit, daß früher bei Wettschießen oder Wettrennen der Schlechteste, Letzte, eine Sau als ironischen Trostpreis erhielt.

**Dreckschleuderer** — der Vielredner wie bei Dampfpflauderer, siehe dort; der 1. Teil wie in Drecksunzen, der 2. Teil vom spätmhd. sluderer = Schleuderer, d. h. ein übereilt und daher nachlässig Arbeitender; vgl. Schleuderpreis; so zum ersten Male bei Spielhagen 1874; ebenso Schleuder = Schlinge, schleudern = schlenken. Die weiter zurückreichende Ableitung für fluder ist noch nicht geklärt.

**Drecksößel** — kleiner, unscheinbarer Mensch; klein sein wirkt verächtlich; für den 1. Teil vgl. Drecksunzen; der 2. Teil eine Kleinform zu Stoßer, ahd. stozan, mhd. stozen in der gleichen Bedeutung wie heute, ein aus Holz oder Metall verfertigtes, zum Stoßen geeignetes Werkzeug.

**Dummer August** — Spaßmacher, einer, der sich alberner gibt, als er in Wirklichkeit ist; zum erstenmal wird der Komiker Tom Belling im Zirkus Renz in Berlin 1860 so genannt; er prägte eine neue Maske eines Clowns, den die Berliner Aujust nannten; Der lat. Personennamen August(us) = der Erhabene, Mächtige vom Zeitwort augere = fördern, stärker machen. ahd. tumb, mhd. tum = stumm, taub, dumm aus der idg. Wurzel dhubbh = stumpf.

**Gesel** — wörtl. Tiervergleich für einen dummen, leichtgläubigen Menschen; ahd. esil; die Germanen lernten das Tier erst von den Römern kennen (asinus = lat. der Esel) und gaben das umgeformte Wort (f statt n wi: aus dem idg. eghinos auch das ahd. igul = Igel wurde) an die Slawen weiter, daher altsl. osil = Esel.

**Fade Noth** — langweiliges, einfältiges Mädchen, Weib; über den 2. Teil siehe bei Nocken; der 1. Teil kommt erst im 18. Jh. aus dem frau.

fade in den deutschen Sprachgebrauch. 1761 schreibt man: „Sie verfallen in ein süßes und unschmackhaftes Wesen, welches die Franzosen mit einem Worte fade nennen.“ Das Wort fand daher zuerst die Bedeutung „unschmackhaft“ besonders für Speisen, dann aber auch im 19. Jh. für Menschen. Es stammt vom spätlat. fatidus, lat. fatuus = mit Dummheit behaftet.

F ä h d l — junge, leichtfertige Dirne; ein Wortbild wie in „leichtes Tuch“. Das Fähnchen = leichtes, billiges weibl. Kleidungsstück, dessen Leichtigkeit die Leichtfertigkeit, Flatterhaftigkeit der Trägerin bezeugt. ahd. vano, mhd. vane = Tuch, Fahne, verwandt mit franz. fanion = Lappen, Binde, Tisch. und poln. opona = Vorhang, Decke; sämtliche vom lat. pannus = Lappen\*).

F a l l o t — Verbrecher, arbeitscheuer Laugenichts, Tagdieb; das Wort geht auf das lat. fallere = betrügen zurück, altfranz. fa(i)lir = (ver)fehlen, ebenso das ital. fallire = Bankrott werden; im 16./17. Jh. ist fallieren = betrügen.

F a u l p e l z — ein träger, arbeitscheuer Mensch; der 2. Teil vom ahd. belzon, mhd. pelzen und belzen = Pfropfen, Sproß; ein faulender Sproß entspricht nicht den gestellten Erwartungen, weil die Veredelung nicht gelungen ist; nach anderer Auffassung sei aber an ahd. pelliz, mhd. belz, im 10. Jh. aus dem mlat. pellicia = Pelzweste zu denken; das Wort stammt vom lat. pellis, die Haut; es steht auch im ital. pellicia und im franz. pelisse in der gleichen Bedeutung; daraus ergibt sich ein Bild ähnlich wie „sich auf die faule Haut legen“ = faulenzten vom ahd. ful aus der idg. Wurzel pu = verwesen, stinken, griech. pūon = der Eiter; es ist daher eine Verdoppelung des Ausdrucks, wenn es heißt: stinkfaul.

F a r e n m a c h e r — der unnötige Handlungen begehrt, um zu täuschen oder umständlich zu sein; das Mehrzahlwort farzen stammt von dem lautmalenden siefacken = sich hin- und herbewegen und ist in zahlreichen Mundarten zu finden. In die Schriftsprache gelangte Farzen erst im 18. Jh. In Berlin entstand aus Faksze der Fakske; vgl. bei Galafaksler.

F e r k e l — unsauberes Kind, unzüchtiger Mensch; ahd. farhili, mhd. ferhelin ist die Kleinform (für das Junge vom Schwein) zu ahd. farh vom germ. farhas, das wie das lat. porcus in der gleichen Bedeutung die Grundlage für die europ. Bezeichnung von Schwein ergibt. Gelegentlich hört man unter Einfluß der latinisierenden Studentensprache ferkulorum.

F i l o u — hinterlistiger Mensch, oft auch nur in scherzhafter Absicht gebraucht; das Wort ist im 17. Jh. aus dem franz. zu uns gekommen und stammt auch für dort in der Bedeutung von Spißbube aus dem engl. fellow = Bursche.

F i r l e f a n z — ein Spiegelfechter, unaufrichtiger Mensch; das Wort erscheint schon im mhd. virlesanz in der gleichen Bedeutung; es stammt vom altfranz. virelei = Ringelied und erhielt das mhd. tanz = im Reigen drehen hinzugefügt. 1664 heißt ein Tanzlehrer Meister Firlesanz. Das Bild „sich

\* Nach Schmeiler, Bayer. Wörterbuch I. 721: Der Fan, Fanen, Landianen, verächtlich: Weibsperson, die im Lande herumichwärmt, Soldatenhure.

drehen, winden“ wurde dann auf das Verhalten bezüglich der Wahrheitsliebe übertragen.

**F i s c h m o d e r e r** — der Fischdieb; der 1. Teil ahd. fisc. mhd. visch aus dem vorgerm. piscos. lat. piscis in der gleichen Bedeutung; der 2. Teil stellt die mundartl. Verdunkelung des Wortes Marder (Fischräuber) vor, ahd. mardar, mhd. in einer Nebenform marderer.

**F l e d e r w i s c h** — oberflächl. veranlagtes, sonst heiteres Mädchen; der 1. Teil vom mhd. vledern = flattern; das Ganze ähnlich dem mhd. vederwisch = Gänseflügel zum Staubwischen; der 2. Teil gilt seit dem 15. Jh. in der Bedeutung von „leuchtende Fackel“, vgl. die Bildung von Irrwisch = Irrlicht; der jetzige Scherzname ist erst im 19. Jh. angekommen; bei Goethe (Faust) zum ersten Male als Spottname für Degen verwendet.

**F l e g e l** — ein Mensch mit rüppelhaftem Benehmen; ahd. flegil, mhd. vlegel vom lat. flagellum = Geißel, Peitische, Dreischlegel; seit dem 16. Jh. hat sich die Bedeutung für Rummel eingebürgert, zunächst für den Bauer, der den Dreischlegel schwingt, eine Übertragung wie bei Bengel (siehe dort).

**F l i t z e n** — leichtsinniges, oberflächlich veranlagtes Mädchen, jetztener für die Dirne verwendet; das Wort ist verwandt mit fliegen (flatterhaft), germ. fleukon. und mit Pfeil, mundartl. flecke und vlieke, franz. flèche; im 16. u. 17. Jh. kam das Wort als Flitze, Flitzche in den deutschen Sprachgebrauch; der Flitzbogen ist ein Bogen für besonders leichte Pfeile; in Bayern nennt man ihn Flitzschepfeil, in Jglau Fitzschepfeil.

**F l o h b e i d e l** — leichtsinniger, unzuverlässiger Mensch; die Gleichstellung mit „Flöhe in einen Sack sammeln“ = zwecklose Arbeit ist nahe liegend; Floh, ahd. und mhd. in gleicher Form, gehört zum Zeitworte fliehen, der Fliehende, Flüchtende; möglich ist aber auch die Ableitung von Florbeutel, das sehr leichte, aus Florgewebe hergestellte Haarnetz; flor ist im 16. Jh. aus dem niederländ. floers entnommen worden, dieses wieder aus dem lat. villosus = haarig; über den 2. Teil siehe bei Beitelstierer.

**F r a ß** — unaußgebildeter, vorlauter, junger Mensch; in dieser Bedeutung ist das Wort erst im 19. Jh. angekommen; ursprünglich stammt es aus dem spätkat. virasca = grünender Zweig (lat. virere = grünen, ital. frasca = der Ast) und bedeutete das ausgesteckte Schankzeichen, wie heute noch in Weinschenken, dann aber auch das ausgelassene Treiben in solchen Schenken, das Poffentreiben; in dieser Bedeutung lernte Luther das Wort in Italien kennen und gebrauchte von nun an fraßen als albernes Gerede, Poffenmacherei. Die weitere Bedeutung von Fraße als Schreckgesicht kam im 18. Jh. auf.

**F r e c k e r** — unbedeutender, minderwertiger Mensch; das Wort heißt eigentlich Ver-recker von verrecken, d. h. sichrecken, strecken, das Ausstrecken der Gliedmaßen des Wildes im Augenblicke des Verschwindens, um nach diesem Todeskampfe steif zu werden; der Vergleich mit einem solchen Tiere soll die herabwürdigende Beschimpfung erreichen; als Schimpfwort ist es erst seit dem 18. Jh. im Gebrauch. Vgl. dazu Kriebzen.

**F r e i m a d l** — die Straßendirne, Prostituierte; mundartl. verkürzt aus Freudenmädchen, seit dem 18. Jh. eine wörtliche Übersetzung des französischen Schimpfnamens fille de joie; Madl von Mädchen, welches Wort

erst im 17. Jh. in Anwendung kam, in der Form Mägdchen aus Magd entstanden, mhd. maget, ahd. magad = ursprünglich die Jungfrau, später erst eingengt zu der Bedeutung von Dienerin, Gehilfin im Haushalte.

**F r e ß f a ß** — der unmäßige Vielesser, Vielstraß; der 1. Teil vom ahd. frezzan aus fra- ezzan = ver-essen, d. h. zur Gänze aufessen, aus der idg. Wortwurzel ed = essen wie im lat. edere und altslaw. edmi, daraus jami; über den 2. Teil siehe bei Pappfaß.

**F u m m l** — alte F. = Weib in der derbsten Sinnesart des Namens; eine pars pro toto vom mhd. vum = veim, d. h. Schaum, schaumartige Feuchtigkeit.

**F u n z e n** — alte F., gleichbedeutend dem vorherigen; über die Ableitung des Wortes siehe bei Dreifunzen.

**F u r i e** — wütende, bösertige Frau; erst seit dem 16. Jh. im Deutschen nachgewiesen, vom lat. furare = rasen, furia = die Wut.

**G a n e f** — Betrüger, Dieb; in der Gauner Sprache ist ganef oder ganjer der Dieb, ganse die Diebin; zu Grunde liegt das hebr. ganabh, daraus das Wort ganal = stehlen.

**G a n s** — dumme, weibl. Person; in der Kleinl. Gänschen oft nur als Scherzwort gebraucht; auch in Verbindungen wie dumme Gans, Schneegans; das Wort ist idg. Herkunft und schon im ahd. in der heutigen Form.

**G a s s** — alte G. = alte Ziege, weibl. Person in vorgerückten Lebensjahren; mundartl. aus Geiß; ahd. geiz = Ziege wurzelt im idg. gheidos mit der gleichen Bedeutung.

**G a u m a u f** — dummer, einfältiger Mensch; nach einer Ansicht aus der Form Kammauf, d. h. ein gezähntes Holzgestell, in das der Rienspan eingeklemmt wurde und das nach Belieben verstellt werden konnte. Nach anderer Ansicht der Gähnaße, ebenfalls der Rienspanhalter aus Holz, dessen Endstücke ein geschnitztes Affengesicht mit offenem Munde darstellte; ebenso geistlos sieht der Beschimpfte aus, wenn er mit offenem Munde gafft; ursprünglich hieß diese allgemein verwendete Holzklammer im mhd. ginack, in der steierischen Mundart gaumaul, in Osterreich manlauf, in Böhmen ganose und kanau, im Egerland mauloff. Es kreuzen hier die Worte gähnen, ahd. ginen, mhd. genen, mit dem ahd. giwen = den Rachen aufsperrn und ahd. goumo, mhd. goume für den Gaumen, der erst sichtbar wird, wenn man den Mund, das Maul weit offen hält, wie es bei einem gespannt oder geistlos Zuhörenden der Fall ist. Der 2. Teil könnte auch von Affe herkommen, wenn man an die Schnitzfigur denkt; sonst kommt nur „Offen“ in Frage.

**G a u n e r** — betrügerischer, verbrecherischer Mensch; in der Schriftsprache erst seit der Mitte des 18. Jh. in der Bedeutung von Betrüger, vorher aber auch schon bekannt; das Wort stammt vom hebr. janah = nieder schlagen (den Preis) drücken, daraus jono = betrügen; im Rothwelsch fand das Wort als verjunen = verspielen, verlieren Eingang, daraus im 16. Jh. jounner = Betrüger, Spieler, im 17. Jh. jauner = heimatloser Strolch, Landstreicher; 1687 bedeutet gaunen betrügerisch spielen.

**G e i z f r a g e n** — der Geizige, Geizhals; beide Namen sind seit dem 16. Jh. im Wortsinne von gieriger Rachen, denn im mhd. ist Rachen gleich

Gals; der 1. Teil stammt aus der idg. Wurzel gheidh = begehren, daraus ahd. git = Bier, Gabgier.

G f a f f e n h u r — wörtl. die Geliebte eines Pfaffen; der 1. Teil im ahd. pfaffo, mhd. pfaffe von einem vorgerm. papo, wahrscheinlich aber nicht aus dem Vorbild des lat. papa = Vater, sondern näher verwandt mit der griech. Form papas = niederer Geistlicher; der 2. Teil vom ahd. huora = Ehebrecher, huor, der Ehebruch.

G f r i e s — unschönes, abstoßendes Gesicht, dann dessen Träger selbst, daher eine pars pro toto; das Ge-frieße stammt vom frisieren; der Volksname der Friesen, ahd. frieson, wird nach einem Deutungsversuch auf das altfries. Wort frisle = Locken bezogen, die Lockenhaarigen, d. h. Freien (vgl. Gschertter), weil nur solche das volle Haupthaar tragen durften; dieser Deutung steht die andere gegenüber, wonach Friesen = Fresen auf fre = frei, daher abermals die Freien zurückgeführt wird oder auf frese = das äußerste Land, das am Meeresufer gelegene Land; zu der 1. Deutung gehört altfranz. frise = kraus, friser = kräuseln; vom Französischen kam das Wort ins Deutsche: Frisur = Haartracht seit dem 16. Jh. Das Gefrieße ist daher die Gesamtheit des gekräuselten Haares und dann das so umrahmte Gesicht.

G i f t n i c k e l — ein jähzorniger, boshafter Mensch; der 1. Teil bedeutete ursprünglich jede Gabe, Geschenk z. B. Mitgift; die heutige Bedeutung kommt erst im Spätmittelalter auf, daraus giftig = böse, schlimm; sich giften = ärgern ist mundartl. erst im 19. Jh. erschienen; über den 2. Teil siehe bei Bosnickel.

G i g e r l — Modenarr, Stutzer; das Wort kommt zum ersten Male 1885 in Wien beim Schriftsteller Ed. Böhl vor; er hat es aus dem oberösterreich. Mundartenbereich hergeholt, wo es für den Hahn (Gockel) verwendet wurde; mhd. giege(l) = Narr scheint hier nicht beeinflusst zu haben; das Wort ist auch heute noch nur auf das süddeutsche Sprachgebiet beschränkt.

G l i c h t e r — (Gelichter) die Gesamtheit von minderwertigen Personen; ursprünglich war ahd. gilihtiri = Geschwister, noch im 13. Jh. in der Bedeutung Gesippe, später in der von Zunft, Stand; erst seit dem 17. Jh. erhält das Wort die herabsetzende Bedeutung; zu einem Paß gehörig, zu einer Gruppe, die sich zum Übelstun zusammengeschlossen hat.

G l u m p e r t — wertloses Zeug, Gelumpe, Gesamtheit von Lumpen; Ge bewirkt die Sammelbezeichnung; im spätmhd. taucht das Wort lumpe, lompe auf, wahrscheinlich aus dem mhd. lampen = wolk niederhängen, verwandt mit altindischem lambate = er hängt herab.

G m a s t i e r — wörtl. der Gemeindestier d. h. ein derber, sinnlicher Mensch; der 1. Teil mundartl. vom ahd. gemeinida = kirchl. und bürgerliche Gemeinschaft gleich der lat. communio (Kommune); der 2. Teil in der gleichen Form und Deutung im ahd. und mhd. verwandt mit den entsprechenden Bezeichnungen in allen idg. Sprachen z. B. altflaw. turu = Auerochs.

G o f f s c h e r — dazu das Zeitwort gofschen d. h. die Singvögel fangen, der Vogelfänger; früher in Jglau beliebter Sport besonders für Arbeitslose oder Privatisierende; in übertragener Bedeutung ein einfacher,

unbedeutender Mensch; das Wort stammt vielleicht vom tsch. koktati = stottern, stammeln, das Vogelgezwitscher nachahmen; nach anderer Ansicht liegt das Wort gučen = spähen zugrunde, welches Wort erst seit dem 15. Jh. im Sprachgebrauche steht, verwandt mit dem tsch. koukati = schauen.

G o s c h e n — mundartl. auch Guschē = böse Nachrede, verleumderischer Mund, pars pro toto, weil die Person selbst gemeint ist; die sprachliche Herleitung ist unklar; ahd. ist chosa = Gespräch, Geschwätz; Rusch als Befehlswort wie „halt die Goschn“ = halte den Mund! schweig! dürfte die Wortbildung von Gosche beeinflusst haben. Rusch = leg dich kommt im 17. Jh. von dem franz. couche vom Zeitworte coucher = sich niederlegen (vom Lat. collocara = an einem Orte lagern), zunächst den Jagdhunden gegenüber angewendet.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleine Mitteilungen

### Volksscherze aus der Zglauer Sprachinsel

Stannern, der Geburtsort des Reichsstatthalters Seß-Inquart, lebte vor nahezu einem Jahrhundert mit seinem Gegenstück, dem Marktorthe Stecken, in argem Zwiespalt. Beide Orte der Zglauer Sprachinsel liegen je zweieinhalb Stunden, das eine nördlich, das andere südlich von Zglau, an der Sprachgrenze. Im Geltungskampf gewann Stannern, dessen Steinregen 1808 in der naturwissenschaftlichen Literatur bekannt ist, einen Vorsprung, als es ein etwa 40 cm großes Steinmännchen, eine Rolandfigur, sein eigen nannte. Die Burschen von Stecken raubten dieses Kleinod und mauerten es in dem Vorhause ihres Rathhauses, das auch Wirtshaus ist, derart ein, daß nur noch der Kopf aus der Wand herausragte. Den Stannerner Burschen gelang es erst nach Jahren, diesen Schimpf zu rächen. Nach gewaltiger Rauferei konnten sie allerdings nur den Kopf ihres Rolands im Triumph nach Hause zurückbringen. Er wird heute unter dem Schutze des Denkmalamtes in Stannern aufbewahrt. — Dem Stannerner darf man beieibe nicht das Wort „Hop“ sagen. Das faßt er als eine grobe Beleidigung auf und schlägt gleich drein. Durch Stannern geht bekanntlich die Erdachse hindurch. Die Stannerner Bauern werden daher, wenn einmal schlechte Zeiten nicht rasch genug vorübergehen wollen, auf dem Zglauer Wochenmarkt gescholten, sie hätten pflichtwidrig die Erdachse nicht gut genug geschmiert. Weil Stecken ein Bezirksgericht hat, wollte Stannern dafür Industrie aufweisen. Noch heute werden die Stannerner Botschen verkauft. Auch eine Semmelbröselfabrik soll bestehen, sagt der Verleumder. „Ja“, meinten die Stannerner, „um die Zglauer Schafsköpfe einzupanieren.“ (Die Zglauer sind seit einer Anekdote aus der Zeit der Maria Theresia alle Schafsköpfe.) Tatsache aber ist folgendes: Stannern liegt eine Wegstunde westlich von der Bahnstation Ofrischko der N.-W.-Bahnstrecke. Um die Jahrhundertwende tauchte das Gerücht auf, die N.-W.-Bahndirektion plane den Bau eines 2. Geleises zwischen Znaim und Zglau. Gemeindefekretär Linke in Stannern bewog nun den Gemeinderat zu einer



Deputation an den bei der N.-W.-Bahn allmächtigen Abg. Dr. Gustav Groß (Obmann des Schulvereines). Diefem legte die Deputation die Bitte vor, man möge ja das 2. Geleife von Znaim nach Jglau nicht über Ofriřsko, fondern über Stannern legen.

Leitmeritz.

Dr. Heinrich Wařchiczet.

### Das Lied der Kriegsgefangenen in Italien.

(In der folgenden Fassung stammt das Lied von Herrn Gustav Haberecht, Schmiedemeister in Kronsdorf.)



1. Es war im Jahre neun-zehn-hundert-acht-zehn, als Ost-reichs



Heer sich gän-z-lich auf-ge-löst. Die wahre Schuld trug die Regierung



sel-ber, weil die-ser Krieg kein Ende nehmen wollt'.

2. Die ganze Front von Trient bis Trieste,  
die war verkauft an un're Feindesmacht.  
Engländer warn's, die haben uns gefangen  
und tief hinein ins Feindesland gebracht.
3. Man trieb uns in ein großes, freies Lager  
wie wildes Vieh, gar viele tausend Mann;  
dort harteten wir bei Hunger, Sturm und Kälte  
am Abtransport gar viele Monat' lang.
4. Bei Wasser, Brot und schweren Feldarbeiten  
verbrachten wir ein volles Jahr dahin.  
Wer's mitgemacht, der wird es nicht vergessen,  
dies Glend in, ja in Italien.
5. Im Herbst dann die gold'ne Freiheit winkte,  
wir durften nach der lieben Heimat ziehn;  
ein Jubel war's, wir sangen frohe Lieder,  
wir war'n erlöst und fuhren gegen Wien\*).

Kronsdorf bei Jägerndorf.

Johann Schreiber.

\*) Zu der gleichen Singweise werden seit Jahrzehnten mehrere Lieder gesungen. Horst Wessel hörte sie zu dem Liede „Vorbei, vorbei sind all die schönen Stunden“ von einem S.-M.-Mann seines Sturmes singen und übernahm die Weise für sein Lied „Die Fahne hoch! Die Reihen dicht geschlossen!“

## Sage und Wirklichkeit.

Im letzten Heft haben wir berichtet, was der Volksmund über die Susanna genannte Glocke in Graupen erzählt. Heute seien die geschichtlichen Tatsachen nachgetragen, die uns Josef Baier, Lehrer in Graupen, übermittelte.

Die „Susanna“ wurde nie bei aufziehendem Gewitter geläutet, sondern nur an hohen Festtagen, bei Feuersbrünsten und alljährlich am 11. August, dem Tage der hl. Susanna. Sie zersprang auch nicht beim Läuten anlässlich des großen Brandes im Jahre 1904, sondern am 24. Dezember 1902 um halb 12 Uhr nachts, als zur Christmette geläutet wurde. Die „Susanna“ wurde 1490, also zwei Jahre vor der Entdeckung Amerikas, von dem Baupner Meister Lorenz Kannengießer aus Breslau gegossen und wog mit dem Bügel 3042 kg, der Klöppel 108 kg. Stumm hing sie von Weihnachten 1902 bis zum Frühjahr 1906 im alten Graupner Glockenturm, dann wurde sie in der Rudweiser Glockengießerei umgegossen. Am 14. Oktober 1906 wurde die „Susanna“ unter großer Beteiligung der Bevölkerung von nah und fern feierlich geweiht und ertönte das erstemal wieder am Kirchweihfeste. Als im Kriegsjahre 1916 die Glocken abgeliefert werden mußten, suchte man mit allen Mitteln die „Susanna“ zu erhalten. Aber der historische Wert wurde ihr abgesprochen, da sie 1906 umgegossen worden war. Schließlich drohte das Militärkommando in Leitmeritz mit der Verhaftung des damaligen Bürgermeisters Franz Wittich und am 29. August 1916 wurde die „Susanna“ herabgenommen. Daß eine günstige Erledigung des Ansuchens zurückkam, als die Glocke bereits eingeschmolzen war, ist ebenfalls unrichtig. Es kam nie eine Erledigung zurück.

## Eine Verballhornung sudetendeutscher Volkslieder.

Unter der Überschrift „Wenn der Auerhahn balzt.“ „Lebenslust und Liebesfreud im Böhmerwald“ ist im Musikverlag Hochstein & Co. in Heidelberg ein „Walzer-Zyklus für Männerchor und kleines Blasorchester oder Klavier“ von Franz Ludwig, Musikdirektor in Münster (Westfalen), erschienen.

Diese Veröffentlichung bringt 13 Lieder, die alle der 2. Lieferung des I. Bandes der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“ von G. Jungbauer entnommen sind, ohne daß die Quelle angegeben wird. Davon sind 10 Lieder in der vorliegenden Fassung in der Sammlung Jungbauers zum ersten Male gedruckt worden. Im Deutschen Reiche fehlt es bisher leider an genauen geschichtlichen Bestimmungen über den Nachdruck und die Verwertung von Volksliedern aus gedruckten Sammlungen. Doch wird es allgemein als Gebot des Anstandes und der Höflichkeit angesehen, daß in solchen Fällen die Quelle genannt wird. Zumeist setzt sich der Bearbeiter mit dem Herausgeber in Verbindung, holt seine Erlaubnis ein und nimmt seine Ratschläge entgegen. Bei einer solchen Zusammenarbeit kommt es gewöhnlich zu einem befriedigenden Ergebnis.

Bei der Veröffentlichung Ludwigs aber ist das Ergebnis so ausgefallen, wie es ausfallen muß, wenn jemand an eine Aufgabe herantritt, der er nicht gewachsen ist. Der aus dem Erzgebirge stammende Musiker Ludwig versteht die Mundart des Böhmerwaldes nicht. Trotzdem übersetzt er sie frischweg in das Schriftdeutsche und dies in einer Weise, daß jedem Kenner der Böhmerwaldmundart die Haare zu Berge stehen. Eine Probe mag genügen. Bei Jungbauer lautet das 2. Gesäß des Liedes „A lustige Stund“:

I bin a lustiga Bua,  
 Känn schön drüber singa;  
 Mach koa(n) Gaderl net auf,  
 Tua glei drüber springa.

Ludwig, der als Musikdirektor doch etwas vom „Drüberzingen“ der Süddeutschen wissen sollte, hat auch keine Ahnung, daß ein „Gaderl“ ein Türchen im Zaun ist. Und so entsteht bei ihm der folgende Unsinn:

Ich bin ein lustiger Bua  
 und kann schön singen,  
 ich mach' kein Gitter nit auf,  
 tu drüber springen.

Man kann sich schwer vorstellen, wie der Bursche über das Gitter, das doch hier nur das Fenstergitter sein kann, springt.

Es ist hier nicht der Platz, auf alle Einzelheiten einzugehen. Auffällig ist besonders das Streben, die Wörter in den jeweiligen Takt hineinzuzwängen, wobei es auf kleine Veränderungen nicht ankommt. Aus einsilbigen „Buabn“ werden zweisilbige „Buben“ usw.

In musikalischer Hinsicht beurteilte ein Fachmann diese textliche Verkalkung sudetendeutscher Volkslieder folgendermaßen: „Dieser Walzer-3/4-Takt wird von jedem verantwortungsbewußten Volksmusiker abgelehnt werden. Mit den Böhmerwälder Volksliedern ist ein Aufwand getrieben, der diesen Liedern nicht entspricht. Die Sätze sind unvollständig und die Begleitmusik ist schwulstig. Die Methode, Volkslieder zu einem Walzer-Potpourri zu vereinen, ist vom musikalischen Standpunkt unzulässig.“

**Hans H. Kreibich** — 75 Jahre. Am 16. Mai wurde unser Mitarbeiter, der verdiente Heimatschriftsteller und Mundartdichter Hans H. Kreibich 75 Jahre alt. Im 5. Jahrgang (1932) unserer Zeitschrift ist sein Leben und Schaffen eingehend dargestellt worden. Seither ist neben anderen Veröffentlichungen vor allem die musterhafte Neuausgabe der „Heimatslänge“ von A. H. Jarisch (Warnsdorf, 1935) zu verzeichnen. Mit den besten Glückwünschen zu dem Festtag spricht die Leitung unserer Zeitschrift die Hoffnung aus, daß es Hans H. Kreibich noch lange gegönnt sein möge, im Dienste von Heimat und Volk so erfolgreich wie bisher wirken zu können.

**Staatsanstalt für das Volkslied.** Die Jahresitzung des deutschen Arbeitsausschusses fand am 25. März statt. Es wurde beschlossen, nach den „Volksliedern aus dem Böhmerwalde“, von welchen derzeit die 2. Lieferung des II. Bandes vorliegt und noch etwa 3 Lieferungen zu erwarten sind, zunächst an die Herausgabe der deutschen Volkslieder aus der Slowakei und aus Karpathenrußland zu schreiten. Die Jahresitzung der Staatsanstalt selbst fand am 30. April statt. Hierbei berichtete G. Jungbauer über die Tätigkeit des deutschen Arbeitsausschusses.

**Zentralarchiv der deutschen Volks Erzählung.** Als weitere Einläufe sind zu nennen:

44. Franz Lenz, Wien: Eine Sage aus Südböhmen.
45. P. Albert Stára, Blatník bei Mürschan: Zwei Sagen aus dem Bezirk Tepl; eine Sage aus dem Bezirk Patschau.
46. Dr. Gertha Wolf, Teplitz-Schönau: Lichtbild des Erzählers Alois Schmidt, Graupen.
47. Karl Reitmeier, Klein-Tepowitz bei Znaim: Abhandlung über die Sage von der Gründung der Burg Pstraumberg.
48. Gmu. Direktor B. Maivald, Braunau: 5 Folgen der „Heimat“, Beilage des „Volksbote“, mit Sagen.
49. Dr. Alois Milz, Komorn: Zwei Sagen aus Stritschitz und eine Volks Erzählung aus Kalsching, alle in Mundart.
50. Otto Zerlik, Karlsbad: Zwölf Sagen und zwei mundartliche Volks Erzählungen aus dem Tepler Land.

**Richtlinien für den deutschen Tanz.** In diesen vom Kulturamt der Reichsjugendführung vorbereiteten Richtlinien werden grundsätzlich drei Arten von Tänzen unterschieden, nämlich allgemein deutsche Tänze (Walzer, langsamer Walzer, Marschwalzer, Rheinländer, Ruhländer Dreher u. a.), die der besonderen Pflege im ganzen Reich empfohlen werden, dann landschaftlich gebundene Tänze, also Volkstänze, die keineswegs immer eine Verallgemeinerung vertragen und aus ihrer Umgebung nicht herausgerissen werden sollen, und endlich für internationale Veranstaltungen, z. B. Gemeinschaftslager mit ausländischen Jugendgruppen, auch einige international bekannte Tänze.

**Mundartwörterbuch.** Ein solches hat für die Gemeinde Schöllschitz der dort lebende Finanzsekretär i. R. Franz Hiller fertiggestellt. Es umfaßt rund viertausend Wörter, darunter 100 Lehnwörter aus dem Tschechischen.

**Auf, auf, zum fröhlichen Jagen.** In dem Gedenkjahr an Franz Anton von Sporck sei erinnert, daß auf seinem Hofe in Kutus dieses frohe Jägerlied 1724 entstanden ist. Verfasser ist der Hofdichter Sporcks Gottfr. Benjamin Hande, in dessen „Weltlichen Gedichten“ (Dresden und Leipzig, 1727) das Lied zuerst erschienen ist. Vertont wurde es von dem Leiter der Sporckschen Hauskapelle in Kutus, Seemann, der sich an eine schon bekannte Weise anschloß.

**Nachträge.** Bamschabel. Zu diesem auf S. 12 des letzten Heftes angeführten Wort wird in der Folge vom 27. Heber des Brünner „Tagesboten“ bemerkt, daß die Ableitung nicht so schwer sein dürfte, „wenn man

bedenkt, daß dieses Wort in der bairisch-österreichischen Mundart als Bezeichnung für Bohnenschote noch heute gebraucht wird und in seiner Anwendung als Schimpfwort so viel wie einen unaufgeweckten, verschlafenen, unaufgeschlossenen, haltlosen, vernagelten Menschen bedeutet. Die Möglichkeit eines zugrundeliegenden obszönen Vergleiches ist nicht ausgeschlossen.“

In Böhmen liegt ein Städtchen. Zu diesem Lied bemerkt D. Zerlik, daß er es ähnlich schon vor Jahren in Kropitz bei Eger hörte, wo es nach der Weise „Si Spielmann, stimme deine Fiedel, jetzt geht's in Schritt und Tritt“ gesungen wurde und mit den Worten begann „An der Eger liegt ein Städtchen, eine kleine Garnison“.

Sudetendeutsches Krippenbuch. Hierzu macht D. Zerlik aufmerksam, daß der Tischler und Mesner Josef Pochl in Gabhorn bei Buchau gute, arteigene Krippen schnitzt, die allgemein gefallen.

## Antworten

(Einlauf bis 1. Mai.)

361. Weitere Beispiele für das Entstehen von neuen Bezeichnungen: In Grulich versammelten sich früher die Spiritisten zu ihren Sitzungen in einem auf einer kleinen Anhöhe gelegenen Haus, das davon den Namen Geisterburg erhielt. In Klein-Mohrau war der Versammlungsort der Spiritisten eine Mühle, die deswegen Geistermühle genannt wird. (F. J. Vanger, Klein-Mohrau i. M.)

372. Wie Dr. F. J. Beranek (Pardubitz) mitteilt, war in Lundenburger Schülerkreisen der folgende gereimte Liebesbrief, bei dem die Satzzeichen (Fragezeichen und Gedankenstrich) das Reimwort bilden, verbreitet:

Können Tränen dich erweichen,  
Holdes Mädchen? (lies: Fragezeichen)  
Denke, daß ich dich — (lies dann Gedankenstrich)  
Über alles Liebe.

380. Hölzerne Glockentürme finden sich in Ostböhmen und in der ganzen Böhmen-mährischen Höhe bis an die österreichische Grenze. (Dr. F. J. Beranek, der zugleich zwei Lichtbilder der Glockentürme in dem ehemals deutschen Dorf Westa bei Pardubitz (vgl. unsere Abbildung auf Seite 83) und in Höfing bei Neuhaus für das Archiv überfandte).

386. Auch die Tschechen haben ähnliche Diensthospottreime, wie der folgende, von Dr. F. J. Beranek aus Lundenburg mitgeteilte beweist:

Hráč a kroupy, to je hloupý, to my máme každý den.  
Ale buchy z bílé mouky jenom jednou za týden.

(Erbsen und Graupen, das ist dumm, das haben wir jeden Tag.  
Aber Buchten aus weißem Mehl nur einmal in der Woche.)

387. Die deutschen Holzhacker in den Kleinen Karpathen kennen folgenden, wahrscheinlich von den Slowaken entlehnten Zwingzauber zur

Feststellung der Heze, welche das Vieh beherzt hat, so daß es nur wässrige Milch gibt. Man schüttet diese Milch in einen neuen Topf und stellt diesen in den geheizten Backofen. Bald erscheint nun vor der Tür die Heze mit Brandwunden im Gesicht, die ihr die im Backofen übergekauene Milch verursacht hat. Ähnlich stellt man fest, wer ein geschlachtetes Schwein so beherzt hat, daß es, nachdem es schon abgebrüht ist, plötzlich wieder auffpringt und herumläuft. Man stößt das Schlachtmesser zwischen den Buchstaben K M B in die Tür. Gleich darnach erscheint eine Person und bittet, ihr das Messer wieder aus der Brust herauszuziehen.

Denn so tief das Messer in der Tür steckt, so tief steckt es in der Brust der hegenden Person. (Doktor F. J. Beranek.)

389. Die Säufer von Brennspritus in der Neuhäuser Gegend pflegen dieser Flüssigkeit außer Zucker auch P f e r d e - h a r n zuzusehen. Im tschechischen Südmähren

ist es in manchen Orten üblich, die aufgesprungene Haut mit Harn einzureiben oder unmittelbar zu beharnen. Im deutschen Heer pflegt man in zu enge Stiefel zu harnen, um sie größer zu machen. (Dr. F. J. Beranek.)

397. Ein Hausmittel gegen Kopfwahl und andere Krankheiten ist ein im Hause befindliches Meerschweinchen. Man sagt, daß es die Krankheit an sich ziehe. Dasselbe gilt von einer in der Stube aufgehängten Zwiebel. Gegen Kopfwahl und Rotlauf ist ein im Zimmer gehaltener Kreuzschnabel gut. (D. Zerlik, Karlsbad.)

431. Läßt jemand die Tür offen, so sagt man in Plattetschlag bei Stein im Böhmerwald: „Häst a Stangl in A...?“ (M. Schacherl, Budweis.) In Holeschen bei Staab fragt man „Ihr habts wohl einen Strohsack daheim“ und in Komotau „Habt ihr keine Tür daheim?“ (Josef und Marie Maschek.) Beide Wendungen gebraucht man auch um Littwa bei Theusing, wo man auch fragt „Kommt leicht jemand nach?“ oder „Willst wohl 'raus-



Hölzerner Glockenturm in Westa.

geschmissen werden?" Die Frage, ob man daheim keine Tür oder einen Strohsack vor habe, ist auch im Falkenauer Land üblich. (A. Horner, Königswerth.) Dasselbe gilt für die Umgebung von Mähr.-Erübau, wo man auch fragt, ob der Betreffende daheim seidene Vorhänge oder ob er eine Stange im A... habe. (K. Ledel, Grünau bei Mähr.-Erübau.)

433. Auch in der Schildberger und Mähr.-Schönberger Gegend besteht der Glaube, daß der, welcher in der Fastenzeit tanzt, einen P f e r d e i ß bekommt. Im Schönhengstgau sagt man: „Wear zur Fost tonzt, lad zu Ustearn kronf.“ Es heißt auch „der hut na Zeiß im Krogn“. (K. Ledel.) Um Komotau sagt man, daß man krumme Beine bekommt, wenn man in der Fastenzeit tanzt. (Marie Maschet, Holeischen.)

434. Auch bei uns darf die Mutter eines verstorbenen Kindes vor Johanni keine Erdbeeren essen, weil sonst das Kind im Himmel keine Freude hat. Die Mutter darf auch keine Träne in den Sarg des toten Kindes fallen lassen, weil dieses sonst im Himmel keine Ruhe findet. (A. Horner.) Nach der Meinung der Schönhengster darf die Mutter, deren Säugling gestorben ist, bis Johanni keine roten Beeren essen, weil diese dem Engel gehören. Sie darf aber auch nicht weinen, weil das gestorbene Kind ein Engel ist oder, wie andere sagen, weil es dann das Heandchen von den Tränen naß hätte und nicht in den Himmel kommen könnte. Sie darf aber auch nicht die kleine Leiche küssen, sonst stirbt das nächste Kind. (K. Ledel.)

436. Wer am Bartholomäustage Grünfutter holt, den verzaubern die Hexen die Milch der Kühe. Man sagt von dem Tage: „Portlmäh, Bawa, stieh aj und jäh! Wirsch dau net affstieh un säha, wiard d' d' Winta es Fäld v'wäha.“ (K. Ledel.) Im Teplerland gilt der Spruch: „Bartlme, Bawa, sä! Bawa, drisch! Bawa, friß! Bawa, mäh! Bawa, zäh!“ (D. Zerlit.) Nach dem Tage darf man nicht mehr baden, denn „Da Bartl hät is Wässa g'foicht“. (J. Maschet.)

437. Die Redensart, daß einen der Herzwurm beharnt, wenn man Sodbrennen hat, ist auch um Stein im Böhmerwald (A. Schacherl), in Holeischen (J. Maschet), im Falkenauer Land (A. Horner) und im Schönhengst (K. Ledel) daheim. Um Falkenau glaubt man, daß man Sodbrennen bekommt, wenn man Erdäpfel oder Sauerkraut ißt oder wenn man sich hückt. Als Gegenmittel soll man Milch trinken. Heute ist auch schon Speisesoda bekannt. (A. Horner.) Schuld ist das Essen bestimmter Speisen (warme Pomideln, Stoppelrüben u. a.) oder von zu viel Fett am Abend oder das Gebücktgehen und Gebücktarbeiten. Man vertreibt es durch das Trinken von etwas Wasser, heißem Kornschnaps und Milch mit Zucker, von dem man ein Stückchen in den Mund nimmt. Das mitunter häufige Sodbrennen einer schwangeren Frau führt man auf lange Haare des Kindes zurück. In Seibelsdorf bei Mähr.-Erübau ist der folgende Spruch gegen das Sodbrennen üblich:

Maich brait d' Sud, maich brait d' Sud net.

Um Hearz stiehn drai Lipplich:

I on hut's Brut, i on hut's Sud, in on hut's Krietsfant,

Des ait (ist) fiarn Sudbraija gaut. (K. Ledel.)

440. Dieselbe Butterwiege wird in unserem Hofe verwendet. (J. Maschek.) Eine gleiche Butterwiege sah meine Mutter vor 60 Jahren im „Birker Hof“, dem Meierhof zu Kirchenbirk. Sonst dürften solche Butterwiegen bei uns nicht verwendet worden sein. (A. Horner.)

442. Bei der Wahl der Taufnamen wählt man Namen, die im Kalender erst kommen. Solche Kinder lernen in der Schule leicht. Man soll Kinder nicht „zurücktaufen“, weil sie dann schlecht lernen. (A. Schacherl.) Auch im Tepler Hochland vermeidet man das Zurücktaufen. Der Name des Geburtstagsheiligen wird gewöhnlich dann gewählt, wenn das Kind notgetauft wird. (D. Zerlik.) Gewöhnlich wurde der Name des Paten genommen. Nur wenn dieser es selbst wünschte oder sein Taufname in der Familie schon vorkam, wurde ein anderer Name genommen. Man wählte dann den Namen des Geburtstages oder auch den eines Heiligen, der nicht schon zurücklag. Heute wendet sich der Bauer den neuen und gut deutschen Namen zu, so daß der Name des Paten nicht mehr unbedingt verwendet wird. (A. Horner.) Man soll vor- und nicht zurücktaufen, weil ansonsten auch das Kind zurückgeht, nicht gescheit wird, kein Glück hat und bald stirbt. (R. Ledel.)

443. Einen n ä r r i s c h e n M a n n kriegt man, wenn die Frau in das Tüpfel lacht. (Marie Maschek, Hölzlehen, für Komotau.) Wer beim Trinken ins Glas lacht, bekommt einen besoffenen oder närrischen Mann. (D. Zerlik.) Man darf nicht in ein Trinkgefäß lachen, weil man sonst eine dumme Frau (oder einen dummen Mann) bekommt. (A. Horner.) Wer beim Essen singt und tanzt, bekommt ein närrisches oder dummes Weib, bzw. einen besoffenen Mann oder gar keinen. (R. Ledel.) Wer beim Essen singt und pfeift, wird eine ähnliche Frau, ein gleiches närrisches Ding, heiraten. (A. Wesselerle, Deutsch-Proben.)

444. W e i ß e F l e c k e n u n t e r d e n F i n g e r n ä g e l n („D' Finganiagl blöiha“) bedeuten für den Träger Glück. (A. Horner.) Es bedeutet Glück, besonders Kinderglück. Flecken unter den Nägeln der linken Hand deuten auf Verlobung, aber auch auf Unglück, bei der rechten Hand stets auf Glück. Soviel Flecken man hat, sovielmals hat man Glück. (R. Ledel.) Blühen die Nägel, so bekommt man Geschenke. Wem die Fingernägel rosten, der bekommt bald Trauer. (A. Wesselerle.)

445. Bei verdorbenem Magen ist man hier eine Knoblauchsuppe mit Pfeffer und trinkt Wermutabsud oder nimmt Vogelbeersaft. (A. Horner.) Auch bei uns ist das in der Umfrage angegebene Mittel bekannt. Ein anderes ist: Man beizt in schwachem Spiritus ein Tausendguldenkraut, Wermut und Enzian und trinkt dies auf den nüchternen Magen. (A. Wesselerle.)

446. Hier werfen auch die Verwandten Erde in das Grab. (A. Horner.) Ebenso im Schönhengstgau, wo zu den üblichen drei Schaufeln voll Erde gesprochen wird „Luß'n (luß sa) sälig rauhe!“ oder „Ich schmeiß geweihte Erde auf dich, wenn du kommst vor Gottes Gericht, so bitt für mich!“ (R. Ledel.) Will man von einem Verstorbenen Ruhe haben, soll man,



ob blutsverwandt oder nicht, drei Klößchen Erde in das Grab werfen und sagen: „Verzeih mir, ich bitt' dich, und bitt' für mich, so du eingehst ins Paradies!“ (A. Wesseler.)

447. Zu Fronleichnam darf man kein Futter holen, weil man sonst Unglück im Stalle hat, ebenso am Tage Barthelmä. Vom Hofe Nr. 4 in Königswertli wurde einmal am Fronleichnamstage eine Magd auf die Flur Rühbühl um Gras geschickt. Dort wickelte sich eine Schlange um ihre Hand und sie mußte sterben. An der Stelle wurde ein steinernes Kreuz gesetzt, das heute noch steht. Eine früher daran angebrachte Bildtafel, die das Ereignis darstellte, ist nicht mehr erhalten. Im nahen Kloben sollte auch eine Magd am Fronleichnamstage grasen gehen. Sie weigerte sich, sagte aber, daß sie es tun wolle, wenn die Sichel wieder herunterkomme, die sie auf einen Baum werfe. Die Sichel blieb auf dem Baume. (A. Horner.) Zu Fronleichnam darf man kein Futter machen und auch nicht holen, weil es eine große Sünde ist und man Jesus haßt, wenn man Futter mäht. In Runarz in der Sprachinsel Deutsch-Probok erzählt man sich, daß dort eine Frau an diesem Tage Gras holen ging. Aus dem Gras, das sie in die Grastüte geben wollte, kroch eine Schlange heraus und wand sich um den Leib der Frau, die dann sieben Jahre lang die Schlange mit sich tragen mußte. (K. Ledel.) Zu Fronleichnam ruht Mensch und Vieh. Eine Frau, die den Tag nicht heiligte, wurde, wie man erzählt, zu Stein. Dieser Stein soll unweit von Sillein zu sehen sein. (A. Wesseler.) Von der Bestrafung von Personen, die zu Fronleichnam fischten und jagten, berichten Sagen, die Pfarrer P. Albert Stára (Blatniß bei Kürschan) aus den Bezirken Petschau und Tepl eingeschandt hat.

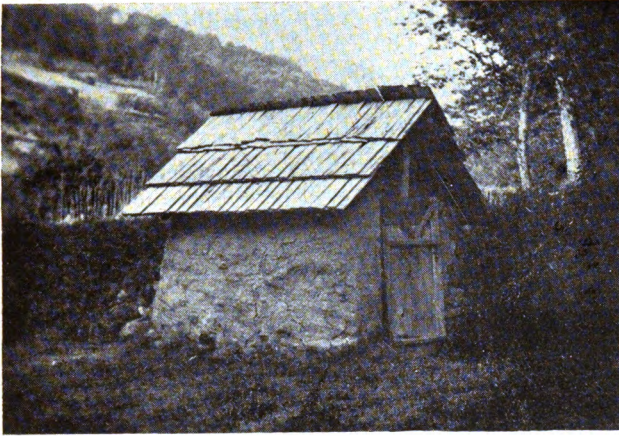
448. Das Brunnenopfer am Hl. Abend ist hier noch üblich. Nach dem Nachtmahl wirft die Hausfrau Honig, etwas Brot, Salz, etwas von der Mehlspeise und süßen Schnaps in den Brunnen, dem sie fröhliche Feiertage wünscht. Dabei spricht sie:

„Das liebe Wasser segne, o Herr!  
Dies ist unser heiß' Begehr.“

Früher soll ein Wasserseggen üblich gewesen sein, der schöner, länger und daher auch kräftiger war. Ein Pfarrer soll ihn verboten und durch die heute verwendeten Worte ersetzt haben. (A. Wesseler.)

450. Dörrhäuschen standen früher im nahen Prösau; sie waren ähnlich Backöfen irgendetwas von unten zu heizen. (A. Horner.) Ein Dörrhäuschen gibt es in Luditz. Es gehörte dem früheren Bürgermeister und jetzigen Senator der Sdß. Hugo Viehm, der dieses Häuschen in der Nachkriegszeit der Bundesjugend (Wandervogel) vermachte, die es als „Rest“ eingerichtet hat. In der Bevölkerung hat sich aber noch immer der alte Name „af da Zwatschkadürr“ für das Häuschen erhalten (D. Berlitz.) Im Schönhengstgau haben einige größere Besitzer abseits von der Wirtschaft stehende Dörrhäuschen, z. B. der Erbrichter von Grünau, der Grundbesitzer Alois Schüch in Neudorf u. a. (K. Ledel.) In Deutsch-Probok gab es früher

gegen 40 Dörrhäuschen, bei manchem Haus sogar zwei. Derzeit gibt es noch mehrere. Einige stehen auch in Gajdel, in Schmiedshau gab es zwei, das der Pfarre und das staatliche; beide wurden in der Nachkriegszeit abgetragen.



Dörrhäuschen in Sinjak.

(A. Wesseler.) Die hier wiedergegebene Lichtbildaufnahme des Dörrhäuschens in der Böhmerwaldsiedlung Sinjak in Karpathenrußland übersandte Dr. F. J. Veranek.

451. Lehnwörter aus dem Tschechischen fanden ein: A. Schacherl, J. Maschek, A. Horner (51 Ausdrücke, wobei Lehnwörter, die auch in der Schriftsprache vorkommen, nicht berücksichtigt werden), R. Baumann, Chodau, F. J. Vanger (mit besonderem Hinweis darauf, daß die meisten entlehnten Wörter im Deutschen eine Bedeutungsverfälscherung erfahren haben), G. Tilscher, Kornitz (über 100 Ausdrücke und Wendungen); A. Wesseler (56 Lehnwörter aus dem Slowakischen).

453. Ein Seitenstück zu dem R ü b e z a h l s c h w a n k ist ein Schwank vom Petrus, der das Wetter nicht mehr recht zusammenbringen kann, weil er die Wetterregeln jetzt in der Staatsprache erhält. Der Schwank kam vor etwa 15 Jahren auf und wurde hier oft erzählt. (A. Brosch, Eger.)

454. Früher bestand auch im Egerland der Glaube und Brauch: Wenn ein Kind erschrocken war, mußte man es über einen Besen harnen lassen, damit durch den Schreck keine bösen Folgen entstanden. Heute sagt man noch scherzweise: „Sullt ma g'schwind a Ställbe'n d'ärhält'n.“ (A. Brosch.) Wenn ein Kind erschrocken ist, setzt man es sofort auf den Nachtopf, damit es harnet. Dies erreicht man, wenn warmes Wasser in den Topf gegeben wird. Wickelkindern gibt man in warmes Wasser eingetauchte Umschläge. Können die Kinder infolge des Schreckens nicht harnen, so bleibt der Schreck in ihnen stecken und sie bleiben ihr ganzes Leben lang schreckhaft, wenn sie nicht an dem Schreck frühzeitig sterben. (J. Thöndel, Bergstadt bei Römerstadt.) Wenn jemand erschrickt, soll er gleich harnen. (G. Tilscher.)

Bei den Juden Karpathenrusslands dienen als Mittel gegen Angst die „Schrecksteindeln“: Ein Geldstück, über das ein Gebet gesprochen wurde, wird in ein Tuch gewickelt und der ängstlichen Person um den Hals gehängt. (D. F. J. Beranek.)

455. Nach Mitteilung von A. Schacherl kennt man in Plattetschlag das folgende scherzhafte Gebet zum hl. Antonius:

O heiliger Anton,  
Schenk' mir an Männ!  
Schenk' mir'n fein bald,  
Sonst werd' i zu ält!  
O heiliger Anton von Padua,  
A braver wenn's hält aa no(ch) war'!

In Eger hat der hl. Vinzenz das Amt des Heiratsvermittlers übernommen. Zu dem bei dem Entedankfest in Eger gesungenen Vinzenzlied wird folgende Scherznachdichtung vorgebracht:

O Vinzenzi, Schutzpatron (oder Schützbandmäan),  
Bescher mar aar an Mäan! (A. Brosch.)

Auch im Falkenauer Land beten die Mädchen, die einen Mann haben wollen, zum hl. Antonius. Zu ihm betet man aber auch, wenn man etwas verloren hat. Viel beliebter ist aber der hl. Andreas. Heute noch beten die Mädchen in der Andreasnacht:

Bettsta(tt)l, i tritt di,  
Halicha An(d)ares, i bitt di:  
Läu(h) mir in meinen Traimen  
Den Allaliebsten mein erscheinen!

Der zweite Teil wird halbschriftsprachlich gesprochen. Die Mädchen beten dies heute zwar im Scherz, knüpfen aber im Innersten doch eine kleine Hoffnung daran. (A. Horner.) Manche Leute glauben fest daran, daß man Verlorenes wieder findet, wenn man zum hl. Antonius betet. Als ich vor etwa 20 Jahren in Neufattl bei Elbogen Ministrant war, verlor die Frau des dortigen Mesners einmal im Winter die Kirchenschlüssel. Sie betete zum hl. Antonius und fand nach wenigen Tagen die Schlüssel im Schnee liegend wieder. (R. Baumann.) Auch hier gilt der hl. Antonius als Fürsprecher in Liebesangelegenheiten und Mädchen, die einen ordentlichen Mann haben wollen, wenden sich im Gebet an ihn. (F. J. Vanger.) Zum hl. Antonius beten die Mädchen um einen Mann und alle jene, die etwas verloren haben, damit sie es wieder finden. (R. Ledel.) Um einen Mann bitten die Mädchen bei einem auf dem freien Felde stehenden Antoniusbild, wobei sie sagen:

Heiliger Antonius, schick mir einen Mann!  
Wenn er auch — (hier wird das Gebrechen genannt, das er haben kann),

Daß ich auch sagen kann, ich hab einen Mann!

Das Gebet in der Andreasnacht lautet hier:

Bettbrett, dich tret' ich,  
Heiliger Andreas, zu dir bet' ich:  
Der mir wird beschieden sein,  
Den schick mir heut in Augenschein!

Angeblich erscheint dann im Traume der Betreffende. (J. Thöndel, mit weiteren Angaben.) In der Jglauer Sprachinsel und in Südmähren betet man zum hl. Antonius, wenn man etwas verloren hat. (J. Göth.) Hier bitten die Mädchen den hl. Thomas um einen Mann. (M. Wesseler, der fast wörtlich denselben Spruch mittheilt, wie er von J. Thöndel für Andreas eingesandt wurde.)

456. Beim Flackern der Kerzen bei der Trauung kommt es darauf an, ob sie auf der Seite des Bräutigams oder der Braut flackern. Bei dem sie flackern, der gewinnt in der Ehe die Oberhand. (M. Schacherl.) Das Flackern der Altarkerzen bedeutet eine unruhige Ehe. Geht der Rauch gerade in die Höhe, so bedeutet das Glück für die Ehe, wenn es bei beiden Kerzen zutrifft. Brennt nur eine Kerze schön und steigt der Rauch kerzengerad in die Höhe, so gilt das Glück nur für den Teil, der auf dieser Seite kniet. Das Flackern einer Kerze wird auch als Zeichen von Wankelmuth und Untreue desjenigen angesehen, auf dessen Seite es geschieht. (M. Brosch.) Wenn bei der Trauung eine Kerze flackert, muß jener Teil der Brautleute bald sterben, auf dessen Seite das Licht flackert. (M. Horner.) Das Flackern bedeutet eine unruhige Ehe. Je nachdem, auf welcher Seite die Kerze flackern oder mehr flackern, läßt sich feststellen, welcher Eheheil die Ursache der Streitigkeiten sein wird. Die Evangeliumseite ist der Frau vorbehalten, während die Epistelseite den Mann betrifft. (F. J. Langer.) Das Flackern bedeutet Unglück und Zwistigkeiten in der Ehe, und zwar bringt das Flackern der Kerzen auf der linken Altarseite der Frau, auf der rechten Seite dem Mann Unglück. (R. Vedel.) Am Brennen der Kerzen erkennt man, wie sich die Ehe gestalten wird. Sie wird unharmonisch, wenn die Kerzen flackern. Auf der Seite, wo sie flackern, steht die bössere Ehehälfte. Auch der Weihrauch läßt auf die Zukunft schließen. Steigt der Rauch ruhig zur Kirchendecke empor, wird die Ehe schön und beide Ehegatten leben lange. Bildet er aber ein wolkenähnliches Gebilde, so wird die Ehe nicht gut. Fällt der Rauch zur Erde, so bedeutet es baldigen Tod. Man glaubt auch beim gewöhnlichen Gottesdienst am Sonntag, aus der Form des Weihrauches auf bevorstehende Todesfälle schließen zu können, und man meint, daß sie anzeigt, ob ein Kranker nach Erhalt der Sterbesakramente stirbt oder wieder gesund wird. (J. Thöndel.) In Südmähren bedeutet das Flackern der Kerzen Unglück. Flackern sie auf der Seite der Braut, auf der Evangeliumseite, dann stirbt die Braut früher als der Bräutigam, und umgekehrt. (J. Göth.) Auch bei den deutschen Holzhackern in den Kleinen Karpathen glaubt man, daß jener Eheheil zuerst stirbt, auf dessen Seite die Altarkerzen bei der Trauung flackern. (Dr. F. J. Beranek.)

458. Hier pflegt man nach dem Essen zu sagen: „G'eff'n wa(r), wenn no g'arwat aa wa(r)“. (D. Zerlik.) Ähnlich sagt man in Holsleichen: „Gott sei Dank, gegessen wär', wenn nur auch geprügelt wär'!“ (J. Mascher.) Dasselbe sagt man um Chodau. (M. Baumann.) Hier pflegte man nach dem Essen zu danken: „I dank' für Speis' und Tränk! Vogelt's Gott!“ (M. Horner.) Eine hiesige Gastwirtin erzählte mir vor Jahren, daß sie vor dem Kriege einen fremden Knecht hatte, der nach der Mahlzeit stets zu

sagen pflegte: „Gott sei Dank! Geessen wär', wenn nur gearbeitet auch wär'!“ Obwohl dieser Knecht fleißig und willig gewesen sein soll, hat ihn die Gastwirtin doch wegen dieser Redewendung entlassen. (J. Thöndel.)

459. Überwiegend werden andere Tage angegeben, an denen man nicht u ä h e n darf. Dies soll man nicht am Faschingmontag, weil man sonst den Hennen die hintere Öffnung zunäht. (J. Maschek), nicht am Faschingdienstag (A. Brosch), weil sonst die Hühner nicht legen (A. Horner), nicht am Achermittwoch, in manchen Orten auch am Gründonnerstag (D. Zerlit), nicht am Tag der unschuldigen Kinder, weil man sonst den verstorbenen Kindern, den Engeln, die Augen aussticht, sich die eigenen Kinder totsticht und daher keine bekommt (K. Sedel), nicht an heiligen Tagen und Morientagen, weil man sonst eiterige Finger bekommt (J. Göth für die Jglauer Sprachinsel), nicht am Luzientag (13. Dezember) und nicht im Fasching, weil sonst die Hühner nicht legen. (A. Wesserle.)

460. N a c h e i n e m Gewitter soll man erst Futter holen, wenn die Sonne wieder scheint. Es ist gefährlich, mit einer Sense im Freien zu gehn, weil sie den Blitz anzieht. (A. Horner.)

## Umfragen

461. Den P a u s e n z e i c h e n b e i m R u n d j u n k pflegt man allerlei Worte zu unterlegen. Wem sind solche bekannt?

462. Zu den zahlreichen Vaterunserparodien sind gegenwärtig neue dazugekommen, z. B. das österreichische Vaterunser „Im Namen Dollfuß des Vaters, Schurschniggs des Sohnes und Feh's des österreichischen Geistes usw.“ Wer kennt solche?

463. Nach Mitteilung des Pfarrers P. Albert Stára in Blatník bei Mürschan ist in der ältesten Matrit von Oberseferschan eine Eintragung in lateinischer Sprache, die folgendes berichtet: „1689 . . . starb Christoph Rudek, vulgo Seelmann“; er gab vor, den Stand der Seelen zu kennen, auch könne er arme Seelen aus dem Fegefeuer befreien; von vielen Gegenden kamen Leute und brachten ihm viel Geld und Getreide und frugen ihn, wo die Seelen ihrer Eltern, Großeltern usw. sich befänden.“ Das deutsche Wort „S e e l m a n n“ läßt darauf schließen, daß es zu jener Zeit auch anderswo solche Personen gab, die vorgaben zu wissen, wo (im Himmel, in der Hölle oder im Fegefeuer) sich die armen Seelen befänden. Wer kann hiezu weitere Angaben machen?

464. Von dem Brunnen in Rimbach bei Preßburg geht, wie Dr. Gertha Wolf mitteilt, die Sage, daß jeder, der daraus trinkt, immer wieder nach Rimbach zurückkehren muß. Wo gibt es sonst solche H e i m w e h - b r u n n e n ?

465. Nach Mitteilung von G. Tilscher hebt man in Kornitz einen K n o p f, den man auf der Gasse findet, nicht auf; es brächte Unglück. Hat man es doch getan, so soll man ihn anspudden und wegwerfen. Wo herrscht derselbe Glaube und wie wird er begründet?

466. In Plattetschlag bei Stein im Böhmerwald bestand, wie A. Schacherl schreibt, der Glaube, daß die Zeichen K M B, die man am

Dreikönigsabend mit geweihter Kreide auf alle Türen schreibt, zu Maria Lichtmeß weggewischt sein müssen. Denn die Heiligen hören das Lesen auf, wenn sie zu der Zeit noch diese Buchstaben sehen. Wo glaubt man das selbe?

467. Wie lange soll nach dem Volksglauben die Sonne am Samstag scheinen? (Wie J. Mascher angibt, so lange ein Reiter zum Satteln des Pferdes braucht oder bis die hl. Maria ihre Windel getrocknet hat.)

468. Auch heute noch legt man, wie J. Thöndel mitteilt, Wöchnerinnen Nadel, Zwirn und Fingerhut in den Sarg, damit sie für das Kind im Himmel nähen können. Wöchnerinnen kommen alle in den Himmel. Wo herrscht derselbe Glaube?

469. Nach einer Mitteilung von O. Zerlik glaubt man noch heute, daß man mit Totenwasser, dem Wasser, womit man eine Leiche wusch, hegen kann, z. B. beim Nachbar die Viehseuche hervorrufen kann, wenn man Totenwasser heimlich auf seinen Mist schüttet. Wo besteht dieselbe Volksmeinung?

470. Bekanntlich nimmt das Tragen von Ohrringen immer mehr ab. Wie erklärt man das Abkommen dieses Brauches?

## Schrifttum

Oskar Schürer und Erich Wiese. Deutsche Kunst in der Zips. Mit 60 Textbildern, 480 Abbildungen auf Tafeln und einer Karte. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn, 1938, Preis 180 Kr.

Ein bisher unbekanntes Land eröffnet sich mit diesem vom Verlag in der prächtigsten Weise ausgestatteten Werke, die deutsche Kunst in der Zips. Es ist vor allem das Verdienst des Deutschen Vereines für Kunstwissenschaft in Berlin, daß diese riesigen Kunstschatze erschlossen wurden. Er betraute die beiden Verfasser mit der wissenschaftlichen Aufnahme und Bearbeitung der Denkmäler und stellte die notwendigen Geldmittel zur Verfügung. Dazu gestellte sich die Unterstützung weiterer Kreise. So entstand das gewaltige Buch, das auf 272 Textseiten und 240 Kunstdrucktafeln die Kunstdenkmäler der Zips behandelt, worunter sich Stücke befinden, „die das Gesamtgut alter deutscher Kunst aufs glücklichste bereichern“. Die einführende „Geschichte der Zipser Deutschen“ und der Abschnitt „Architektur“ wurden von Schürer die Abschnitte „Plastik“, „Malerei“ und „Kunsthandwerk“ von Wiese geschrieben. In gleicher Weise verteilt ist die Arbeit in dem Abschnitt „Verzeichnis der Denkmäler“, in dem neben den im Bild gebrachten Werken der Architektur, Plastik usw. auch Denkmäler aufgenommen und genau beschrieben wurden, die unter den Abbildungen des Buches nicht vertreten sind. Naturgemäß herrscht die religiöse Kunst vor. Vom volkstümlichen Standpunkt wäre eine Ergänzung in einem kleineren Werke zu begrüßen, worin die weltliche Volkskunst, soweit sie nicht schon in der „Zipser Volkskunde“ von J. Gröb behandelt worden ist, in Wort und Bild dargestellt wird.

Helmut Preidel, Germanen in Böhmens Frühzeit. Eine Darstellung mit 5 Bildern und 16 Bildtafeln. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz, 1938. 64 S. Preis kart. 26 Kr 25, in Leinen 39 Kr 90.

Diese sehr klar geschriebene, volkstümliche Zusammenfassung alles dessen, was sich auf Grund der heutigen Kenntnisse über die Germanen in Böhmens Frühzeit sagen läßt, verdient in sudetendeutschen Kreisen Beachtung und Verbreitung. Insbesondere den Schulen und Gemeindebüchereien sei das Buch zur Anschaffung empfohlen. Auch für die Volkskunde sind viele Angaben wichtig, so z. B. die, daß

die seit dem 2. nachchristlichen Jahrhundert bezugte Grabbeigabe eines Knollens Erdpech (Urnenharz) kultijche Bedeutung hatte (vgl. die Artikel Harz und Pech im Handwörterbuch Aberglaube).

G. Pirchan, W. Weizsäcker und G. Zatschel, Das Sudeten-deutschtum. Sein Wesen und Werden im Wandel der Jahrhunderte. Festschrift zur Fünfundsiebzigjahrfeier des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Band 2: Neuzeit. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn, 1937. 595 S. Preis des 1. und 2. Bandes zusammen geh. 210 Kz, geb. 230 Kz.

Zu dem von uns im 5./6. Heft 1937 angezeigten 1. Band (Mittelalter) ist nun auch dieser 2. Band im März 1938 erschienen. Er enthält folgende Beiträge, die beim Verlag auch als Sonderdrucke erhältlich sind: A. Ernstberger, Böhmens außenpolitische Stellung in der Neuzeit; W. Wostroh, Das Deutschtum Böhmens zwischen Hussitenzeit und Dreißigjährigem Krieg; E. Winter, Deutsches Geistesleben in Barock und Aufklärung; J. Pfißner, Nationales Erwachen und Reifen der Sudetendeutschen; A. Spitaler, Überblick über die Geschichte der sudetendeutschen Industrie; G. Jungbauer, Sudeten- und karpathendeutsche Volkskunde; G. Gysarz, Die großen Themen der sudetendeutschen Schrifttumsgeschichte, Durchblick und Ausblick; G. Pirchan, Das Sudetendeutschtum im Wandel der Jahrhunderte (Rückblick und Zusammenfassung).

Ronrad Bittner, Deutsche und Tschechen. Eine Erwidernng. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn, Prag, Leipzig, Wien, 1938. 20 S.

In gründlicher Weise widerlegt in dieser Schrift R. Bittner die Einwände von tschechischer Seite gegen sein Buch „Deutsche und Tschechen“ (I. Band: Von den Anfängen zur hussitischen Kirchenerneuerung), das 1936 im Verlag Rudolf M. Rohrer erschienen ist. Er deckt vor allem die sonderbare Art und Weise auf, wie Roman Jakobson bei seiner Kritik voring, der unter anderem aus den fünf Teilstücken, die Bittner zur Begriffsbestimmung eines Volkes vereinigt hatte, zwei Teilstücke willkürlich aus dem Zusammenhange herausriß und Bittner die politisch gefährliche Umgrenzung des Begriffes durch „Blut und Boden“ vorhielt. Man kann begreifen, daß ein Mann wie Jakobson, der durch „Blut und Boden“ weder mit den Deutschen noch mit den Tschechen irgendwie verbunden ist, an diesen Ausdrücken Anstoß nimmt. Warum aber greifen er und seinesgleichen nicht auch die Tschechen an, welche offen über die Bedeutung von „Blut und Boden“ für den Volksbegriff und das reine Volkstum sprechen? So schrieb z. B. der tschechische Minister für Nationalverteidigung, Machnisl, in dem Vorwort zu dem Buche „Výtvarnici legionári“ (Künstler-Regionäre) von Platon Dějev: „Es ist eine anerkannte Wahrheit, daß nur jene Kunst Anspruch auf Größe erheben kann, die aus dem Boden und Blut des Volkes entspringt, die mit dem Volke verwechselt und von seiner Sehnsucht genährt wird.“

Dr. Karl F. Kühn, Fliegerschutz für Kunst- und Kulturdenkmale. Ein technischer Wegweiser. Mit 9 Abbildungen auf Tafeln. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn, Wien, Leipzig, 1938. 58 S. Preis kart. 33 Kz.

Das sehr zeitgemäße Buch bespricht nach einführenden Bemerkungen über aktive und passive Abwehr die vorbeugenden und erhaltenden Maßnahmen, die zur Sicherung der Kunstwerke für den Fall von Fliegerangriffen zu treffen sind. Es „will für den Fall der Gefahr — der möglichst nie eintreffen möge — vorbereiten, aufklären, beraten und helfen“. Diese Aufgabe erfüllt es in seiner Gründlichkeit und Klarheit in tadelloser Weise.

Hermann Knoblich, Die Ordnungsübungen und einheitliche Befehls-sprache der Schulen und Turnverbände in der Tschechoslowakischen Republik. Zusammengestellt, vereinhheitlicht und den militärischen Vorschriften angepaßt. Mit 145 Zeichnungen, den Noten der militärischen Hornsignale und den militärischen Befehlen und Sachausdrücken in tschechischer Sprache. Verlag Henz & Comp., Troppau, 1938. 232 S. Preis geh. 26 Kz, geb. 36 Kz.

Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft der Turnprofessoren im Reichsverband deutscher Mittelschullehrer und des Vereines deutscher Lehrer und Lehrerinnen für Leibesübungen und auf Grund von Beschlüssen der Vertreter der deutschen Turnverbände in der Tschechoslowakischen Republik wurde von Prof. Knoblich dieser zur Zeit, wo durch das Gesetz über die Wehrerziehung den Schulen und Turnvereinen die Pflege der militärischen Ordnungsübungen verbindlich auferlegt wurde, für die Schule und das Vereinsturnen unentbehrliche Befehls geschaffen und dabei den Bedingungen, die an die Turnsprache zu stellen sind, ganz entsprochen, wie Ernst Wünsch in seinem Geleitwort hervorhebt: 1. Deutsche Bezeichnungen. 2. Frei von Ungenauigkeiten und Fehlern. 3. Sinnvoll und demrichtig. 4. Gemeinverständlich. Der erste Entwurf dieser einheitlichen Befehlsprache wurde von dem Obmann des Deutschen Sprachvereines Groß-Prag, G. Jungbauer, in sprachlicher Hinsicht überprüft.

Johann Micko, Die Flurnamen des mittleren nördlichen Böhmerwaldes und seiner Vorberge. Band 6 der Bücher deutscher Volksheit aus den Sudeten- und Karpathenländern. Olmütz, 1938. 19 S. Preis 5 Ks.

Die schon früher als Sonderdruck der Zeitschrift „Unsere Westböhmisches Heimat“ erschienene Arbeit bringt in einer guten Gliederung die Flurnamen der Gerichtsbezirke Hostau, Ronsperg und Bischofteinitz.

Hermann Blumrich, 100 Volksfagen des Friedländer Bezirkes. Druck und Verlag Franz Niemer, Friedland i. B. 179 S. Preis geh. 10 Ks, geb. 15 Ks.

Das mit einem Bild der Sagen erzählerin Julie Kessel in Müldenau versehene und schön ausgestattete Buch enthält Sagen der Burg und Stadt Friedland, des oberen Wittigtales, der Hjerberge, der Bergstadt Neustadt a. d. T., des Rahnigtalles, des niederen Wittigtalles u. a. Obwohl einzelne Stücke, z. B. Katharina von Hederen und ihre Kammerzofe, Waldsteins Schak, Wallensteins Ritt, Die schöne Hjerine u. a. keine Volksfagen sind, ist doch der überwiegende Teil des Wertes als eine Bereicherung unseres Sagenchrifttums zu begreifen.

Heimatkunde des Bezirkes Karlsbad. Hg. vom Karlsbader Heimatkundeausschuß. II. Volkskunde, 6. Volksbrauch und Volksglaube, 1. Teil: Das festliche Jahr. Verlag des Karlsbader Bezirkslehrervereines, Karlsbad, 1937. 110 S. Preis für Bezieher des Gesamtwerkes 13 Ks, sonst 16 Ks.

In diesem Teile der Heimatkunde ist viel neuer Stoff verarbeitet, den der Verfasser Prof. E. Herold durch Fragebogen im Bezirke Karlsbad aufgebracht hat. Dargestellt werden die Bräuche im Jahreslauf von „Fasnacht und Wschermittwoch“ bis zum „Dreitönigtag“. Reicher Bildschmuck von M. Göhsl ist beigegeben. Beim ersten Bild „Das festliche Jahr“ ist durch eine Verwechslung der Druckstücke in den Vorfrühling ein säender und in den Frühling ein adender Bauer geraten. Das Adern geht dem Säen voran.

Karlsbader historisches Jahrbuch für das Jahr 1938. Hg. von B. Karell. Verlag des Stadtarchivs Karlsbad, 1938. 132 S.

In vier Abschnitten (Biographisches, Vorträge und Ansprachen, Archivalisches, Museales) bietet dieses Jahrbuch einen abwechslungsreichen und fesselnden Lese-stoff. Besondere Erwähnung verdient die Abhandlung „M. Stifiers Karlsbader Tage“ mit prächtigen Lichtbildern, bei welchen allerdings nicht angeführt wird, daß sie von dem Prager Stifterkammerler Eduard Swarovski aufgenommen wurden.

Robert Lindner, Land der Acker. Roman. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Orahowitz, 1938. 301 S. Preis geh. 34 Ks, in Leinen 50 Ks 40.

Dieser durch spannende Handlung, durch lebenswahre Zeichnung der Personen und durch eine klare und reine Sprache ausgezeichnete Bauernroman ist zugleich ein volkskundlicher Roman des Egerlandes. Da wird das Brauchtum



im einzelnen Menschenleben, bei der Hochzeit — auch die „falsche Braut“ fehlt nicht — und beim Tod und Begräbnis, noch eingehender aber der bäuerliche Jahresbrauch (Faschingzug, Osterratschen, Pfingstweien, Sommwendfeier, Weihnachtsfest) geschildert und lebendig gemacht. Der Roman ist aber auch volks-er-zie-her-lich. Das heimatlliche Ackerland ist der gesunde Nährboden, aus dem Gesundheit und Kraft quillt. Hier wurzelt der Bestand und die dauernde Sicherheit des Volkstums, das namentlich in der flugen und tapferen Bäuerin Eva und in dem Bauer Simon, dem geborenen Führer der dörflichen Volksgemeinschaft, seine besten Vertreter hat.

Ulrich Sander, Königin. Novelle. 82 S. — Hans Wapfl, Die Abenteuer des Florian Regenbogner. Ein Traumbüchlein. 75 S. — Nr. 22 und 23 der „Volksdeutschen Reihe“. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz, 1938. Preis je 9 Ks 45.

Das in der Novelle „Königin“ behandelte Problem kann nicht anders als unnatürlich und verstiegen bezeichnet werden. Ein einfacher Leser aus dem Volke — und für diesen ist ja die „Volksdeutsche Reihe“ da — wird schwerlich verstehen, wieso die in der ersten Hälfte der Novelle so ruhig und überlegen geschilderte Norddeutsche in der zweiten Hälfte zu einer unruhigen Kranken wird, obwohl alle Männer auf sie fliegen — dieser Teil grenzt an kitsch — und alle Welt sie wegen ihrer Tüchtigkeit lobt und feiert. Am allerwenigsten wird er den Schluß — Selbstmord der Heldin — verstehen. Gesunder Geseftoff für unsere Bevölkerung muß das Leben und seine Aufgaben anders fassen und bringen. — Sehr zu begrüßen ist der Neudruck der heiteren Erzählung Wapfls mit ihrem romantischen Bilderreichtum und ihrer traumhaften Schönheit.

Max Tandler, Bergwind. Gedichte in der Mundart von Zinnwald im Erzgebirge. Mit Holzschnitten von Erich Buchwald, Zinnwald. Rastel-Verlag, Dresden-N., 1937. 64 S.

Unter den heute lebenden Mundartdichtern des Erzgebirges gebührt Tandler unstreitig der erste Plaz. Das haben schon seine zwei früheren Veröffentlichungen (1933 und 1936) erkennen lassen und das bestätigt diese neue Sammlung, die ein erfreuliches Zeugnis von der gesunden Weiterentwicklung des Dichters ablegt. Das sind keine läppischen Reimereien wie bei gar vielen Mundartdichtern, sondern echte und naturgewachsene Dichtungen, die nicht selten in dem Tone altvertrauter Volkslieder gehalten sind, wie etwa das Gedicht „Am Himmel stiegt a Starnl“. Die trefflichen Holzschnitte von E. Buchwald führen die von Tandler besungene Landschaft im Bilde vor und ergänzen dieses schöne Heimatbuch des Erzgebirges in glücklichster Weise.

Albert Zirkler, Volksbuch sächsischer Mundartdichtung. Verlag der Dürschers Buchhandlung, Leipzig, 1938. 230 S. Preis geh. 4 Mark, geb. 5 Mark 40.

Zirkler ist wohl der beste Kenner der sächsischen Mundartdichtung. Dies bewies bereits der 1. Teil seines „Hausbuches sächsischer Mundartdichtung“ (1927), in dem eine Gesamtschau über die Volksdichtung im mitteldeutschen Osten gegeben wurde. In dem neuen Buch, das als 2. Teil dieses „Hausbuches“ erschienen ist, wird die Entwicklung der sächsischen Mundartdichtung auf reichsdeutschem Gebiet (Vogtland, Erzgebirge, Elbsandsteingebirge, Oberlausitz) dargestellt, wobei in jedem Abschnitt zunächst die Mundart im allgemeinen und hierauf die Mundartdichtung im besonderen behandelt wird und ausgewählte Proben der Mundartdichtung (Gedichte, Erzählungen u. a.) gebracht werden. Hoffentlich können wir bald den dritten Band aus der Lebensarbeit Zirklers begrüßen: das „Volksbuch südetendeutscher Mundartdichtung“, in dem die südetendeutsche Mundartdichtung vom Fichtelgebirge bis zum Jsergebirge vorgeführt wird.

Viktor Korda und Karl M. Klier, Volksmusik aus Oberösterreich für zwei Melodieinstrumente, Gitarrebegleitung und Harmonikabezeichnung. Verlag E. Doblinger (B. Herzmannstth), Wien, 1938. Preis 80 Pfennig.

Den früheren zwei Heften mit Volksmusik aus Niederösterreich und aus Steiermark und dem Burgenland folgt nun diese vorzügliche Auswahl aus der oberösterreichischen Volksmusik, und zwar: „Hochzeitsmarsch“, „Neuer Menuetto“ (beide 1819 aufgezeichnet), „Boarische“ aus Hallstatt (1923 aufgezeichnet), zwei Deutsche und „Neuer Redout-Tanz“ (aus 1819) und sechs Ländler aus der Braunauer Gegend (aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts).

Heinz P o h l e n d t, Die Landeshüter Paßlandschaften. Beiträge zur Landeskunde der westlichen Mittelsudeten unter besonderer Berücksichtigung der dörflichen Siedlungs- und Hauslandschaft. Mit 12 Textfiguren, vier Karten-, 8 Bildtafeln und 4 Tabellen. Verlag Priebatschs Buchhandlung, Breslau, 1938. 132 S. Preis geh. 7 Mark.

Die als 25. Heft der Veröffentlichungen der Schlesischen Gesellschaft für Erdkunde und des Geographischen Instituts der Universität Breslau erschienene Arbeit befaßt sich zunächst mit den geographischen Verhältnissen dieser schlesischen Grenzlandschaft, dann mit der Entwicklung der Siedlungen (hier unter anderen Karten eine der slawischen Ortsnamen des Gebietes), der Bevölkerungsentwicklung, Bevölkerungsverteilung und der Wirtschaft, um endlich die dörfliche Hauslandschaft eingehend zu besprechen. Sie ist besonders für den Haus- und Siedlungsforscher des benachbarten sudetendeutschen Riesengebirges anregend und vorbildlich.

Dr. Dr. Ernst L e h m a n n, Von der Seelsorge im Volke. Heft 5 der Studien zur religiösen Volkskunde. Verlag E. Ludwig Ungelenk, Dresden und Leipzig, 1938. 48 S. Preis kart. 1 Mark 20, für Bezieger der ganzen Reihe 1 Mark.

Aus erschöpfender Kenntnis des einschlägigen Schrifttums und eigener reicher Erfahrung heraus liefert Lehmann mit dieser Schrift eine ausgezeichnete Untersuchung der im Volke ständig geübten Seelsorge, die innerhalb der „Erziehung im Volke“, mit der sich der Verfasser in seinem früheren Werk beschäftigt hat, „zu den stärksten und entscheidendsten Mitteln der Volkerhaltung, Gemeinschaftsgestaltung, ja geradezu der Bergemeinschaftung gehört“.

D. Gyula L u z, Nyelvi adatok a délszepesi és dobsinai német nép településtörténetéhez. Budapest, 1938. 111 S.

In diesen „Sprachlichen Beiträgen zur Siedlungsgeschichte der Deutschen in der Südzips und in Dobscbau“ sucht Luz nachzuweisen, daß für dieses Gebiet eine westdeutsch-ostmitteldeutsch-bairische Volksstammsmischung anzunehmen ist, indem zunächst, wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert, Leute aus der Gegend zwischen Hunsrückgebirge und Nahefluß am linken Rheinufer ihre rheinfränkische Mundart in die Südzips brachten, denen im 13. Jahrhundert Bayern, wahrscheinlich aus dem steirisch-österreichischen Bergbauggebiet, folgten, wozu sich endlich, wahrscheinlich erst im 16. Jahrhundert, Bergleute aus dem Westerzgebirge gesellten.

Alexandre S. K r a p p e, La Genèse des Mythes. Avec 21 gravures hors texte. Verlag Payot, Paris, 1938. 359 S. Preis 50 fr.

In der gleichen „Bibliothèque Scientifique“, in welcher Krappe 1931 seine „Mythologie Universelle“ veröffentlichte, läßt er nun dieser Entstehungsgeschichte der Mythen erscheinen, die nach einleitenden allgemeinen Erläuterungen des Begriffes „Mythe“, die großen Naturerscheinungen (Himmel, Erde, Sonne, Mond, Sterne usw.), Einrichtungen und Bräuche untersucht, zu deren Erklärung „Mythen“ entstanden sind. Denn nach Krappe ist das wesentlichste Kennzeichen der „Mythe“, daß sie etwas erklärt. Es fallen daher unter diesen Begriff nicht allein die engeren „Götterfagen“, sondern alle Volkerzählungen, die für irgend eine Erscheinung den Grund (αίτια) angeben, die ätiologischen oder begründenden Sagen. Das gedankenreiche Buch ist ein wertvoller Beitrag für die Volks- und Völkerkunde.

Jahrbuch 1937 des Bayerischen Landesvereines für Heimat- und Volkskunde. Hg. in Verbindung mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmal-

pflege und dem Bayerischen Nationalmuseum, geleitet von Dr. J. M. Ritz, Verlag des Vereins, München, 1938, 174 S. mit 4 Fachtafeln und 184 Abbildungen.

Die Beiträge dieses Jahrganges geben einen Überblick über die Ausstellung „Süddeutsche Volkskunst“, die vom 3. Juli bis 17. Oktober 1937 in München veranstaltet wurde. Es behandeln R. Gröber das Werden und den Aufbau der Volkskunst, R. Hoferer die Wände des Bauernhauses im Lande Bayern, L. Gebhard die landschaftliche Gliederung der süddeutschen Bauernschränke, J. M. Ritz den Stock und Stab, G. Großkopf die süddeutsche Hafnerkeramik, G. Moser das Brauchtum. An das Verzeichnis der Ausstellungsgegenstände und die Abbildungen schließt sich der Jahresbericht des Landesvereines, das Verzeichnis des namentlichen Schrifttums rechts des Rheins, Buchbesprechungen und endlich der Jahresbericht und Einzelabhandlungen des Bayerischen Landesamtes für Denkmalspflege.

Das deutsche Volkslied (Wien). — Das Jänner- und Feberheft brachte als Festschrift anlässlich des vierzigjährigen Bestandes der Zeitschrift eine Reihe wertvoller Beiträge, z. B. G. J. Moser, Das Volkslied als Helfer zur Erforschung der deutschen Stammesmerkmale; L. Schmidt, Flugblattlied und Volksgefang; J. Koepp, Ein handschriftliches Liederbuch aus Österreich um 1845; R. Liebleitner, Ein paar Worte über mich selbst; R. Horak, Wive la Compagnia! (Wieder aus der Schwäbischen Türkei); M. König, Drei Lieder aus Nordböhmen u. a. — Aus dem Märzheft: M. Kollisch, Deutsche und slowenische Volksdichter in Kärnten. — Aus dem Aprilheft: Fritz Berthold, Volksliedarbeit bei den Auslandsdeutschen.

Germanien: Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens (Berlin). — Das Aprilheft ist Österreich gewidmet. Es bringt nach ein-m markigen Geleitwort von W. Wüst unter anderen Beiträgen auch volkskundliche, so von R. Wolfram (Volkskundliches aus dem Waldviertel), von B. v. Geramb (Volksstumpfspeife in Steiermark) u. a.

Volk an der Arbeit (Reichenberg). — Aus dem 2. Heft 1938: J. Hanifa, Neue Heimatstrahlen; G. Mahner, Der ehemalige Adel im sudetendeutschen Volksleben u. a. — Aus dem 3. Heft: R. Heß, Bauer und Buch; M. Herr, Bauer und Schrifttum u. a. — Aus dem 4. Heft: R. Fischer, Die Böhmenwälder (ein sehr wichtiger Beitrag zur sudetendeutschen Stammeskunde). Sehr beachtenswert ist auch, was Franz Weiß in der „Rundschau“ dieses Heftes zur Frage „Sollen wir Denkmäler setzen?“ schreibt. Hierzu sei ergänzend bemerkt, daß man sich vor allem hüten soll, Staatsmännern und Politikern Denkmäler zu setzen oder auch Plätze und Straßen nach ihnen zu benennen. Österreich, wo jetzt die Denkmäler an Volkfuß und Schusschnitz blitzschnell verschwunden sind, zeigt, wie voreilig und lächerlich ein solches Vorgehen ist. Geradezu unverständlich ist aber, wenn in deutschen Städten Plätze oder Straßen nach nichtdeutschen Staatsmännern benannt werden. — Aus dem 5. Heft: G. Lemberg, Zur Wiedergeburt des tschechischen Nationalismus.

Unsere Muttersprache (Prag). — Aus dem 1. Heft 1938: Zur Sprache der Sudetendeutschen in den letzten zwanzig Jahren. — Aus dem 2. Heft: Adalbert Stifter, der Verdeutscher; Unsere Ortsnamen in der amtlichen Schreibung.

Spiel und Feier. Im Auftrag des Deutschen Kulturverbandes und in Verbindung mit R. Mirbt und Dr. R. Metolitsky, hg. und geleitet von Dr. G. Horntrich, Jahrespreis 18 Kr.

Aufgabe dieser neuen zweimonatsschrift ist, einem sudetendeutschen Volksspiel die Wege zu bereiten und seinen Platz im Gemeinschaftsleben der Volksgruppe zu sichern. Schon das 1. Heft erfreut durch eine Reihe trefflicher Beiträge, so von Metolitsky über Volk, Fest und Kunstwerk, von F. Doerbed über Arbeit und Feier, von Dr. F. Lorenz über Heimatspiele, von Dr. F. Moschnitzka über Laienspiel in der Mittelschule, von F. Klement über Volkstanzpflege u. a.

---

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII, Třilovo nám. 28.

Druck von Heinr. Nechy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Kontrollpostamt: Prag 25.

# Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

11. Jahrgang 1938

4./6. Heft

## Zur neuen Lage

Durch das wunderbare Ereignis der friedlichen Eingliederung unserer Heimat in das großdeutsche Reich ist auch für die Volkstunde der Sudetendeutschen und Karpathendeutschen eine neue Lage geschaffen worden.

Die im Laufe von zwanzig Jahren zu einer festen Schicksalsgemeinschaft gewordene deutsche Volksgruppe der Tschechoslowakei verteilt sich nun auf den Sudetengau, auf den Gau Bayerische Ostmark, zu dem der nördliche und mittlere Böhmerwald mit den Gerichtsbezirken Prachatitz und Wallern im Südosten gehören, auf den Gau Oberdonau, dem die Gerichtsbezirke Oberplan, Kalsching, Krummau, Kaplitz und Hohenfurth zugefallen sind, und auf den Gau Niederdonau, dem in Südböhmen der Gerichtsbezirk Kaplitz, das Gebiet um Smünd und die Sprachhalbinsel Neuhaus-Neubistritz, ferner Südmähren und endlich Engerau und Theben bei Preßburg einverleibt wurden.

Innerhalb der Tschechoslowakei sind gegen 400.000 Deutsche verblieben, und zwar in der Budweiser Sprachinsel (rund 8000), in Prag (40.000), in der Jglauer Sprachinsel (39.644 nach der Volkszählung von 1910 und 24.559 nach der Volkszählung von 1930), in der Olmüher Sprachinsel (18.485 im Jahre 1930), in der Brüinner Sprachinsel (Groß-Brünn — heute die größte deutsche Siedlung in der Tschechoslowakei — mit Maydorz, Mödritz, Morbez und Schöllschitz 58.539 im Jahre 1921 und 55.684 im Jahre 1930), in der Wischauer Sprachinsel (3000), in dem Gebiet von Preßburg (43.651 nach der Volkszählung von 1930, ohne Engerau und Theben), in den Sprachinseln von Deutsch-Proben und Kremnitz (rund 48.000), in der Zips (rund 40.000), in den Sprachinseln der Karpathen-Ukraine (13.249 nach der Volkszählung von 1930, wovon jetzt die an Ungarn gefallenem kleinen Ortschaften südlich von Muntatsch, wie Unterschönborn, Pausching und andere abzurechnen sind) und in den auf das ganze Staatsgebiet verteilten Streuinseln, namentlich in Städten (Mähr.-Ostrau, Friedek, Mistek u. a.) und in abgelegenen Siedlungen (45.898 nach der Volkszählung von 1930).

Aus diesen geänderten Verhältnissen ergibt sich für die volkshundliche Forschung zunächst eine Übergangszeit. Die volkshundlichen Arbeitsstellen in Prag (Volksliederarchiv der Staatsanstalt für das Volkslied, Arbeitsstelle des Atlas der deutschen Volkstunde, Arbeitsstelle des Zentralarchivs der deutschen Völkzerzählung, Archiv für sudetendeutsche Volkstunde, Archiv für die deutsche Soldatensprache in der Tschechoslowakischen Republik)

können ihre Bestände und Sammlungen nicht aufteilen; sie können und dürfen auch ihre Arbeit nicht einstellen, sondern müssen sie in vollem Umfange für das sudetendeutsche Reichsgebiet und für das deutsche Gebiet der Tschechoslowakei weiterführen, bis eine entsprechende Umstellung oder Verlegung ohne Schaden für das Volkstum und für die Wissenschaft erfolgen kann.

In diesem Zusammenhange muß daran erinnert werden, daß die sudeten- und karpatischen deutsche Volkskunde nicht bloß wissenschaftliche Aufgaben zu erfüllen hatte. Als Grenzland- und Sprachinselvolkskunde hatte sie mit einer Volksgruppe zu tun, die in einem fremdvölkischen Staate lebte. Sie mußte daher auf Dinge eingehen und Umstände berücksichtigen, die dem Binnendeutschen zuweilen fremd oder unverständlich waren. Sie hat z. B. das, was man im Deutschen Reiche erst seit der Machtübernahme im Jahre 1933 als wichtige Forderung zu vertreten begann, seit ihren Anfängen als selbstverständlich angesehen und getan: An die wissenschaftliche Volkskunde hat sich stets die Volkstumskunde und Volkstumspflege im Sinne der praktischen Verwertung des Stoffes zugunsten der gesunden Entwicklung und Kräftigung des Volkstums und der Deutscherhaltung gefährdeter Volksgenossen angeschlossen. Die volkskundlichen Arbeiter in der Tschechoslowakei, darunter auch die meisten Mitarbeiter unserer Zeitschrift, haben neben ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit stets auch bei den Schutzvereinen und volkskulturellen Verbänden und Einrichtungen mitgewirkt.

Wenn nun auch weit über drei Millionen Sudetendeutsche in ihr Mutterland heimgekehrt sind und für ihr Deutschtum nicht mehr zu bangen brauchen, so bleiben sie doch noch Grenzlanddeutsche und müssen auch weiterhin auf der Hut sein. Gerade von ihnen erwarten die in der Tschechoslowakei verbliebenen deutschen Volksgenossen volles Verständnis und tatkräftige Unterstützung. Denn sie wissen, was es heißt, als Minderheit in einem Fremdstaate zu leben. Und diese Unterstützung wird besonders wirksam sein, wenn sie auf dem Boden der volkskundlichen Arbeit und der Volkstumspflege erfolgt. Die Sprachinseldutschen haben uraltes und urtümliches Volksgut treu bewahrt. Es ist so untrennbar mit ihrem ganzen Leben verbunden, daß ein Aufgeben der Volksgüter, der Mundart, der Volksdichtung, der Bräuche, Trachten usw. nicht selten zugleich das Aufgeben des Deutschtums bedeutet. Hier liefert die volkskundliche Wissenschaft, die alle volkstümlichen Überlieferungen sammelt und nach Herkunft, Zusammenhang mit anderen Formen und volklichem Wert untersucht, der Volkstumspflege und der Schutzvereinsarbeit die Unterlagen für eine fruchtbare Tätigkeit.

Da muß nun einstweilen alles zusammenhalten. Daher richtet die Leitung dieser Zeitschrift an alle ihre Mitarbeiter das Ersuchen, auch in der Übergangszeit, bis alles geregelt und gesichert ist, sowohl im reichsdeutschen Sudetenland wie auch im deutschen Gebiet der Tschechoslowakei mit gleichem Eifer wie bisher volkskundlich tätig zu sein im Dienste der Wissenschaft und des Volkstums.

# Die Verlobung und Hochzeit im Mächer Ländchen

Von Hugrun Hintner, Mäch

Die Erforschung des Schicksals, ob es einer erwachsenen Person gegönnt sein wird, mit einem Lebensgefährten eng verbunden durchs Dasein zu wandeln, ist von mancherlei Anschauungen und Bräuchen begleitet.

So kommt zum Beispiel der Herzallerliebste ins Haus, wenn sich die Kaze pußt. „Pußt sich die Kаз', kommt mein Schatz.“ Stellt man ein brennendes Zündhölzchen auf den Tisch, so kommt der Schatz aus der Richtung, nach der das Köpichen des Zündhölzchens fiel. Wenn am Abend ein einzelner Hund bellt, so nimmt man an, daß aus dieser Richtung der Schatz kommt. Wenn sich bei einem Mädchen von selbst die Schürze löst, so ist das ein Zeichen, daß die Gedanken ihres Liebsten bei ihr weilen. Macht sich ein Mädchel beim Waschen die Schürze naß, dann bekommt sie einen Trunkenbold zum Mann. Setzt sich aber ein Mädchen einen Herrenhut auf, so bleibt es gar ledig.

Zum lebendigen Spiegelbild alles dessen, was die Herzen des Landvolkes bewegt, werden aber die Bräuche und Sitten bei Verlobung und Hochzeit. Nach heutiger Sitte sind Verlobung und Hochzeit durchaus getrennte Handlungen.

Ist ein Bursch Anwärter auf einen Bauernhof, so bekommt er bald da, bald dort ins Ohr geflüstert, daß der oder jener Bauer eine passende Tochter für ihn habe. Nun ist's an ihm, die Wahl zu treffen, sich der Neigung des Mädchels zu versichern und die Eltern der Erfohrenen für sich zu gewinnen. Diese Schritte faßt man im Mächer Lande mit der Bezeichnung: Anredung oder Werbung und Leitauß, Zusage und Verlobung zusammen. Man sagt von einem Burschen, der ernstliche Absichten auf ein Mädchel zu erkennen gibt: „er geht auf die Frei“. Ist der Heiratslustige so weit, daß er sich der Neigung des Mädchens sicher fühlt, so unternimmt er die ersten einleitenden Verhandlungen. Es ist eine Aussprache, die nie den geraden Weg einschlägt, sondern auf Umwegen zum Ziel zu gelangen sucht. Er schickt einen Vetter oder Freund, der sich in seinen Privatverhältnissen auskennt, zum Vater des Mädchens, um herauszubringen, ob er als Freier der Tochter genehm ist. Dies geschieht meistens scheinbar ganz zufällig; man trifft sich auf dem Kirchweg, auf dem Markte, bei einer Ausstellung usw., erörtert bei dieser Gelegenheit alle möglichen Dinge, Wetterausichten, Stand der Feldfrüchte und Ähnliches und lenkt schließlich die Rede auf die Wirtschaft des Mitunterredners. Der Vater wird aufmerksam und durchschaut die Absicht. Paßt ihm nun der in Rede stehende Freier, so bekommt dieser bald Bescheid, er möge sich einmal auf dem Hofe sehen lassen. Dort trifft er Mutter und Tochter, die natürlich schon unterrichtet sind. Nun beginnt die förmliche Brautwerbung. Erfolgt das Jawort der Tochter, so wird dem Freier Aus- und Eingang im Hause des Schwiegervaters ge-

währt. Bei passender Gelegenheit erfolgt dann die Hausbeschau und Aussprache über die beiderseitigen Heiratsbedingungen. Dann wird die förmliche Verlobung verabredet.

Der Rechtsakt der *Verlobung* hatte früher im Moser Gebiete sein feierliches Gepräge in der Aussprache des sogenannten „Prokurators“, des Hochzeitbitters. Dieser Sachwalter besorgte die Einladung, führte den Hochzeitszug, hielt die Ansprache, sprach die Gebete und unterhielt die Gäste.

Nach der Einladung findet die Abfassung des „Affsoß“, des Heiratsvertrages statt. Nach dieser oft sehr langwierigen Verhandlung wird dann der Hochzeitstag bestimmt, die Brautleute geben sich die Hand, die ersten Geschenke werden überreicht. Es folgt noch eine kleine Bewirtung und die Verlobung ist abgemacht.

Schon mit diesem Verkauf verbinden sich einige absonderliche Bräuche. Die Sippe des Bräutigams versammelt sich vor dem Hause der Braut, ohne einzutreten. Da muß die Braut trachten, den Bräutigam zuerst zu erblicken und sich dann schnell zu verstecken. Sollte sie der Bräutigam zuerst ins Auge bekommen, so müßte sie unbedingt vor ihm sterben. Auch sagt man, daß sie in diesem Falle in der Ehe allerhand, ja sogar Schläge erwarde. Vor Eintritt des Bräutigams muß der Prokurator erst die Zustimmung der Brauteltern erwirken.

Nach Eintritt der Sippe des Bräutigams lassen sich die beiden Parteien an gesonderten Tischen nieder. Die Verhandlungen beginnen, während die Braut abseits sitzen muß oder in ihrer Kammer auf den Ausgang der Verhandlungen wartet. Ist dann der Verkauf geglückt, trinkt man Bier und ißt trockenes Brot dazu, reicht sich die Hände und wünscht dem jungen Paare Glück.

Als Abschluß des Verkaufes wurde oft, während die richtige Braut sich noch in ihrer Kammer befand, dem Bräutigam eine sogenannte „alte“ oder „falsche“ Braut untergeschoben. Es war eine grotesk verkleidete Person, oft auch schon mit einem Säugling auf dem Arme, die ihm da vorgeführt wurde.

Die „alte Braut“ soll dann der richtigen Braut das Unglück aus dem Hause tragen. Der Bräutigam entledigt sich der dreisten Doppelgängerin meistens mit einem Geldgeschenk. Die wirkliche Braut erscheint nun im Festschmuck prangend, reicht dem Bräutigam die Hand und nach einer Rede des Prokurators gilt das Paar nun endgültig für verlobt. Dann wird der „Verspruch“ mit einem nicht gerade taren Mahle gefeiert. Die Braut, die auf einen Bauernhof einheiratet, geht dann bald mit ihren Eltern auf die sogenannte „Hauschau“, um sich das Anwesen des Bräutigams, in dem sie ja bald als zukünftige Hausfrau schalten und walten soll, genau anzuschauen.

Die nun folgende Zeit wird dazu benutzt, um beim Pfarramt das dreimalige Aufgebot zu erwirken. Das Brautpaar wird in der Regel an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen öffentlich von der Kanzel ausgerufen. Beim ersten Aufgebot wenigstens soll das Brautpaar in der Kirche nicht anwesend sein, sonst stirbt eines von ihnen schon im ersten Jahre oder die Kinder tragen einen körperlichen Schaden davon. Kurz vor dem Hochzeits-

tage pflegt sich das Brautpaar gegenseitig zu beschenken. Man schenkt sich Schmuck, Gebetbücher, Kleidungsstücke usw. Niemals aber darf die Braut dem Bräutigam etwas Spitziges schenken, da sie sonst die Liebe abschneiden oder -stechen würde. Wohl aber kauft sie dem Liebsten das Hemd, das er zur Hochzeit anzieht. In einen der Brauttschuhe arbeitet der Schuster ein von den Eltern gespendetes Geldstück ein, damit das junge Paar nie in Geldverlegenheit kommt.

Die Einladung zur *H o c h z e i t* ergeht im Uscher Bezirke etwa 14 Tage vor der Hochzeit. Beim Kuchenvertragen ergeht durch das Brautpaar selbst die Einladung an Verwandte und Freunde des Paares. In den letzten Wochen vor der Hochzeit wird im Hause der Braut fleißig an der Aussteuer gearbeitet. Diese wird manchmal auch zur Schau gestellt, wobei die nächsten Anverwandten Butter, Milch und Käse spenden. Oft begegnet man noch der Sitte, daß die Pate der Braut ein Kissen schenkt, das aber erst im Rindbett berührt wird. An anderen Orten wieder schenkt die beste Freundin der Braut einen gestickten Polster, auf dem die Braut bei der Trauung kniet. Dieser Brauch wird auch in der Stadt Usch heute noch geübt.

Viele in die Augen fallende Bräuche kann man am Vorabend der Hochzeit beobachten, am sogenannten „Polterabend“. An diesem bewegten Abend, der die Freunde und Freundinnen des Brautpaares im Hause der Braut vereint, werden Geschenke überbracht und Glückwunschsverse aufgesagt, und es wird allerlei Kurzweil getrieben. Vor dem Hause werden alte Teller, Schüsseln, Töpfe und Blechpfannen gegen die Tür geworfen; je mehr Scherben desto besser für Glück und Wohlstand des jungen Paares. Die Anstifter des Schabernacks aber müssen unerkannt bleiben. (Heute noch allgemein im Uscher Bezirk.)

Die Trennung des Bräutigams von seiner bisherigen Umwelt betont der groteske Brauch des „Junggesellen-Begräbnisses“, der in Usch noch heute manchmal geübt wird. Der Bräutigam wird in später Nachtstunde von seinen Freunden in ein Leintuch gewickelt und um den Marktbrunnen getragen. Die Zeremonie wird von Trauergejängen begleitet. Manchmal werden am Vorabend Pöller gelöst oder es wird aus Pistolen geschossen.

Das Brautkleid darf nicht eher fertig sein, als bis es wirklich gebraucht wird. Zieht die Braut das Brautkleid vorzeitig an, geht die Ehe bald in Brüche. Die Braut soll nicht in den Spiegel schauen, wenn sie das Kleid anhat und die Schneiderin soll den letzten Stich erst an ihr nähen.

Viele Bräuche knüpfen sich an den Hochzeitstag selbst. Schon die Wahl der Zeit für diesen wichtigen Tag erscheint von großem Einfluß für das künftige Eheglück. Allgemein ist es Sitte, den Hochzeitstag nur bei zunehmendem Monde abzuhalten. Heute werden die Hochzeiten meistens am Samstag gefeiert; ausgeschlossen sind als Hochzeitstage der Mittwoch, weil da angeblich die Braut bald wieder zurückkommt, und der Freitag.

Umsichtig und wohlbedacht hilft am Hochzeitstage die Brautmutter mit, um ja nichts zu übersehen und zu vergessen. So muß die Braut an diesem



Tage weite und bequeme Schuhe tragen, daß die ersten Schritte in der Ehe nicht als drückend empfunden werden. Mancher Braut wird ein Talisman um den Hals gelegt, wie zum Beispiel ein kleines Säckchen mit Salz, Mehl und einem Geldstück. Viel Glück bringt es auch, wenn man etwas Geborgtes an diesem Tage anhat. Man sieht es gerne, wenn es am Hochzeitstage regnet; dann werden die Brautleute reich. Ist es am Hochzeitstage aber stürmisch, so gibt es in der Ehe Zank und Streit. Niemals soll bei offenem Grabe eine Hochzeit gehalten werden. Rührend gestaltet sich in der Regel die Segnung der Braut. Unter Schluchzen kniet die Tochter an der Türschwelle nieder, bittet alle um Verzeihung und bittet um den Segen der Eltern. Das Aufhalten der Hochzeitswagen, das „Fürspanna“, mit roten Bändern von seiten der Dorfjugend hat einen tieferen Sinn als den, daß die Kinder dafür Geld bekommen. Bei diesem Anhalten sollen vielmehr die bösen Geister, die da mit dem Wagen fahren wollten, aufgehalten werden. Rote Bänder wurden meistens gewählt, weil die rote Farbe eine übel abwehrende Wirkung hat. (Noch heute in Ufch üblich.)

Die Brautmutter wirft beim Anfahren des Hochzeitswagens drei ihrer schönsten Gläser unter die Hufe der Pferde. Die Gläser sollen brechen, sonst deutet es auf Unglück hin. Wenn die Mutter zu Hause bleibt und nicht mit zur Kirche fährt, darf sie dem Zuge keinesfalls nachsehen, sonst würde sie das Unglück ihres Kindes sehen.

Kutscher, Wagen und Pferde sind reich geschmückt. Als Festschmuck gelten Myrte und weiße Bänder. Die Braut trägt solche Reiser im Schleier und einen Myrtenkranz im Haar. Der Kranz gilt als Zeichen unverletzter Keuschheit; Witwen, die wieder heiraten, tragen weder Schleier noch Kranz.

Beim Betreten der Kirche müssen die Brautleute darauf achten, daß sie beide mit dem rechten Fuße die Kirche betreten, der linke würde Unglück bedeuten. Die Braut darf sich in der Kirche keinesfalls umdrehen, sonst dreht sie sich nach einem anderen um. Der Teil des Brautpaares, der zuerst den Fuß auf den Teppich setzt, sichert sich das Regiment im Hause. Auch wer vor dem Ringwechsel schneller den Handschuh von der Hand bringt, behält die Oberhand. Flackern die Kerzen am Altare während der Trauung beiderseits, so gibt es Streit, flackern sie aber nur auf einer Seite, so führt eines die Herrschaft im Hause. Verlöschen einer Kerze bedeutet den frühen Tod einer Ehehälfte. Kniet der Bräutigam auf dem Kleid der Braut, so bleibt er Herr im Hause, kniet sie aber auf seinem Rock, so „hat sie in der Ehe die Hosen an“. Keines soll während der Trauung ein Wort zum anderen sagen, sonst gibt es in der Ehe Verdruß. Die Braut soll während des Trauungsaktes weinen, lächelnde Bräute sind leichtsinnig. Beim Opfergang soll die Braut dem Bräutigam einen Stoß geben, daß sie nicht unter Schlägen zu leiden hat oder der Mann knauserig wird. Die Wagen, die zur Kirche fahren, werden meist so gelenkt, daß man nicht umkehren muß. Auf der Hinfahrt sitzt das Brautpaar im letzten Wagen, auf der Rückfahrt im ersten. Auf der Rückfahrt wird der Wagen wieder aufgehalten durch ein quer über die Straße gespanntes Wickelband. Der Bräutigam muß die Freifahrt wieder durch eine Handvoll Münzen erkaufen.

Wenn das junge Paar dann die Schwelle des Hochzeitshauses überschreiten will, muß es erst dreimal an die Türe klopfen, dann wird nach längerer Zeit geöffnet. Von der Schwiegermutter bekommt die Braut hierauf ein Glas Schnaps oder Wein, das sie auf einen Zug austrinken und dann über den Kopf nach hinten werfen muß, daß es zerbricht; das bringt auch Glück. Zerspringt das Glas nicht, so wird es von den Gästen mit Gewalt zertreten. In der Stube wird die Neuvermählte dann dreimal um die Tafel geführt, zum Zeichen, daß sie nun hier die Wirtschaft führen wird. Zu Hause angekommen, wird das Paar auch oft in ein Zimmer gesperrt, daß sie sich schnell aneinander gewöhnen. Für das Festessen sind die Vorbereitungen schon tagelang getroffen. Wenn das Paar aus der Kirche kommt, ist die Tafel bereits gedeckt und geschmückt. Das Brautpaar steht natürlich im Mittelpunkt aller Ehrungen und muß sich auch oft einen mehr oder weniger grobgenähten Witß gefallen lassen. Die Braut hängt in der Stube den Schleier so hoch als möglich, das verbürgt Glück in der Ehe. Sie und da zerreißt ihn auch eine Neuvermählte zum Zeichen, daß sie nichts weniger als noch einmal heiraten will. Der Bräutigam legt beim Hochzeitschmaus den Rock ab und die Braut die Jacke; wessen Kleidungsstück höher hängt, der wird das Regiment im Hause führen. Angstlich wird darauf gesehen, daß ja nicht 13 Leute an der Tafel sitzen.

Dann geht es ans Essen. Mit der ersten Schüssel stolpert der Bediende oft absichtlich, so daß die Schüssel auf den Boden fällt und zerbricht. Die Speisenfolge ist heute natürlich sehr verschieden, aber früher wurde darauf gesehen, daß immer Reissuppe, Rindfleisch mit Essiggren, Kaffee und Kuchen dabei war. Oft wird der Braut von den anwesenden ledigen Mädchen das erste Stück Fleisch vom Teller genommen, daß auch sie bald heiraten. Oft wird auch der Brautschuh gestohlen und der Bräutigam muß ihn auf alle Fälle zurückerobern; dies geschieht meist in der Form einer Versteigerung. Die Dorfjugend, die sich natürlich bei allen Hochzeitsmählern einfindet, kommt auf ihre Rechnung. Es wird Kuchen und Geld verteilt. Oft wird auch der Braut der Kranz genommen und sie bekommt dafür eine Haube auf den Kopf zum Zeichen der neu erworbenen Hausfrauwürde. Das erinnert an den Brauch, daß früher die verheiratete Frau nicht ohne Kopfbedeckung sich außer Haus zeigen durfte. Dann steigt die Braut oft mit dem Brautführer auf den Tisch und tanzt mit ihm einen „Ammandum“; das ist dann der endgültige Abschied von ihrer Mädchenzeit.

An das Essen schließt sich ein allgemeiner Tanz an, der auch oft im Wirtschaftshaus stattfindet. Da tanzt die Braut mit allen Verwandten ihres Gatten und erst zum Schluß mit ihm selbst, was meistens von der Musik eigens betont wird. Auch das Austanzen des Brautkranzes darf am Ende des Hochzeitstages nicht fehlen. Die unverheirateten Freundinnen der Braut bilden um diese einen Kreis. Der Braut werden die Augen verbunden und sie muß dann einem der Mädchen den Kranz aufsetzen. Welche dann den Kranz bekommt, hat Hoffnung, bald zu heiraten. Beim Abschied überreichen an manchen Orten die Verwandten dem Paare noch Geldgeschenke oder Wertfachen.

Einige bemerkenswerte Einzelheiten an Sitten und Gebräuchen weist auch die Brautnacht auf. Das Paar wird von den Musikanten bis zur Brautkammer geleitet. Endlich ist dann Stille eingetreten. Viele scheinbar gleichgültige Vorgänge werden da auf Glück oder Unglück gedeutet, oder sind für die Herrschaft im weiteren Leben von Bedeutung. So erlangt beispielsweise die Frau die Herrschaft im Hause, wenn sie ihre Kleider auf die des Mannes legt. Wenn es ihr gar gelingt, ein Kleidungsstück ihres Mannes unter ihr Kopfkissen zu legen, dann ist sie unumschränkte Herrscherin im Hause. Oft wird den Jungvermählten auch da noch keine Ruhe gegönnt und sie werden im Schlafe durch allerhand Schabernack gestört. Auch am nächsten Tage finden sich Mittel und Wege, das junge Paar zum besten zu halten. So wird z. B. ein Käfig mit einem Fichtenkreuzschnabel ins Zimmer gestellt; denn dann ist das erste Kind ein Junge.

Oft bestand der Brauch, daß die junge Frau noch bis zur Abfahrt des Kammerwagens bei den Eltern blieb und dann dieser Tag wieder feierlich begangen wurde. Neues Leben bringt die Erscheinung des Kammerwagens, auf den die Ausstattung der Frau geladen ist. Auch ins neue Heim übersiedelte man nie bei abnehmendem Monde. Auf dem ersten Wagen thront hoch oben das Spinnrad oder das Butterfaß. Alle Gegenstände sind reich mit bunten Bändern geschmückt. Dem ersten Wagen folgen dann noch weitere Fuhrwerke, die den anderen Hausrat aufgeladen haben. Jedes Fuhrwerk muß aber so geladen sein, daß jedes Stück deutlich sichtbar ist. Den Zug beschließen die Tragweiber, die in großen Tragkörben das Bettzeug tragen. Meist ziehen im Zug auch mindestens eine Kuh und mehrere Ziegen mit.

Die erste Mahlzeit im neuen Heim soll aus „quellenenden“ Speisen bestehen, d. h. aus Erbsen, Bohnen oder Linsen.

Auf einem der Wagen fahren vier Kammerfrauen mit, die unter die den Zug begleitende Jugend Süßigkeiten verteilen. Auch da sind Musik und Schüsse die gewöhnliche Begleitung. Einige Male wird auf dem Wege halt gemacht, daß alle Anwesenden sich stärken können. Auf diese Weise dauert es oft sehr lang, bis der Wagen am Ziele ankommt. Beim Willkommengruß wird der Wagen oft mit Weiswasser besprengt. Die Braut bekommt bei der Ankunft einen Krug Bier, den sie leeren und dann über den Kopf nach hinten werfen muß, daß er zerschellt. Denn Scherben muß es geben, wenn die jungen Leute immer Speise und Trank haben sollen. Vor dem Abladen des Wagens führt der Mann seine Frau durch das ganze Haus, daß sie kein Heimweh bekommt. In manchen Dörfern muß die junge Frau, ehe sie das Wohnhaus betritt, in den Stall gehen und jedem der Tiere etwas Futter geben.

Damit sind dann die Hochzeitstage zu Ende und der Alltag kommt wieder zu seinem Rechte. Eine rauhe Natur, die sich nur mühsam den fargen Bodenertrag abringen läßt, schafft rauhe Hände und kräftige Fäuste. Aber daß in unserem Ländchen Heiterkeit, Liebe und Lebenslust herrscht, ohne die es weder Wachstum noch Gedeihen gibt, hat uns auch dieser Überblick gezeigt.

# Der Spinnradltanz

Von Raimund Zoder, Wien

Zum Spinnradltanz wurden von mir feinerzeit<sup>1)</sup> einige Belegstellen angegeben. Leopold Schmidt hat sich ausführlich mit dem Spinnradlied beschäftigt<sup>2)</sup>. Zu beiden Erscheinungsformen, Lied und Tanz, sollen hier nun einige Nachträge geboten werden und die bisher zugänglichen Tanzaufzeichnungen angeführt und verglichen werden. Dies geschieht zu dem Zwecke, um einen Einblick in die wesentlichen Merkmale dieses Tanzes zu gewinnen und damit einer Systematik der Volkstänze vorzuarbeiten. Zu einer solchen können wir nur kommen, wenn wir eine Gruppe von Tänzen in allen Spielformen auf ihre Bestandteile hin untersuchen und die gemeinsamen Merkmale herausheben. Solche Vorarbeiten müssen, um zum Ziele zu führen, in größerer Zahl gemacht werden<sup>3)</sup>.

Wir lassen vor allem die noch nicht bekannten Belege folgen:

I. In dem wenig bekannten Buche: Osterreich, wie es ist. Gemälde von Hans Rormann. (Deckname für Anton Johann Groß-Hoffinger.) 2. Abtheilung: Wien, wie es ist. 2 Teile. Leipzig, und Löwenberg bei Escherich u. Co. 1833 findet sich im 2. Teil, S. 35, folgende Mitteilung: „Nicht minder bekannt als das „Sagt er“ ist das sogenannte Zuchthauslied:

Im Zuchthaus is lusti, es is nur a Pracht.  
3' Mittag hab mer Vinsn und Erbsen auf d' Nacht,  
Drei Jahr im Zuchthaus und sechzehn Jahr alt,  
3' bitt, Herr Verwalter, entlassen S' mi bald.“

Die nächste Seite (36) bringt die Melodie mit (schlecht!) unterlegtem Text.

The image shows three staves of musical notation in 3/4 time. The first staff contains the melody with the lyrics: "In Zuchthaus is's lu - sti' es is a Pracht 3' Spin - na - radl ra Spin - na - radl ra usw." The second staff continues the melody with the lyrics: "Mit-tag habmer Vin - jen unt Erb - sen auf d' Nacht. lala la la la". The third staff shows the end of the piece with a double bar line.

um

<sup>1)</sup> R. Zoder, Altösterreichische Volkstänze, III. (1932), Nr. 4.

<sup>2)</sup> Das deutsche Volkslied, 35, 3ff., und „Unsere Heimat“ (Wien), 1936, S. 350.

<sup>3)</sup> Vgl. hierzu R. Zoder, Judentänze, Jahrb. f. Volksliedforschung, II. (1930), S. 122ff.; derselbe, Der Warschauer, Volkskundliche Gaben, John Meier zum siebenzigsten Geburtstage dargebracht, 1934, S. 300ff.; H. von der Au, Der Wechselschritt im Volkstanz der Landschaft Rheinfranken, Jahrb. f. Volksliedforschung, V. (1936), S. 134ff.; derselbe, Drei lärten Strömp (zur Deutung eines Vogelsberger Frauentanzes), Hess. Bl. f. W., Band 35 (1936), S. 59ff.; W. Thust, Das Befenbinderlied, Jahrb. f. Volksliedforschung, V. (1936), S. 147ff. und derselbe, Beiträge zur Form des „Neubährischen“, Das deutsche Volkslied, 39, 78.

Auffällig ist der Rehrreim „Spinnradl ra“, statt Spinnradl-drahn, wie es in anderen Überlieferungen heißt.

II. Unter den Bierzeiligen, die im oberösterreichischen Salzkammergut zum „Steirischen“ und „Sandler“ gesungen werden, findet sich auch das folgende, 1906 von meinem Vater Julius Zoder in Laufen aufgeschriebene Stück:

's Zuchthaus is foa Lusthaus,  
wer's Glück hät, kimmt a draus,  
wer's nit hät, muuß drin bleibn,  
muuß 's Spinnradl umtreibn.

III. Eine Musikanten-Handschrift aus Aspang am Wechsel, um 1820 geschrieben<sup>4)</sup>, enthält eine Anzahl von Tanzmelodien, alle ohne Gattungsbezeichnung<sup>5)</sup>. Der größte Teil besteht aus achttaktigen Melodien im  $\frac{3}{4}$  Takt im Ländlerstil, darunter auch folgende (Nr. 28).



Die große Ähnlichkeit mit dem unter I mitgeteilten Zuchthauslied ist sofort erkennbar und wird noch deutlicher gemacht, wenn wir die Tonstufen der betonten Takteile (erstes Viertel<sup>6)</sup>) miteinander vergleichen.

Normann, Lied:  $V^1 3^5 2^4 VII / V^{VII} 2^4 3^5 1 // 5 2 5 3 / 5 2 5 3 //$   
 Aspang a. W., Tanz:  $V^1 V^3 4 VII / V^{VII} V^4 5 1 // 5 2 5 3 / 5 2 5 3 //$

Das ist weiter nicht verwunderlich, da beide Melodien aus derselben Zeit stammen, nämlich dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts.

IV. Aus Guglwald im oberösterreichischen Mühlviertel hat Karl Horak 1932 einen Tanz, „Spinnradl“ aufgezeichnet<sup>7)</sup>.

<sup>4)</sup> Volkslied-Archiv für Wien und Niederösterreich, Ms. 208; eingesendet von N. Tachezi.

<sup>5)</sup> Zwei Stücke daraus, offenbar „Deutsche Tänze“, wurden bei Zoder, *Vormusik*, II. (1937), Nr. 4, veröffentlicht.

<sup>6)</sup> Vgl. N. Zoder, Eine Methode zur lexikalischen Anordnung von Ländlern, *Ztschr. f. Vf.*, 18 (1908), 307ff., und derselbe, Die melodisch-stichische Anordnung von Ländlermelodien, *Das deutsche Volkslied*, 16 (1914), S. 87ff.

<sup>7)</sup> Für die freundliche Überlassung der Aufzeichnung sei Prof. Karl Horak an dieser Stelle bestens gedankt.



Paartanz im Kreis. Flankenkreis. Aufstellung nebeneinander. Der Tänzer faßt mit seiner Rechten die Rechte der Tänzerin über deren rechte Schulter, der rechte Unterarm des Tänzers ruht im Nacken der Tänzerin. Die linken Hände sind in Schulterhöhe vor seiner linken Schulter gefaßt. Oder Kreuzfassung vorlings, rechte Hand oben.

1. Teil: Paare gehen mit Nachstellschritten (Schrittwechsel) vorwärts, mit dem linken Fuß beginnend. Auf jeden Takt kommt ein Schritt links und rechts.

2. Teil: Die gefaßten Hände werden über Kopfhöhe gehoben, unter den Händen macht die Tänzerin eine ganze Drehung rechts, dann der Tänzer eine ganze Drehung links, immer abwechselnd.

Eine Zusammenstellung der bisher bekannten Aufzeichnungen des Spinnradltanzes ergibt folgendes Bild:

1. J. Blau, Flachsbaum und Flachsverwertung in der Rothenbaumer Gegend. 3. österr. Wf. 5 (1899) 250 f. [Böhmerwald.] „Spinnradltanz“, Mel. und Beschreibung.

A: vorwärts gehen. Rechte Hände über rechte Schulter der Tänzerin, linke Hände gefaßt.

B: Gleichzeitiges Drehen mit hochgehobenen Armen, abwechselnd zueinander gewendet und Rücken kehren.

2. J. Brunner, Alte Tänze aus Cham und seiner Umgebung. Deutsche Gaue, 11 (1910), S. 296, Nr. 22. [Bairischer Wald] „Spinnradl“ nur Melodie.

3. W. Henjel, Finkensteiner Blätter, I (1923), 4. Heft. [Böhmerwald] „Spinnradltanz“, Melodie mit Vorspiel und Beschreibung.

A: vorwärts Wechselschritt, innere Hände gefaßt.

B: „Ländlerartige Musik“; Drehen unter den erhobenen Armen nacheinander; bei Wiederholung entgegengesetzte Drehrichtung.

4. St. Seidl, Ball auf der Alm, VII. Heft (vor 1924), S. 15. [Niederbayern, Oberpfalz.] „Spinnradltanz“, Melodie und Beschreibung, der Singtext wahrscheinlich von Seidl.  
A: nebeneinander, gegenseitig nur Taille gefaßt, vorwärtsgehen.  
B: „Rändler“; einarmig mit Sacktuch, nur Tänzerin dreht sich um sich selbst.
5. G. Seywald, Aus der Geschichte des altbayerischen Volkstanzes. Die ostbayerischen Grenzmarken 15 (1926), S. 252 [Oberpfalz]. „Spinnradl, Ländler-Walzer oder Halb-Bayerischer“, nur Melodie.
6. A. Hilgart, 's Spinnradl, Böhmerwäldler Tänze, 2. Heft (vor 1926). Melodie, Singtext (schlecht unterlegt!) und Beschreibung.  
A: Nebeneinander, Fassung wie bei 1, Springen.  
B: Abwechselnd Drehen unter hochgehobenen Armen.
7. O. Fladerer, Sudetendeutsche Volkstänze, II (1927), S. 12 [Böhmerwald]. „Spinnradltanz“, Melodie und Beschreibung.  
A: offene Fassung, Schrittwechselfschritt vorwärts.  
B: einarmige Fassung, Durchdrehen beider nach außen; kann auch bei Zweihandfassung und Zweihandfassung überkreuz gemacht werden.
8. G. Comenada, Oberösterreichische Volkstänze (1928), S. 4 [Mühlviertel]. „Spinnradltanz“, Melodie im  $\frac{2}{4}$  Takt und Beschreibung.  
A: Haltung wie 1; vor und zurück.  
B: Hände hoch, abwechselnd drehen nach außen, bei Wiederholung nach innen.  
„Der Name deutet ebenso wie die 2. Tanzfigur auf die Nachahmung des Spinnens (Drehen der Spule).“
9. A. Bauer, Zwanzig bayerische Tänze. Ztsch. f. Musikwissenschaft, X (1928), 374 und 378 [Bayer. Wald und Oberpfalz]. „Spinnradl“, Melodie und Beschreibung.  
A: 3 Takte paarweise hin und her im Walzerschritt, im 4. Takt Umdrehung der Tänzerin unter erhobenem Arm des Tänzers.  
B: Drehen mit erhobenen, gefaßten Händen.
10. E. Hoidn, Deutsche Volkstänze aus dem Böhmerwald (1930), Nr. 20. „'s Spinnradl.“ Mel., Singtexte und Beschr., 2 Bilder.  
A: offene Fassung oder wie 1 im Wechselfschritt vorwärts.  
B: abwechselndes Drehen unter hochgehobenen Armen.
11. R. Zoder, Altösterreichische Volkstänze, III (1932), Nr. 4 [oberöstert. Mühlviertel] „Das Spinnradl“. Mel. und 2 Beschr., eine als Paartanz, eine als Dreiertanz.  
Paartanz A: Vor- und rückwärts gehen, Haltung wie 1.  
B: Abwechselndes Drehen unter hochgehobenen Armen.  
Dreiertanz A: Vorgehen.  
B: Abwechselndes Durchdrehen.

12. Karl Horak, Handschriftliche Aufzeichnung aus Gughwald im oberösterreichischen Mühlviertel, 1932, „Spinnradl“; Melodie und Beschreibung [siehe oben Nr. IV].  
 A: Fassung wie 1 oder Kreuzfassung vorlings, vorwärtsgehen.  
 B: Abwechselndes Drehen bei erhobenen Armen.
13. H. Maier, 14 Volkstänze aus Kärnten, Heft 2, 1935, Nr. 11 a und b. „Spinnradltanz“, Melodie nur ein Teil, Beschreibung und 5 Singtexte.  
 A: Fassung wie 1. Vor- und rückwärtsgehen.  
 B: Abwechselnd Drehen unter den erhobenen Armen; bei der Wiederholung nach der entgegengesetzten Richtung.  
 Als Dreiertanz 2 Tänzer und eine Tänzerin.  
 A: Wechselschritt vorwärts und rückwärts.  
 B: Abwechselndes Durchdrehen.
14. A. Bauer, Rutsch-hin — Rutsch-her, 1936, S. 26 und 32 [Niederböhern und Oberpfalz]. „Spinnradl.“ Melodie und Beschreibung.  
 A: Gewöhnliche Fassung, 1—3: Nachstellschritte in Tanzrichtung, 4:  $\frac{1}{2}$  Drehung links, 5—7: Nachstellschritte entgegen der Tanzrichtung, 8:  $\frac{1}{2}$  Drehung rechts.  
 B: einarmig, beiderseitiges Drehen bei hochgehobenen Armen.  
 Er wähnt werden außerdem:
15. Programm zum Alt-Innviertler Trachtenfest, Taufkirchen, 1909 [Oberösterreich] „Spinnradlpolka“ (vgl. unsere Nr. 8).
16. Fr. Hager, Der Chiemgau, 1927, S. 195, „Spinnradltanz“.
17. E. Stepan, Mühlviertel, 2. Band, Wien, 1930/31, S. 190, „Spinnradlpolka“.
18. W. Zawadil, Bibliographie der sudetendeutschen Volkstänze, 1933, Nr. 123 [Schönhengstgau] „Spinnradla“ (verschieden vom Böhmerwälder Spinnradltanz).
19. L. Schmid, Zum Spinnradl Lied. Das deutsche Volkslied, 35, 4 [Galizien. Deutsche Siedler aus dem Böhmerwald].

Zum Zwecke der näheren Untersuchung wollen wir nun die vorhandenen Spielarten des Tanzes nach den folgenden Gesichtspunkten betrachten und vergleichen:

- A. Form (Ausgangsstellung und Bewegungen).
- B. Aufbau, Rhythmus, Melodie.
- C. Name und Tanzvers.
- D. Sinngehalt; Stellung des Tanzes im Brauchtum.

A. Der Spinnradltanz ist ein Partanz für Tänzer und Tänzerin — es gibt auch Formen mit 3 Tanzenden, 1 Tänzer und 2 Tänzerinnen — und zeigt zwei Formteile.



- a) 1. Teil: Nebeneinandergehen.  
2. Teil: Drehen mit gefaßten, hoherhobenen Armen.

3) der Ausgangsstellung sind verschiedene F a s s u n g e n überliefert:

- a) beidarmig mit den gleichnamigen Händen, Tänzer etwas hinter der Tänzerin, rechte Hand über der rechten Schulter der Tänzerin [1, 6, 8, 10, 11, 12, 13]\*);  
b) innere Hände gefaßt (offene Fassung) [3, 7, 10];  
c) Kreuzfassung [12];  
d) gegenseitig um Hüfte gefaßt [4];  
e) geschlossene (Rundtanz-)Fassung und Drehen der Tänzerin [9, 14].

B e w e g u n g im 1. Teil:

- a) gehen [1, 3, 4, 7, 8, 10, 11, 12, 13];  
b) springen [6];  
c) walzen [9].

B e w e g u n g s r i c h t u n g im 1. Teil:

- a) nur vorwärts [1, 3, 4, 6, 7, 10, 12, 13];  
b) vorwärts und rückwärts [8, 11];  
c) vorwärts und Drehen der Tänzerin [9, 14].

B e w e g u n g e n im 2. Teil:

- a) Drehen des Tänzers und der Tänzerin:  
α beidarmig gefaßt<sup>9)</sup>;  
gleichzeitig [1, 7, 9?];  
nacheinander [3, 6, 8, 10, 11, 12, 13].  
β einarmig gefaßt [7, 14].  
b) Drehen der Tänzerin allein<sup>9)</sup>, mit Sacktuch [4].

D r e h u n g s r i c h t u n g :

- a) nur nach einer Richtung [1, 4, 6, 7, 8, 9, 10, 12, 14];  
b) bei Wiederholung in der entgegengesetzten Richtung [3, 11, 13].

Diese vorgenannten Bewegungselemente finden sich auch in anderen Tänzen des bayrisch-österreichischen Stammesgebietes. Zum Beispiel: Drehen des Tänzers und der Tänzerin, beidarmig gefaßt: Ländler aus Kärnten (Nö Vt, IV, 12)<sup>10)</sup>; Feistriker Bandler (Nö Vt, III, 2); Neubairischer (Graf, Burgenländische Volkstänze, S. 5). Kongger (Nö Vt, III, 10).

Mit Einhandfassung findet sich das Drehen beider Tanzpartner beim Ländler aus Feistritz (Nö Vt, III, 2).

Viel häufiger noch kommt das Drehen der Tänzerin allein — unter den hochgehobenen Armen vor: Neubairischer (Nö Vt, I, 1); Badertanz (Bauer, Bayerische Volkstänze, S. 7) und als Einleitung in fast allen Ländlertänzen.

\*) Diese Zahlen beziehen sich auf das Verzeichnis der Aufzeichnungen.

9) Dieses Drehen wird in Kärnten als „Walzen“ bezeichnet.

10) Dieses Drehen bezeichnet das Volk in Niederösterreich mit „Radln“ oder „Ringeln“.

11) Altösterreichische Volkstänze, herausgeg. von R. Zoder, 4 Teile; die Ziffern bedeuten Teil und Nr.

Daß dieses Bewegungselement auf ein ziemliches Alter zurückblickt, ersehen wir aus seinem Vorkommen in dem Gesellschaftstanz, Allemande. In dem in Paris 1768 erschienenen Werke „Positions et attitudes de l'Allemande“<sup>11)</sup>, das 12 Stellungen der Allemande, das ist des zum Gesellschaftstanz gewordenen „Deutschen Tanzes“, aufweist, finden wir sowohl das Drehen mit Zweihandfassung, als auch das einarmige Drehen der Tänzerin.

B. Die *M u s i k* zum Spinnradtanz besteht aus 2 Teilen zu je 8 Takten im  $\frac{1}{4}$  Takt. Ausnahmen sind die Gesarten Nr. 8 und 13, erstere im  $\frac{2}{4}$  Takt, letztere nur aus einem Teil bestehend. Die Melodie zeigt den alpinen Typus, der durch Akkordzerlegung gekennzeichnet ist. Die achttaktigen  $\frac{1}{4}$ -Taktweisen gehören dem Ländlerertanz zu, die 16taktigen dem Walzer. Wir haben es also hier mit einer Ländlermelodie zu tun, worauf schon die Bemerkungen in den Beispielen 3, 4 und 5 hinweisen: „Ländlerartige Musik“; „Ländler“; „Ländler-Walzer oder Halb-Bayerischer.“ Das Vorkommen der oben (Nr. III) mitgeteilten Melodie aus Aspang am Wechsel, 1820, unter anderen Ländlerweisen bestärkt diese Tatsache. Die einzige Gesart im  $\frac{2}{4}$ -Takte (Nr. 8) ließe sich durch die Tatsache erklären, daß auch Ländlerformen im geraden Takt vorkommen<sup>12)</sup>. Ein typisches Beispiel dieser Art ist der *Kaiserländer* aus dem oberösterreichischen Mühlviertel<sup>13)</sup>. Freilich ist die Melodie zu Nr. 8 keine  $\frac{2}{4}$ -Takt-Ländlermelodie, sondern eine „Bairisch-Polka“, wodurch der Name „Spinnrad p o l k a“ in Nr. 15 und 17 erklärlich wird.

### C. N a m e und T a n z v e r s :

Die hier zusammengefaßten Tänze haben alle den Namen Spinnrad, Spinnradtanz oder Spinnradpolka; bei der Reichhaltigkeit von verschiedenen Tanznamen für eine und dieselbe Art eines Tanzes, die uns sonst in der Volksüberlieferung begegnet, ist dies fast eine Ausnahme zu nennen<sup>14)</sup>. Wir treffen diese einheitliche Benennung etwa nur beim Sieben sprung an<sup>15)</sup>. In einem Falle (Nr. 8 unseres Verzeichnisses) wird der Name mit der Nachahmung des Spinnens (Drehen der Spule) in der 2. Tanzfigur erklärt. Mit derselben Berechtigung kann aber auch der Name vom Tanzvers, der in manchen Fällen zu einem ganzen Lied ausgewachsen ist, hergeleitet werden. Ob der Tanz v e r s oder der T a n z das Primäre ist, läßt sich vorderhand nicht entscheiden, weil über die Beziehungen zwischen diesen beiden Teilen eines Tanzes noch keine allgemeinen Untersuchungen vorliegen. In unserem Falle bringt auch die Heranziehung der ältesten Quellen keine Klärung, weil aus der Zeit von 1820—1833 s o w o h l die Tanzmelodie (unsere Nr. III) u n d das Lied ohne Tanz (Nr. I) vorliegen.

<sup>11)</sup> Abgebildet bei Karl Stork, Der Tanz, Bielefeld und Leipzig, 1903, S. 40, 41.

<sup>12)</sup> Vgl. Bericht über den III. Kongreß der Internat. Musikgesellschaft Wien und Leipzig, 1909, S. 228f. und Das Deutsche Volkslied XI, 7.

<sup>13)</sup> Ab v., III, 3.

<sup>14)</sup> Vgl. die mannigfaltigen Namen für den Wechselhupf, Judenpolka und Wartschauer.

<sup>15)</sup> G. Hermann, Der Siebensprung, Zfschr. f. W. 15, 282ff., und G. von der Au, über den Siebensprung in der Landschaft Rheingrafen, Hess. Bl. f. W., 34, 47ff.

D. Den Sinngehalt eines Volkstanzes klar herauszuheben, ist wohl am schwierigsten. R. W o f r a m<sup>16)</sup> ist es in bezug auf den Schwerttanz in mühevoller Arbeit gelungen, Hans v o n d e r A u<sup>17)</sup> hat dies in bezug auf den Frauentanz mit besonderem Geschick unternommen, aber sonst ist die Forschung noch immer auf Vermutung oder in einzelnen Fällen auf die Herausschälung von ganz großen Gruppen, wie z. B. Bildloser Tanz — Ebenbildlicher Tanz<sup>18)</sup>, angewiesen. Vielleicht können wir den Spinnradtanz als „ebenbildlichen Tanz“, und zwar als Liebeswerbetanz auffassen, wozu das Drehen unter den hoch erhobenen Armen einige Berechtigung gibt. Daß die Nachahmung des Spinnens wenig mit dem eigentlichen Sinngehalt des Tanzes zu tun hat, kann leicht an dem Umstand erkannt werden, daß Tänze des öfteren durch solche — man könnte sagen „volkschmologische“ — Erklärungen der Bewegungen ihren Namen bekommen. Es sei hier nur daran erinnert, daß der Wechsellhupf in Mitteldeutschland „Der Hallische Stiefelnachtsgalopp“, im südlichen Niederösterreich und dem Burgenland „Strohhschneider“ genannt wird. In ähnlicher Weise ist die Namensgebung des Schönhengster Tanzes „Woaf“, als Weisentanz, der die Bewegung des Garnabweisens versinnbildlicht, zu erklären. Über die brauchtumsmäßige Verwendung des Tanzes, ob er etwa bei „Spinnstuben“, die ja zeitweilig mit einer kleinen Tanzunterhaltung schlossen, besonders bevorzugt wurde, fehlen Nachrichten.

Zum Abschluß der Untersuchung wäre noch die Verbreitung des Tanzes festzustellen. Der Böhmerwald und der Bayerische Wald (Niederbayern und Oberpfalz) sind mit je fünf Fällen als Fundgebiet belegt, das oberösterreichische Mühlviertel mit vier Vorkommen. Chiemgau (Oberbayern), Innviertel (Oberösterreich) und Kärnten sind je einmal vertreten. Es kann also der Spinnradtanz als hauptsächlich in dem waldbreichen Grenzgebiete zwischen Bayern, Oberösterreich und Böhmen (Bayerischer Wald, Mühlviertel und Böhmerwald) als bodenständig angesehen werden. Wie aus den Untersuchungen Leopold Schmidts<sup>19)</sup> über das Spinnradlied hervorgeht, hat der Singtext eine weitere Verbreitung gefunden.

Fassen wir nun zusammen, was wir an gemeinsamen Merkmalen der vorhandenen Tanzaufzeichnungen herausheben können, wobei wir die einzelnen Ausnahmen unberücksichtigt lassen.

Der Melodie nach ist der Spinnradtanz eine Ländlerform, wofür besonders das Vorkommen der Melodie in einer Ländler-Melodien-Reihe<sup>20)</sup> (unser Beispiel III) spricht. Der besondere Gegensatz zwischen dem melodisch ruhigen 1. Teil und dem stark bewegten zweiten Teil, der die betonten Takteile durch große Tonhöhen-Unterschiede hervorhebt, dürfte unbewußt gerade die Auswahl von besonderen Bewegungsformen (Gehen — Drehen) begünstigt haben. Diese zwei gegensätzlichen Bewegungen, aus denen der

<sup>16)</sup> Schwerttanz und Männerbund, Rassel, 1936 u. ff.

<sup>17)</sup> Drei lären Strömp. Hess. Bl. f. W., 35, 59ff.

<sup>18)</sup> C. S a c h s, Eine Weltgeschichte des Tanzes, S. 43 und 53.

<sup>19)</sup> Vgl. Anm. 2.

<sup>20)</sup> Die Musikanten nennen eine solche Reihe eine „Schnoahn“, eine Schneise, das ist ein ungewöhnlicher Durchschlag durch einen Wald.

Spinnradltanz besteht, gehören ebenfalls der Ländlergattung an. E. Hamza<sup>21)</sup> teilt die Ländlerform in drei Gruppen:

- |                          |   |                                     |
|--------------------------|---|-------------------------------------|
| 1. almerisch-wallnerisch | } | Melodie 2 Teile zu je 8 Takte       |
| 2. ländlerisch           |   |                                     |
| 3. bayerisch             |   | 1 Teil zu 16 Takte, selten 2 Teile, |

wobei er zur Unterscheidung beifügt, daß 1 dem H ö r n d l bauern (Alm- und Waldbauern), 2 dem R ö r n d l bauern (Bewohner der Ebene) zugehören. Eine gleichgerichtete Einteilung bezieht auch die Tanzform ein<sup>22)</sup>.

Name	Schuhplattler	Steirischer	Ländler
Charakter	Liebeswerbenz (fog. Balztanz)	Liebeswerbenz	hildloser Tanz
Verbreitung	Bayern, Tirol, Salzburg	Steiermark, Kärnten	Oberösterreich, Niederösterreich
Musik	16taktige Melodie, $\frac{1}{4}$ Takt	8taktige Gesäße $\frac{1}{4}$	8taktige Gesäße $\frac{1}{4} < \frac{2}{4}$

Musikalisch genommen gehört also der Spinnradltanz zu der Gruppe 1 und 2 (nach Hamza). Nun weisen die starken Tanzbewegungen des 2. Teiles, die auch sonst beim Steirischen vorkommen, darauf hin, daß wir den Tanz zur Gattung des „Steirischen“ rechnen sollen. Das Gehen des 1. Teiles kommt sowohl beim Steirischen als auch beim Ländler<sup>23)</sup> vor; es bildet für gewöhnlich die mehr oder minder lange Einleitung des Figurentanzes<sup>24)</sup>.

Mit der Einweisung in das Gebiet des almerisch-wallnerischen Tanzes oder Steirischen stimmt auch die Verbreitung überein, die als Kerngebiet des Tanzes die walddreichen Gegenden des Mühlviertels und der angrenzenden Teile von Bayern und Böhmen erscheinen läßt.

Wir haben also im Spinnradltanz eine in Name, Musik und Tanzaufführung zu einer Sonderform erstarrte Art der Gattung Steirischer Tanz<sup>25)</sup> vor uns und können ihm auf Grund der vorliegenden Untersuchungen einen bestimmten Platz in dem System der deutschen Volkstänze zuweisen.

<sup>21)</sup> Almerisch = wallnerisch und Ländlerisch. Das deutsche Volkslied 39 (1937), 93ff.

<sup>22)</sup> R. Joder, Der Volkstanz in Österreich und seine Quellen. Die österreichische Schule 12 (1935) 539.

<sup>23)</sup> Ländler ist der übergeordnete Begriff, der sich in Ländler und Steirischen unterteilt.

<sup>24)</sup> Man vergleiche hiezu die zahlreichen Ländlerformen, die im III. und IV. Teil der Ab. W. beschrieben sind.

<sup>25)</sup> Die Bezeichnung drückt nicht die Beschränkung der Gattung auf Steiermark aus.

# Volkstündliches von der Rasenbleiche

Von Josef Wagner, Georgsvalde

(Nach den Aufzeichnungen des Eduard Rothe in Rhaa.)

Im Böhmischem Niederlande dürften die Rasenbleichen alle eingegangen sein. Zur Zeit, als die Leinwandzeugung auf der Höhe war, bestanden ihrer etliche Duzend in vielen Orten. Man unterschied Garnbleichen, die hauptsächlich in und um Schönlinde ihren Sitz hatten und Leinwandbleichen. Solche bestanden zumeist im Gainspacher Gerichtsbezirke, vor allem in Wölknsdorf und Lobendau. Die Garnbleichen erstarben schon vor dem völligen Niedergange der Leinwandindustrie, die Leinwandbleichen hielten sich etwas länger. Die Ursache des Zusammenbruches war das Aufkommen der chemischen Bleicherei. Die Zahl der Männer, die die Rasenbleiche von Grund aus verstehen, ist schon sehr zusammengesmolzen. Noch geringer ist die Zahl jener, die von ihr so erzählen können, daß sich auch der Uneingeweihte über den gesamten Bleichbetrieb ein Bild machen kann. Leute, die darüber schreiben können, gibt es nur ganz wenige. Zu ihnen gehört Herr Eduard Rothe aus Rhaa Nr. 22 bei Schönlinde. Dieser ist heute ein Greis von 82 Jahren, ein für Heimat- und Volkskunde sehr eingennommener Mann, dem das Wissen um die Bleicherei ganz besonders am Herzen liegt. Er ist Sproß einer Familie, die im Verlaufe von fast zweihundert Jahren nicht weniger als 38 Bleicher, d. i. selbständige Unternehmer, stellte. Er selbst wurde auf einer Bleiche groß, wurde Schilfe seines Vaters und kannte mit siebzehn Jahren alle Arbeiten, die im Bleichbetriebe vorkamen, von Grund auf. Bevor noch der väterliche Betrieb stillgelegt wurde, trat er in die Strumpfabrik der Firma Philipp Michels Söhne in Gärten ein. Siebenundvierzig Jahre war er dort tätig. In seinen alten Tagen erinnerte er sich wieder der Jugendarbeit. Er sammelte alles, was irgendwie mit der Bleicherei von ehedem zusammenhing, ja er baute sogar in mühevoller Bastelarbeit das naturgetreue Modell eines Bleichhauses mit seinem Drum und Dran und machte neuerdings Bleichversuche. Darüber hinaus verfaßte er eine Heimatkunde seines Geburts- und Wohnortes Rhaa. Aus den Aufzeichnungen dieses berufenen Mannes seien jene Teile, die volkstündlich wertvoll sind, wiedergegeben.

Er konnte es doch.

Ein fremder Bleichknecht nahm mitten im Hochsommer bei einem Herrn Arbeit an und versicherte, ein tüchtiger Bleichknecht zu sein. Dies erwies sich aber als unwahr, bei jeder Arbeit war er der letzte. So war es am ersten Tage und auch am zweiten. Nun sprach ihm der Herr seine Unzufriedenheit aus, von seinen Mitarbeitern hatte er schon bald unverständliche Worte hören müssen. Da kam der dritte Tag. Jetzt riß er die Maske ab. In jeder Arbeit stach er die anderen aus. Die machten nun große Augen. Sie ließen ihn kalt. Sie mochten auch reden, was sie wollten. Als die Knechte zum Essen gingen, bellte ihn der Hund des Herrn nicht mehr an. Da sprach er: „Wenn enn de Hunde kenn, do is Zeit, doß enn'r Feirobt macht!“ Daraufhin ließ er sich den Lohn auszahlen und ging seiner Wege.

## Eine seltsame Prüfung.

Mein Vater hatte einen sehr sparsamen Brüher<sup>1)</sup>. Wöchentlich bekam er außer seinem Lohne auch ein Pfund Butter. In 36 Wochen, die er gearbeitet hatte, hatte er davon nur vier Pfund gegessen. Infolge seines Mangels war er ein minderwertiger Arbeiter und mußte entlassen werden. Nun kam ein alter Mann und fragte um diese Arbeit. „Ja“, sprach der Herr zu ihm, „Ihr seid ein alter Mann, könnt ihr auch tüchtig essen?“ Der lachte und sagte: „Do hot mich noch kee Harr gefroht, bei 'u vielen os'ch gewast bien ober gedinnt ho, Gutt sei Dant, schmeckn tut mrsch no!“ Drauf der Herr: „Nu, mr werns sehn!“ Die Frau mußte einen Hausbacken, Brot, Butter und Speck herbeischaffen und einen Kaffee kochen. Jetzt mußte der alte Mann zeigen, was er im Essen leistete. Er bestand die Probe. Der entwickelte Appetit war ein ganz gesegneter. Der Herr war zufrieden und sagte: „Weil ihr noch essen könnt, so werdet ihr auch in der Arbeit tüchtig sein; wer nicht essen kann, kann auch nicht arbeiten!“ Der Mann gelobte, fleißig zu sein. Er war es auch und stand noch viele Jahre auf dem Posten.

## Er macht Platz.

Bei der Arbeit gab es manchen Spaß. Beim Garnabstricken (Abnehmen des Garnes von den Stäben) kam es vor, daß einer den anderen ausstricken, d. h., den Vordermann überholen wollte. Als das wieder einmal einer merkte, machte er sich nichts daraus, legte die Hände auf den Hintern, ging kaltblütig von der Arbeit weg und sagte: „Na, ich wie od e brinkl wortn, doste vorbei konnst!“ Nun hatte der Treiber die Lacher nicht auf seiner Seite.

## Sie brauchten viele Pfeifen.

Wenn dem Bleicher Wolfgang Münzel in Schönlinde etwas der Quere ging, dann entlud sich sein ganzer Unmut auf seinen Sohn. Konnte der seinem Vater sowieso kaum etwas recht machen, so nahm dieser dann an allem Anstoß. Beide waren leidenschaftliche Pfeifenraucher. War der Vater zornig, so fuhr er halt seinen Sohn an. Gab es einmal wirklich nichts aussetzen, dann mußte die Pfeife herhalten. „Egol mußte de Pfeife an W.ule (oder ei dr Boffe) häng hon!“ Der Gescholtene hatte die Antwort schon fertig und sprach: „Er rocht ju o!“ Auf diese Antwort hin gab der Vater, dann der Sohn die Pfeife einem Bleichknechte. Nach einigen Tagen kaufte sich der Vater eine neue Pfeife, dann der Sohn, und beide rauchten wieder. Dieses Spiel kam den Sommer über einige Male vor und es brauchten sich die Bleichknechte keine Pfeifen kaufen.

## Wenn 's of ne emmr euch betraffn täte!

Ein Herr, es war Augustin Rothe, sprach zu seinem Knechte: „Obr wie kemmts denn, doß ehr bei jedr Arbeit emmr dr letzte sein müßt?“ Der Knecht, der nicht maulfaul war, antwortete: „Na ennr muß abn 'n Bektzn machn!“ Der Herr gab Trumpf zu, indem er sprach: „Jo, wenn 's of nee

<sup>1)</sup> Hatte das Garn zu brühen, also einen verantwortlichen Posten.

emir euch betraffen täte!“ (Ins Hochdeutsche finngemäß übersezt: „Wenn nur nicht ihr immer das Unglück hättet!“)

### Er hat 's ihm gezeigt!

Geschäfte, die von der Witterung abhängig sind, bringen immer Unannehmlichkeiten mit sich, wenn der Wettergott anhaltend ein böses Gesicht macht. Alle werden wunderbar, Herr wie Knecht, und Unschuldige müssen oft leiden. Bei der Bleicherei war es nicht anders. Mein Vater war noch dazu von hitziger Natur, da kam es oft zu Peinlichkeiten, wenn kein Garn trocknete und nicht aus der Arbeit zu bringen war. So standen auch einmal viele Tragvölln (volle Tragen) bereit, die immer wieder nutzlos umgearbeitet werden mußten, wenn das Garn keinen Schaden leiden sollte. Eines Tages waren die Knechte beim Frühstück. Da stand mein Vater auf und studierte den Kalender. Er schrieb schönes Wetter vor, auch der Hundertjährige sagte solches an. Das war des Guten zuviel. Er nahm den falschen Propheten und sprach zu ihm: „Gß wiech drsch od weisn, woß mr vr eine Witterung honn!“ trug ihn hinaus und hing ihn an einen Baumstahl. Das Wetter änderte sich trotzdem nicht gleich, aber die Knechte fanden beim Vorübergehen spöttische Worte für das unschuldige Buch.

### Ein guter Appetit.

Johann Marschner, Bleicher in Wolfsberg, war einmal in Georgswalde in einem Gasthause mit einigen seiner Kunden beisammen. Im Verlaufe der Unterhaltung kam das Gespräch auf einen 14 Pfund schweren Hecht. Marschner meinte, er habe einen Wächter, der äße ihn ganz allein. Es kam zu einer Wette. Ort und Stunde der Austragung wurden bestimmt. Die Wirtin mußte den Hecht vorrichten. Marschner war mit seinem Wächter rechtzeitig am Plage. Dieser hatte sich erst einmal bei seinem Herrn satt gegessen. Die Tafelrunde war bald vollzählig. Der Hecht war in einer Tunke zubereitet. Die Wirtin brachte nun einen Kellervoll (vollen Kessel) nach dem andern herein. Der Wächter verschlang sie, wie sie kamen, glaubte aber nicht, daß er dabei den Hecht mitesse. Als er vierzehn solche Kellervoll gegessen hatte, war er fertig damit. Die Gäste sahen einander und den guten Esen an. Der aber wurde ungeduldig und sagte: „Na, wenn kemmt denn dr Hecht?“ Der Wächter war wirklich noch nicht satt. Zum Abschlusse ließ er sich erst noch einmal eine tüchtige Portion Wurst geben. Daß Marschner die Wette gewonnen hatte, bedarf eigentlich keiner Erwähnung mehr.

### Die Schäre.

Ich muß noch einen Scherz anmerken, der in die Zeit zurückgehen dürfte, da es noch Folterkammern gab. Hatte sich ein Knecht spaßeweise etwas zuschulden kommen lassen, so nahm man ihn in die Schäre (ei de Schar oder ins Verhör). Zwei Knechte, jeder hatte einen Garnsteden in der Hand, erwischten den Übeltäter, nahmen ihn in die Mitte, reichten einander die Steden und legten sie ihm zu beiden Seiten an den Hals. Nun drückte einmal der Vordere die beiden Stedenenden zusammen und ließ wieder nach, dann der Hintere. Diese Prozedur wurde drei-, viermal durchgemacht.

Dann gestand der Geschärte meist reumütig den Fehler ein. Für Spott brauchte er nicht weiter zu sorgen. Jedesmal entfiel ein Gelächter.

### Ungebetene Gäste.

War das Tagewerk getan, dann lagerte man sich gern auf dem Plane vor dem Bleichhause. Die Jüngeren vergnügten sich nach ihrer Art. Sie machten Spiele oder maßen ihre Kraft in Ringkämpfen. Die Älteren streckten sich, getreu nach dem Grundsatz: „Nach getaner Arbeit ist gut ruhn!“ ins Gras. Um Hände und Füße vor dem Hautausspringen, das recht schmerzhaft war, zu bewahren, schmierte man sich diese tüchtig mit Fett ein. Mancher schlief dabei ein. Da kam es nun öfter vor, daß er sehr unansehnlich aus dem Schlummer geweckt wurde. Eine Ratte war dem Fettgeruche nachgegangen und fing an, die Ferse des Schlafers gründlich zu benagen. In den Bleichhäusern waren die Ratten zu Hause.

### Einiges aus den Begebenheiten des Jahres.

#### Der erste Mai.

Der erste Mai war ein lustiger Tag. In der letzten Woche des April holten die Knechte eine lange Stange „ei Grußvotrsch Pöschke“<sup>2)</sup>. Diese wurde geschält und an der Spitze ein Lannemwipfel befestigt, der mit bunten Bändern aus Papier geziert war. Am letzten April wurde sie nach dem Feierabende aufgestellt. Dieser Baum hieß Maibaum. Er blieb bis zum letzten Tage des Bonnemones stehen. Der Herr zahlte für die Mühe, die die Burschen mit dem Aufstellen des Maibaumes hatten, eine Flasche Brantwein.

#### Der Gründonnerstag.

Auch der Gründonnerstag war ein lustiger Tag. Alle Knechte gingen zur Frau, einige in jene Geschäfte, in denen sie den Brantwein und den Tabak holten. überall sekte es etwas. Beim Gastwirte und Sparterierwaren-erzeuger<sup>3)</sup> Johann Menzel fiel jedesmal ein „Bedenhut“<sup>4)</sup> aus.

#### Seid und Freud' . . .

Bei den Leuten herrschte der Glaube, daß sie am 25. Juli, das war zu Jakobe, ihre Kleidung, vor allem aber ihre Pelze an die Luft hängen sollen, um sie vor den Motten zu schützen. So hängten also die Bleichknechte ihre Kleidung an eine Stange. Dann stopften sie einen Wächter aus, wozu ein in die Augen fallender Platz gewählt wurde. An diesem Tage gingen schon viele Wallfahrer nach dem Annaberge vorüber. Diese gewahrten natürlich den ausgestopften Wächter. Um ihn besser zu sehen, kamen sie näher und stießen sich dabei an ausgelegten Steinen die Zehen blutig, denn die Leute gingen zumeist barfuß. Wurden sie dadurch schon mißmutig, so schimpften sie erst recht über solche Dummheiten, wenn sie ihren Irrtum mit dem aus-

<sup>2)</sup> d. h.: sie wurde ohne Erlaubnis aus dem Walde geholt.

<sup>3)</sup> Sparterierwaren sind Geslechte oder Gewebe aus feinen Holzspänen.

<sup>4)</sup> Gut aus Holzgewebe.



gestopften Wächter bemerkten. Die Knechte waren um eine gute Antwort nicht verlegen, so daß sich meist alles in Wohlgefallen auflöste. Sie bestellten sich noch eine „Mittebrenge“ und hatten doppelte Freude, wenn darauf nicht vergessen wurde.

### Das Wächterfreisprechen.

War der halbe Sommer verstrichen, so sorgte der Herr für eine Unterhaltung. An den Brauch der Zünftezeit anschließend, gab es ein sogenanntes Wächterfreisprechen. Das ganze Dienstpersonal mit ihren Geliebten und auch Nichtbeschäftigte nahmen daran teil. Der Wächter war nebenbei so etwas wie ein Hausmeister im Bleichbetriebe. Er mußte am Samstag auskehren, die Schweife reinigen und alle vierzehn Tage oder drei Wochen den Kesselofen putzen. Das Fest fand an einem Samstag statt. Der Herr bezahlte in der Regel die Musik, er stiftete auch Freibier und eine Backschüssel voll Butterschmiten. War die Belustigung im vollsten Gange, so ergriff der beste Redner unter den Knechten das Wort. Er ließ den Herrn, die Frau und die Familie „hoch“ leben. Alle stimmten mit ein. Dann wurde gesungen und getanzt. Sodann mußte sich der Wächter (Lehrling) auf einen Stuhl in der Mitte des Saales setzen. Alle schlossen um ihn einen Kreis. Der Redner begann mit dem Freispruch. Er verlas die Zunftgesetze, hielt dem Lehrling alle von ihm begangenen Fehler vor und verzeichnete alle seine guten und schlechten Eigenschaften. Das war natürlich alles nur ein Scherz. Dann kam die Belobung seiner Arbeit zum Ausdruck. Hierauf erhielt er den Freispruch und konnte nun als „guter“ ausgelernter Knecht eintreten. Man brachte ihm ein „Lebehoch“ aus, sein Bohn stieg und an seine Stelle trat ein neuer Wächter. Im Sommer mußten oft mehr Leute eingestellt werden, um der andrängenden Arbeit Herr zu werden.

Nothe verzeichnet eine solche Ansprache, er nennt sie Wehrbrief. Sie hat folgenden Wortlaut:

„Liebe Weißmacher-Genossenschaftler und Zunftmitglieder!

Heute begehen wir wieder ein großes Fest, nämlich das Fest eines Freispruches. Unser Nachtwächter N. N. hat seine Lehrzeit in der Bleicharbeit vollendet und wird von dem heutigen Tage in den Gesellenstand erhoben. Wir erklären daher, alle seine ausnahmsweise guten Leistungen de: hier versammelten Bruderkollegen vorzutragen. Als Nachtwächter wurde N. N. von unserem Herrn aufgenommen und er erlernte das Weißmachergewerbe voll und ganz.

Sein Wachdienst war des Nachts zum großen Teil am Kesselofen oder in einem versteckten Winkel, wo er sich von des Tages Last und Mühe ausschloß. Er war besonders in der Sternkunde gut bewandert. Nie sah er einen Stern am Himmel leuchten, weil er in der Regel bei geschlossenen Augen in den Kesseln die Planeten auffindig machte. Wenn der Herr so in der Nacht auf ihn pfiff, hörte er keinen Ton, bis ihn der Herr in einem Winkel fand und ihn mithin in seiner Ruhe ungemein störte. Da lobte ihn der Herr gehörig. Beim Essen stellte er seinen Herrn ganz tüchtig, bis ihm

das Schürzenbandel spannte. Beim Anmachen<sup>6)</sup> gelang es ihm in der letzten Zeit seiner Lehre, daß er eine Sau<sup>7)</sup> um die andere aufstade brachte. Er ließ es sich nicht nehmen, der erste von unten hinauf bei der Arbeit zu sein.

Beim Stäbelegen fiel er öfters auf den Bauch, wo er die Hände nicht heraus bekam und er umgewälzt werden mußte! Beim Schweifen glitt er öfters aus und kroch unter das Wasser, daß ihn niemand sehen sollte. Beim Wenden und Gießen war er tüchtig, nicht selten stürzte er in ein Wasserfaß, aus dem er sich triefend wie ein Bündel wieder herausmachte. Auch gehörte das Schnaps- und Tabakholen zu seinen befriedigenden Leistungen, weil er, bevor er nicht den Schnaps gekostet hatte, nicht wieder kam.

Da nun alle seine besten Leistungen vor der hohen Bruderlade erklärt worden sind, so erklären wir hiemit den Freispruch. Ein „Hoch“ dem neuen Gesellen, ein dreifaches „Hoch“ dem Herrn und seiner Frau!“

### Beschluß.

War das letzte Fassel eingeweiht, dann nahm die Arbeit allmählich ab. Gewöhnlich wurden in einem Zeitraume von 30 bis 36 Wochen 23 bis 26, ja auch bis 33 Fassel<sup>7)</sup> eingeweiht. In der Regel dauerte die Bleiche von Josef (19. März) bis Mitte September. Nach dem Einweichen des letzten Fassels wurden auch die Garnstücken hüttenähnlich an Tragen gelehnt und sorgfältig getrocknet, sodann gesäubert und aufgeräumt. Auch die Tragen hatten ihren Aufbewahrungsraum. Alle Geräte wurden sorgfältig verwahrt. Brüchige Gegenstände wurden zur Seite gestellt und im Winter ausgebeßert. So wurde es allmählich still und einsam. Wenn das letzte Garn hereingeschafft war, gab es wieder ein besonderes Fest im Hause des Herrn. Es war das Bleichfertigwerden. Es setzte eine gute Mahlzeit, Bier und Branntwein. Sodann wurde abgerechnet. Der Herr tat es mit jedem einzelnen und jeder erhielt den Rest seines Lohnes ausgezahlt. Bei Sparfamen kam es wohl vor, daß sie wenig oder gar keinen Lohn voraus erhalten hatten. Nachher verabschiedeten sich die Knechte durch einen Händedruck und vermieteten sich gleichzeitig für den kommenden Sommer. Zwei oder drei von ihnen blieben noch hier. Sie puzten die Gräben und machten alles vollkommen in Ordnung. Der Hund, der seine Pflicht als Wächter erfüllt hatte, wurde freigelassen. Das Zucken<sup>8)</sup> dauerte noch einige Wochen, da sich die Garnlagerräume die letzten Wochen stark gefüllt hatten. Dann zogen die letzten Mägde ab bis auf eine Stallmagd. Wenn alles beglichen war, so blieb dem Herrn wohl ein Geringes, aber doch ein Betrag als Ersparnis in der Hand. Seine Ansprüche als Herr waren sehr bescheiden. Die Mildtätigkeit der Frau, welche in sehr strenger Arbeit der Küche und dem Haushalte vorstehen mußte, war sehr groß gegen arme und kranke Leute in der Nachbarschaft sowie auch gegen Bettler. Manches Mittagessen erhielt

6) des Garnes.

7) Fehler.

7) Garnmenge, die in einem großen Brühfasse Raum hatte.

8) des gebleichten Garnes.

ten solche Hilfsbedürftige, die Gottes Segen dem Herrn und der Frau wünschten.

---

Damit sei die kleine Probe aus den Schriften des Herrn Eduard Rothe abgeschlossen. Er ist trotz seiner beinahe 82 Jahre geistig noch ungemein rege. Er schreibt eine Schrift von staunenswerter Klarheit. Er baut und bastelt, er sucht und forscht und bemüht sich, das Wertvolle aus der Vorväterzeit vor dem Versinken und Vergessen zu bewahren. Er ist stolz auf seine Familie und auf das Geschlecht der Rothe, das zwar nur im kleinen Kreise, aber immer ehrenvoll und sich Achtung erringend, gewirkt hat.

## Südwestmährische Sagen im Spiegel der Geschichte

Von Rud. Gruschka, Piesling a. d. Th.

(Schluß.)

### 7. Die Marienstatue in Alt-Hart.

Auf dem Hochaltar der Altharter Pfarrkirche befindet sich an Stelle eines Gemäldes eine alte, wertvolle Holzstatue, darstellend die Hl. Jungfrau Maria mit dem Jesukind. Von dieser Statue berichtet die Überlieferung, daß sie von der nach Alt-Hart eingepfarrten Gemeinde Holleschitz aus dem freudigen Anlaß ihres Übertrittes vom protestantischen zum katholischen Glauben der Kirche gespendet und in feierlicher Prozession nach Alt-Hart gebracht worden sei.

Ein sicherer Beweis dafür, daß das zur Herrschaft Zeltisch-Blabings gehörige Dorf Holleschitz in der Reformationszeit protestantisch war, ist die Zehentverweigerung dieses Dorfes an den Blabinger Pfarrer Blinn, der 1588 oder 1589 starb. Seit 1604 hatte es den Oberstlandrichter Wilhelm von Slavata zum Grundherrn, der, als religiöser Überläufer aus Selbstsucht bei seinen Untertanen verhaßt, diese in der Zeit vom Juni 1622 bis Ostern 1623 durch Gewaltmaßregeln „katholisch machte“. Der Katholizismus der Befehrten war aber sicherlich nur ein äußerlicher, nicht durch Überzeugung hervorgerufen, und es ist daher ganz unwahrscheinlich, daß die in ihrem Herzen altgläubig gebliebenen Holleschitzer aus Freude über ihre mit Gewalt erzwungene Katholisierung die Büste einer ihrem Glauben fremden Heiligen gespendet hätten, es sei denn, daß sie auch hiezu von der Herrschaft gezwungen wurden.

### 8. Die „Minichhof-Felder“ in Piesling.

In Piesling wird erzählt, daß dort, wo heute das Bauernhaus Nr. 48 gelegen ist, einstmal ein Mönchskloster bestanden habe; zu diesem soll ein ansehnlicher Feldbesitz gehört haben, der, nach den Eigentümern benannt, heute noch den Namen „Minichhofäcker“ führt. Nach der Zerstörung des Klosters habe die Herrschaft Piesling die herrrenlosen Felder eingezogen, einen Teil davon selbst bewirtschaftet und den anderen an Pieslinger Bauern verteilt.

An „Minichhof-Überländern“ weist die Pieslinger Katastralmappe aus dem Jahre 1824 vier aus, u. zw. „Kleine Minichhof“ (Parz.-Nr. 1782—1860), „Laimige

(= Lehnhöfe) Minichhof“ (Parz.-Nr. 1861—1879), „große Minichhof“ (Parz.-Nr. 1880 bis 1889) und „steinhöfe Minichhof“ (Parz.-Nr. 1955—1965). Diese Felder bildeten aber einstmals den Kulturboden der in der Gemeindefreiheit des n.-ö. Dorfes Zierneitz gelegenen Mönchshöfe „Schiznowitz“ und „Pataghof“ und gehörten, wie aus dem Grundbuch IV von Pernegg ersichtlich wird, zu dem Frauenkloster Pernegg, das die beiden Meierhöfe samt den Grundstücken wegen der durch den Türkenfall des Jahres 1529 entstandenen Verschuldung an den Pieslinger Grundherrn Wolf Krokowitzer von Otten in den Jahren 1530/31 verkaufen mußte (vgl. „Die Pfarre Niklasberg“ von Prälat Nemilian Greisl, S. 32). Überreste eines dieser Höfe hatten sich am rechten Ufer der mähr. Thaha oberhalb der heutigen, schon in dem von Nikolaus Krokowitzer der Gemeinde Piesling im Jahre 1504 ausgestellten Freibrief als „Wuderleinmühl“ genannten „Rotmühle“ erhalten und sollen nach Angabe Greisls im Jahre 1845 weggeräumt worden sein. — Für den Bestand eines Klosters in Piesling fehlt jede geschichtliche Grundlage.

## 9. Die Mißhandlung des Neustifter Pfarrers durch feindliche Soldaten.

In Neustift und Piesling hat sich bis auf den heutigen Tag die mündliche Überlieferung erhalten, daß zur Zeit eines Krieges der Neustifter Pfarrer einmal von feindlichen Soldaten deswegen mißhandelt worden sei, weil er ihr gottloses Verhalten zum Gegenstand einer Predigt genommen habe. Diese Sage wird aber in zwei verschiedenen Fassungen erzählt; nach der einen sollen es schwedische Offiziere, nach der anderen französische Soldaten gewesen sein, die sich zu Tätlichkeiten gegen den Pfarrer hinreißen ließen.

Der ersten Fassung dieser Sage dürfte folgender Sachverhalt zugrunde liegen: Im Jahre 1633 brachte Eucharis Horst von Boronau, damals Bevollmächtigter des Pieslinger Grundherrn Hannibal von Schaumburg, eine Beschwerde gegen den Neustifter Pfarrer Johann Friedrich Frühwirth bei den kirchlichen Behörden ein, weil dieser in seiner Sonntagspredigt vom 30. Oktober 1633 sämtliche Schaumburg'schen Beamten öffentlich von der Kanzel beschimpfte und sie des Betruges an den Untertanen bezichtigte, indem er, wie es in der Beschwerde heißt, „erklich den Eingang gemacht, Herr von Schaumburg seye ein frommer gottseliger Herr, seine Officiere aber seyen Schinter, Schelm und Diebe und haben den Untertanen ein Monat Contribution abgelaugnet uzw.“.

Horst stellte den Pfarrer wegen dieser „leichfertigen“ Predigt nach dem Gottesdienst vom 20. November 1633 „im Weisheit vieler Pfarrkinder“ zur Rede und verlangte von ihm die Wiederherstellung seiner verletzten Ehre durch öffentlichen Widerruf. Als dies Frühwirth verweigerte, klagte Horst den Pfarrer bei dem Propst und Official der Metropolitankirche in Olmütz, Joh. Ernst Platteis, und als dieser die Beschwerde unbeantwortet ließ, bei dem Kardinal Dietrichstein, der den Neureisiger Propst anwies, den Streitfall zu untersuchen und beizulegen. Wie dies geschah, darüber wird nichts mehr berichtet; wohl soll sich, wie eine Nachschrift der Pfarrgeschichte besagt, die Macht der Zeit auch an Horst erprobt haben, indem die Überlieferung feststellt, daß er an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen vor der Kirchenpforte Buße tun und schließlich, um den Pfarrer zu versöhnen, der Kirche in Neustift einen Reich spenden mußte, den sie heute noch besitzt (vgl. meinen Aufsatz „Eucharis Horst von Boronau“ in der „Zeitschrift des Deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens“, 1936, S. 49—67). Der Umstand, daß in diesem Streitfall die Schaumburg'schen Beamten „Offiziere“ genannt werden, mag zur Verwechslung mit Offizieren des Soldatenstandes geführt haben, welche im Laufe der Zeit von der Überlieferung zu „schwedischen“ umgeformt wurden.

Die zweite Fassung der Sage wird verständlich, wenn man erfährt, daß sich die Franzosen trotz des geschlossenen Friedens in den Orten des Zlabinger Raumes überaus gewalttätig und übermütig gebärdet haben; so heißt es beispielsweise in der Altharter Pfarchronik u. a.: „... Im Essen und Trinken mußte alles in

überfluß sein. O, wie hart geht es mit uns zu! Die hiesigen Bauern können nicht alles aufbringen, was sie (Die Soldaten) von ihnen fordern; übel, sehr übel! Meine Nachbarn, der Herr Dechant in Siggras und der Herr Pfarre in Neustift, dürfen sich nicht im Zimmer zeigen und haben noch mehr Gäste als ich.“ Und der Neustifter Pfarre Hoffmann schreibt im Band III der Pfarrmatrix in lateinischer Sprache: „Die Soldaten haben keine Religion, vollbrachten keine anständige Handlung, waren vielmehr Bestien („bestiae“), Diebe („fures“) und Räuber („latrones“); wen sie begegneten, erschlugen sie wie das Vieh. Am 31. Dezember 1805 kamen vierzehn vom Chasseurregiment Nr. 5 nach Neustift und blieben, nachdem sie von mir und den Bauern Geld erpreßt hatten, bis 5. Jänner 1806. Niemand von diesen Windbeuteln („nobulones“) hat gebetet, die Kirche betreten, im Gegenteile: sie brüsteten sich damit, daß sie durch vierzehn Jahre keine Kirche gesehen hätten.“

## 10. Die Not im Schwedenjahr.

Alte Leute in Neustift erzählen, daß zur Zeit, als „der Schwed“ in unserer Heimat gehaust hat, eine unsäglich große Not und Armut geherrscht habe; so seien beispielsweise die Neustifter Bauern in so großer Not gewesen, daß nur noch ein einziger von ihnen einen Wagen besessen habe und alle Felder des Dorfes brach lagen. — Diese Sage vermerkt auch Pfarre Hoffmann in seinem „Manuale“ (S. 42) bei den Zehentlasten; er schreibt: „Wann die Zehentholden den Zehent einführen, wird ihnen von einem jeden Mandl, zu 20 Garm gerechnet, 16 Schab Stroh gegeben. Diese Lasten haben ihren Ursprung vom Jahre 1665 daher: als die hierortigen Ortschaften durch die feindlichen Kriegsvölker sehr verunglückt wurden und, der Sage nach, unter ihnen eine solche Armut war, daß in dem Dorf Neustift nur ein einziger Wagen gewesen, die Felder aber unbedungt lagen, so hat der Teltcher H. Dechant Nikolaus Fuchs für die Zehentholden eine Fürbitt erlegt, womit man mit solcher Strohgeschenken ihnen eine Beihilfe erteilen möchte.“

Die in jenen Tagen hier herrschende Not in ihrer erschreckenden Gestalt ist in der Neustifter Kirchenrechnung des Jahres 1695 belegt; dort heißt es: „Anno 1645 sein denen Gemeinden Piesling, Neustift und Neupih von dem Kirchengeld zu Neustift geliehen worden 18 fl.; vermög des gegebenen Schuldscheines haben sie versprochen, von einem jeden Gulden 3 fr. zu verintereßieren, macht also per 50 Jahr 27 fl.“ Außerdem soll nach Wolny (Kirchl. Topographie, III/347) das Dorf Neustift im Jahre 1645 zur Befriedigung der Schweden von der Kirche 45 fl. geliehen haben, welcher Betrag 28 Jahre später noch nicht zurückgezahlt war. — Auch ist es geschichtlich verbürgt, daß die Herrschaft Piesling wegen der großen Not ihrer Untertanen den schwedischen Truppen in den Jahren 1645 und 1646 Korn, Weizen, Gerste, Hafer, Schmalz, Bier und Geld liefern und auch den völlig verarmten Bauern in Piesling, Neustift und Slavathen, deren es im Jahre 1645 ungefähr 60 gab, Körnerfrüchte zu ihrem Lebensunterhalt leihweise vorstrecken mußte. Nach der Aufstellung der Herrschaft betrug im Jahre 1674 die Schuld dieser Untertanen einschließlich der für 29 Jahre berechneten „gräulichen“ Zinsen bereits 800 fl. (vgl. meinen Aufsatz „Eucharistias Hort von Boronau“ in der „Zeitschrift des Deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens“, 1936, S. 64/65). — Während des 30jährigen Krieges waren in Neustift von 19 Bauernhäusern 10 verödet (Rahnenregister vom 14. Oktober 1672 im Mährischen Landesarchiv, Sign. „Znaim 232“).

## 11. Der „Ritter“ am Neustifter Friedhof.

An der nördlichen Außenwand der Neustifter Kirche ist ein inschriftloser Gruftstein im Ausmaß von 196 cm × 98 cm aufgestellt, der einen  
122

erhaben ausgemeißelten Ritter in Lebensgröße mit Rüstung und Wappen zeigt; er befand sich früher im Presbyterium von dem Hochaltar, ist sehr gut erhalten, weil er verkehrt, d. h. mit dem Relief nach unten, in die Kirchenpflasterung eingefügt war, und kam 1896 auf seinen gegenwärtigen Standort. Im Gebiete des Pfarrsprengels Neustift erzählt man sich nun, daß dieser „Ritter“ mit dem Vollbart den letzten Besitzer des Krotowizhofes darstelle, nach dessen Tode der Hof dauernd zur Herrschaft Piesling gekommen sei.

Der Krotowizhof bildete immer einen Bestandteil des Gutskörpers Piesling und gehörte zwischen 1434 und 1619 dem Geschlechte der Krotowizer von Otten und Neudorf, das im Wappen einen Kolkraben mit einem Ring im Schnabel führte („Der mähr. Adel“ von Radich-Blazet, S. 64). Nun zeigt aber das Grabmal in der rechten unteren Ecke das ritterliche Wappen Schauerfelds mit den in einem Schrägrechtshalten hintereinander liegenden drei „Schauersteinen“, die aber mohnfopfähnlich dargestellt sind. Daraus geht deutlich hervor, daß dieser Gruststein die sterblichen Überreste des am 6. September 1679 an der Pest verstorbenen Quallowitzer Grundherrn Dr. Johann Ehrenfried Freiherrn von Schauerfeld deckte, der das Gut Quallowitz im Jahre 1653 käuflich erworben hatte und 1654 in den Ritterstand und 1666 in den Freiherrnstand erhoben wurde („Der mähr. Adel“ von Radich-Blazet, S. 123, Tafeln 94 und 95; vgl. auch meinen Aufsatz „Südmährische Sagen und ihr geschichtlicher Kern“ in dieser Zeitschrift, 1931, S. 71).

## 12. Die Pest in Zlabings.

In der Stadt Zlabings lebt die Erinnerung an die Pest noch in folgender Sage: Als hier einmal der „schwarze Tod“ derart furchtbar wütete, daß ihm nicht nur viele Personen, sondern sogar ganze Familien zum Opfer fielen, befand sich das am Oberen Platz liegende Sgraffitohaus Nr. 88 im Besitze eines adligen Herrn, der mit seiner Frau und zwei unverheirateten Töchtern das erste Stockwerk bewohnte. Der unheimliche Gast hatte auch hier Einkehr gehalten und die ganze Familie hinweggerafft; zuerst starb der Vater, dann die Mutter und schließlich die beiden Töchter. Diese sollen nun, da sie keine Verwandten hatten und wegen der Krankheit unfähig waren, ein Testament zu schreiben, vor ihrem Verschleiden das elterliche Haus der Pfarrkirche Zlabings in der Weise vermacht haben, daß sie ihren letzten Willen den vorübergehenden Leuten aus dem Fenster zuriefen.

Die Pest wütete in Zlabings in den Jahren 1680/81 und dürfte von Quallowitz, wo sie 1679 ausgebrochen war und 28 Todesopfer forderte, hieher übertragen worden sein. In Zlabings wurden, wie Prof. Dr. Theodor Deimel in einem Aufsatz „Streifzüge durch die ältesten Matriten Zlabings“ („Zlabingser Neueste Nachrichten“ vom 23. August 1936, Nr. 34) nachgewiesen hat, von dieser furchtbaren Seuche 22 Personen dahingerafft, unter ihnen W o l f R i e n a s t mit seiner Gattin Agnes und den beiden Töchtern Anna und Sabina, den die Sage mit einem adligen Herrn gleichsetzt; er war von Beruf Schuster und Weinhändler, starb am 29. Jänner 1681 an der Pest und hatte seine „eigenthümliche am oberen Platz liegende Behausung allen dreien Gotteshäusern verschafft“. Dies wird aus einer Eintragung im Ratsprotokoll der Stadt Zlabings ersichtlich, die wörtlich lautet: „An heut dato den 15. May 1682 Verkauften Ihre Hochwürden der Herr Dechant nebst C. C. Rath alhier die von dem gottseligen Wolff Rhienast allen dreien Gottshäusern Verschaffte eigenthümlich am oberen Platz liegende Behausung, wie solche mit Tachtropfen umfassen, genitt und genagelt befunden worden, dem Ehrlichen Hainrichen Näzer, Bürgerl. Tschmacher alhier, umb eine Summa Geldt benennlichen Vierhundert und Fünfzig Mähr. Tholler, Jeden zu 70 kr oder 30 weiße Groschen gerechnet usw.“ Nach Bezahlung einer Schuld an Apollonia Hämpl:n und einer „verseisenen“

Kontribution an den Rat erhielt jede der drei Kirchen (Pfarrkirche Maria Himmelfahrt, Kirche beim hl. Geist und Spitalskirche) einen Betrag von 135 fl. 50 kr. 4 d.

### 13. Das Ende einer sündigen Liebe.

In Slawathen bei Zlabings wird folgende Sage erzählt: Graf Slawatha, der Grundherr des Dorfes, das nach ihm benannt ist, hatte eine bildschöne Tochter, die mit dem Kaplan von Zlabings ein von Folgen begleitetes Liebesverhältnis unterhielt. Als der Vater von der Schande Kenntniß erhielt, in welche sein Haus durch den Fehltritt der Tochter gekommen war, habe er diese zur Strafe lebendig einmauern lassen, ihren Schmutz im Schloßbrunnen versenkt und den Verführer an jener Stelle der Dorfweiese erschlagen, die seither und heute noch rötlich gefärbt ist.

Der Zusammenhang, in welchen der durch die Prager Ereignisse vom 23. Mai 1618 bekannt gewordene Grundherr von Zeltisch-Zlabings, Oberflandrichter Wilhelm von Slawatha, mit der Gründung des Dorfes Slawathen gebracht wird, ergibt sich jedenfalls nur aus der Namensgleichheit und ist geschichtlich unhaltbar; denn das schon im Jahre 1350 urkundlich genannte Dorf war bis zur Vereinigung mit Piesling im Jahre 1601 ein selbständiges Gut und bildete niemals einen Bestandteil der Herrschaft Neuhaus-Zeltisch, in deren Besitz Slawatha erst durch die Heirat mit Lucia Dittlie, der einzigen Erbin des Hauses Rosenberg-Neuhaus, im Jahre 1604 gekommen war.

Im Sagenstoff selbst dürfte die Erinnerung an Eleonora, die jüngere Tochter der Piesling-Slawather Grundfrau Maria Kath. Hopst, fortleben, welche der mit Karl Georg Schwabenstj von Schwabenitz geschlossenen zweiten Heirat entsprossen war. Die Ehe aber war, wie aus dem am 13. März 1686 verfaßten und in der Mähr. Landtafel (Quatern 2 des Znaimer Kreises, fol. 161) intabulierten Testament hervorgeht, unglücklich und wurde vom Papste nach elfjähriger Dauer für ungültig erklärt. Dieser „verdammten, null und nichtigen Ehe“ waren zwei Kinder entsprossen: Maria Sophie Maximiliana, verehelichte Lustorf, und Eleonora; während sie jene mit nur 500 fl. und ihren Akidern testamentarisch bedachte, wurde die zweite Tochter Eleonora gänzlich enterbt, „weilen sie in ihrem ledigen Stand sich in meinem Haus schwängern lassen und öffentlich Unzucht begangen“ und „bis dato in der Fremde ein liederliches, standloses Leben führt“. — Daß die Pieslinger Grundherren vorübergehend auch das einstmal in Slawathen bestandene Schloß bewohnten, wird aus dem dortselbst ausgesetzten Stiftsbrief vom 24. April 1691 ersichtlich, mit welchem der fünfte Gemahl der erwähnten Grundfrau, Georg Wilhelm von Moschitz, zur Kirche Neustift eine Wiese an der Thaha (Parz.-Nr. 105 der Gemeinde Piesling) schenkte.

Bei einer gelegentlichen, durch den Schaffer Kallenda vorgenommenen Räumung des Meierhofbrunnens in Slawathen wurden ein Ring und Teile einer Halskette aus unedelm Metall gefunden, die sich zur Zeit im Besitze der Frau Marie Polly, Alt-Hart Nr. 94, befinden.

### 14. Die Montserratkirche bei Zlabings.

Diese Kirche hat ihren Namen nach dem Montserrat in Katalonien und ist eine Gründung des Oberstleutnants Bartholomäus von Tannazoll-Zill, der vom Kaiser Ferdinand III. für seine Verdienste mit der Kreishauptmannschaft Zglau belohnt und am 27. Jänner 1652 in den Ritterstand erhoben worden war. Nach der Sage soll er in Spanien gekämpft und 14 Wunden erhalten haben. In seiner großen Not nahm er Zuflucht zur Gnadenmutter Maria von Montserrat in Spanien und gelobte für den Fall seiner Genesung, aus Dankbarkeit eine der Mutter Gottes geweihte Kapelle zu erbauen. Dies geschah, nachdem er 1643 das Gut Wölkling

käuflich erworben hatte, im Jahre 1651 und von da an verehrte das Volk diese als Dankdenkmal entstandene und zwischen 1712 und 1716 wesentlich vergrößerte Kirche mit der „Schwarzen Mutter-Gottesstatue“ als maria-nischen Gnadenort.

Im Jahre 1785 wurde sie jedoch von Kaiser Josef II. gesperrt, das Gebäude entweiht und von Johann Peter Flic, dem späteren Gutsherrn von Alt-Hart, am 29. Dezember 1787 um 140 fl. käuflich erworben und niedergedrückt. Die Statue der „Bergserrater Muttergottes“ wurde aber, wie uns eine Eintragung in der Neustifter Taufmatrik (Tom. III/308) berichtet, vom Pfarrer Simon Czaska „gestohlen“ (d. i. verstohten, im geheimen) in einem Wagen hinweggeführt und später in der Sitzgraser Kirche auf dem Hochaltar aufgestellt. Die Phantasie des gläubigen Volkes erblickte in dem rätselhaften Verschwinden dieser Statue den Eingriff einer höheren Macht und spann nicht nur um diese Begebenheit, sondern auch, wie die im Jahrgang 1934 dieser Zeitschrift (S. 166) veröffentlichten „Flic-sagen“ erkennen lassen, um die aus dem Mauerwerk der entweihten Kirche aufgeführten „Fluchbauten“ die mythischen Fäden der Sage. Auch in Zlabings steht ein aus dem Serrater Kirchenmaterial aufgeführtes Haus, welches vom Volke in die Gruppe dieser „Fluchbauten“ gezählt wird; alle bisherigen Eigentümer sollen sichtlich vom Unglück verfolgt worden sein, weswegen es auf diesem Hause so häufig zu Besitzveränderungen kommt.

Selbst in unseren Tagen ist die Volkspheantasie unvenmindert lebhaft tätig; sie schafft ständig Neues und kommt in ihren Gestaltungen dem Hange des Volkes zum Glauben an Mythisches und Übernatürliches entgegen. So wird in Alt-Hart erzählt, daß, als der Opferwille des Volkes in den Jahren 1858—1865 diese Kirche aus den Trümmern neu erstehen ließ, indem Gutsherrschaften, Gemeinden, Bürger und Bauern aus der Umgebung Geld, Bauholz, Ziegel und Steine für diesen Zweck spendeten und Fuhrn und Handlangerdienste umsonst verrichteten, sich auch der Altharter Numüller — er hieß Gottfried Seidl (1815—1885) — zur kostenlosen Lieferung des für Bauzwecke ganz besonders geeigneten Thaha-sandes verpflichtet hatte; er sei auch stets klaglos der von ihm freiwillig übernommenen Leistung nachgekommen, habe aus dem schier unerschöpflich scheinenden Vorrat des Flußbettes eine Unmenge Sandes entnommen und für den Rohbau der Kirche geliefert. Als aber zum Verputz des Gottes-hauses geschritten werden sollte, da war der feine Sand plötzlich verschwunden und alle Mühe des Suchens nach solchem vergeblich. Der Bau geriet ins Stocken. In seiner großen Not wandte sich daher der verzweifelte Müller an die Bergserrater Mutter Gottes um Hilfe und sein Gebet wurde erhört: während der Nacht ließ ein furchtbares Unwetter die Thaha aus ihren Ufern treten und als nach einigen Tagen das Wasser wieder zurückflutete, überdeckte feiner, weißer Kies-sand die Wiesen auf beiden Uferseiten, so daß ihn der Müller mühelos sammeln und seiner Bestimmung zuführen konnte. Aus diesem Sand soll nun der blendend weiße Anwurf hergestellt worden sein, der so kennzeichnend ist für die weithin sichtbar Kirche am Serrater-berge.



## 15. Die „Debliner“.

Bei einer Tanzunterhaltung in Piesling soll einmal ein einheimischer Ortsbursche einen biederen „Dörfler“ — so werden die Bewohner von Wenzelsdorf genannt — einen „Debliner“ geheißen haben, worauf ihm dieser links und rechts je eine kräftige Ohrfeige verabreichte. Darüber führte der Geschlagene Beschwerde bei seiner Herrschaft, die den Fall der Altharter Obrigkeit abtrat und die strenge Bestrafung des „Schlagfertigen“ Wenzelsdorfers verlangte. Dieser wurde daraufhin zum Oberamte nach Alt-Hart vorgeladen. Beim Verhör, dem er vom Grundherrschaften persönlich unterzogen wurde, verteidigte sich der Angeklagte sehr geschickt, indem er erklärte, die Schläge nur deswegen geführt zu haben, weil er als treuer Untertan nicht zulassen könne, daß der Familienname seines gräflichen Herrn zum Schimpfwort herabgewürdigt und so mißbraucht werde. Erfreut über die Rechtlichkeit seines Unterbanen, entließ ihn der Graf nicht nur straflos, sondern belohnte ihn noch außerdem, wobei er sein Bedauern darüber ausgesprochen haben soll, daß der Dörfler bei der Austragung des Strittes nur über zwei Hände verfügt habe.

Der heute noch in Piesling, Neustift, Zoppang und Döschchen übliche Spottname für die Bewohner der ehemals der Guts Herrschaft Alt-Hart untertänigen Orte Alt-Hart, Frauendorf, Margarethen, Mudlau, Wutten, Qualkowitz, Wenzelsdorf und Wispiß ist in seiner Bedeutung sinnverwandt mit Rückständigkeit und erinnert an das Adelsgeschlecht der Herren von Deblin, das in drei Generationen die Besitzrechte über die Herrschaft Alt-Hart zwischen 1703 und 1784 ausübte und mit dem am 21. Juni 1784 in Alt-Hart ermordeten Grafen Josef Franz von Deblin erlosch. Sein Großvater, Mag Franz Ritter von Deblin, Hofrat und mährischer Amtskanzler, war der Gründer der Ortschaften Margarethen (1707), Wenzelsdorf (1712) und Frauendorf (1715); er wurde 1710 in den Freiherrnstand und sein Sohn Franz Anton 1741 in den Grafenstand erhoben. — Eine Erklärung des Namens „Debliner“ weiß aber heute niemand zu geben, obwohl er bei den Leuten Argernis auslöst, die so genannt werden.

## 16. Der umgehende Tote.

Zur Zeit, als in Neu-Hart noch das herrschaftliche Brauhaus bestanden hat, kam einmal der dortige Braumeister nach Piesling, um hier bei den Schankwirten das Geld für geliefertes Bier einzuheben. Weil er aber einen guten Trunk niemals verschmähte, sprach er dem Bier tüchtig zu und trat erst den Heimweg an, als es fast schon Mitternacht war. Er erreichte aber Neu-Hart nicht mehr; knapp vor Mudlau wurde er, des Geldes beraubt, am nächsten Morgen als Leiche gefunden. Weder ein Kreuz noch ein Stein bezeichnet die Stelle der unseligen Tat und dennoch überkommt den Wanderer, der um die Mitternachtszeit von Piesling nach Mudlau gehen muß, eine gewisse Scheu und Furcht; denn der erschlagene Braumeister kann angeblich im Jenseits keine Ruhe finden und „geht hier um“.

Bei dem in dieser Sage genannten Braumeister dürfte es sich um den im Neu-harter Brauhaus beschäftigt gewesenen Bindermeister Josef Kränzl handeln, der nach dem Sterbeprotokoll der Pfarre Neustift am 6. Dezember 1790 „am Wege von Piesling nach Mudlau just auf der Granitz tot gefunden“ wurde. Ob er einem Schlaganfall oder einem Verbrechen erlegen ist, läßt sich aus der Matrif nicht feststellen.

# Die Entwicklung des Bauernhauses im Böhmerwald\*)

Von Josef Bürger, Wallern

Wer in unserer Heimat nach den ältesten Bauten forscht, die an die Spitze einer Entwicklung gestellt werden könnten, der stößt fast in allen Dörfern auf das Haus des Dorfschirten. Wie alt mag es sein? Da bei der Gründung unserer Dörfer der kulturfähige Boden erst gerodet werden mußte, so mag der Besitz an Haustieren im Anfange sehr klein gewesen und erst nach länger andauernden Rodungen so angewachsen sein, daß das Bedürfnis nach einem gemeinsamen Dorfschirten entstand, für den dann gemeinsam das „Hirtahaus“ gebaut wurde. Mit Berücksichtigung dieses Umstandes dürfen wir auf ein Alter von 400 bis 500 Jahren schließen. Während aber das Hirtenhaus als gemeinsamer Dorfbesitz im ursprünglichen Zustande belassen wurde, haben unsere Bauernhäuser, die wir uns anfänglich ganz ähnlich vorstellen können, eine Entwicklung mitgemacht, die mit der Urbarmachung immer größerer Grundflächen gleichen Schritt hielt. Wir wollen also das Hirtenhaus als bezeichnende Ausgangsform des Böhmerwäldler Bauernhauses betrachten und etwas näher beschreiben.

1. Bild. Hirtenhaus in Christelschlag. Auf einer aus Bruchsteinen geschichteten Grundmauer erhebt sich ein Blockbau mit vorspringenden Balkenenden (Wettköpfen). Vom Eingang, der immer an der Traufseite liegt, kommt man in den Hausflur. Auf der einen Seite der in Stube und Kammer geteilte Wohnraum, auf der andern der Stall (Wohnstallhaus). Ein überall und besonders auf der Eingangseite weit vorspringendes Rehlbalkendach mit Krüppel- oder Halbwaln, bei uns „Schopf“ genannt, welche Dachform unserem Haus das kennzeichnende Äußere gibt.

Nach Einstellung der gemeinsamen Weide verlor das Hirtenhaus seine Daseinsberechtigung, wurde dem Verfall preisgegeben oder abgebrochen. Aber immer weiß man noch die Stelle, wo es gestanden.

2. Bild. Dorfschmiede in Plahetschlag. Auch die Gemeindefschmieden gehören zu den ältesten Bauten. Die Blockwände sind, einer späteren Mode entsprechend, verputzt.

3. Bild. Kleinbauernhaus in Schneedorf. Der bäuerliche Hausbau hängt mit der wirtschaftlichen Entwicklung eng zusammen. Je mehr Boden gerodet wurde, desto mehr Wirtschaftsräume brauchte man und der damit vermehrte Wohlstand gestattete auch den Ausbau der Wohnräume. Im Vergleich mit dem Hirtenhaus sind hier Stall und Scheune erweitert, das Haus ist länger geworden, die Wirtschaftsräume

\*) Dieser Beitrag ist zugleich als Sonderdruck in den „Schriften zu Gunsten des Böhmerwaldmuseums“ erschienen. Preis 3 Kr oder 36 Pfennig. Zu beziehen durch den Verein Böhmerwaldmuseum in Oberplan, Gau Oberdonau.

sind hintereinander geschaltet (Streckhof). Wir finden hier auch schon ein Ausgedingerstübchen in der hinteren Hälfte des Hausflures.

4. Bild. Bauernhaus beim „Rudolf“ in Brenntenberg. Bauernhäuser haben bereits einen eigenen Hausnamen. Ein notwendiger Ausbau der Wirtschaftsräume noch weiter nach hinten wäre unpraktisch gewesen und so stellte man die neue Scheune (Stadl) im rechten Winkel zum Haus. Es entstand der „Hafenhof“.

5. Bild. Bauernhaus beim „Schuaster“ in Blumenau. Manchem Bauern paßte es nicht, daß er als Ausgedinger in das kleine, versteckte Stübchen einziehen sollte. Er baute sich daher, solange er noch das Heft in der Hand hatte, als verkleinerte Wiedergabe der „Stube“ (Name für das Wohnhaus des Bauern) das „Stübl“ für sich. Er wollte im Ausgedinge auch Ruh und Schwein halten und für sie errichtete er anschließend einen Stall und einen Schuppen. So entstand neben dem Hauptgebäude ein zweites, vorerst unverbunden.

6. Bild. Bauernhaus beim „Michler“ in Albrechtsschlag. Stube und Stübl sind hier bereits durch einen hölzernen Torbogen verbunden, hinten ist der Hof noch offen. Dort geschah die Verbindung zwischen Stüblseiten und Stadl durch den Anbau eines Schuppens, Laube genannt, zum Einstellen der Wagen und zum Aufbewahren von Brennholz.

7. Bild. Bauernhaus beim „Karlhöfer“ in Deutschhaidl. Vollständig geschlossener Dreiseithof. Hofmauer mit Tor und „Türl“. Ab 1750 setzte sich bei uns der Steinbau durch und verdrängte den Holzbau. Es kam so weit, daß sich der Besitzer eines Holzgebäudes schämte und die Blockwände innen und außen mit Mörtel verputzen ließ, um Mauern vorzutäuschen. Die Hausform wurde bei diesem Übergang vorerst nicht wesentlich geändert.

8. Bild. Bauernhaus beim „Bohr“ (Bayer) in Rindles. Ungefähr um 1850 herum entstand in den mehr Getreidebau treibenden Gegenden des Böhmerwaldes das Bedürfnis nach größeren Räumen für Schüttböden. Die Lösung wurde in der Weise gefunden, daß man Stube und Stübl, also die beiden Flügel, durch einen Querteil (Torbau) zu einem einheitlichen Gebäude verband, wodurch im ersten Stock die gewünschten Räume gewonnen wurden. Ein derartiges Haus nennt man einen „Querstock“. Es stellt das Endglied der Entwicklung dar, ist der Stolz seiner Besitzer und der Wunsch derer, die es noch nicht haben. Damit ist das Bestreben des Böhmerwaldbauern nach einem allseitig geschlossenen Hof erreicht. Es sei hier bemerkt, daß im Gebiete der künischen Freibauern die Neigung zu einer geschlossenen Hofanlage nicht besteht. Der Stadl steht dort immer getrennt vom Wohnstallhaus.

9. Bild. Bauernhaus beim „Altrichter“ in Planles. Bei einer oberflächlichen Beurteilung, würde man die Häuser 7 und 8 für zwei verschiedene Hausformen halten. Sie kommen in unseren Dörfern überall nebeneinander vor. Tatsächlich ist aber 8 aus 7 auf die geschilderte Weise entstanden, ohne daß am Grundriß etwas geändert worden wäre.

Als Beweis dafür dient Bild 9. Hier ließ sich der vollständige Querstock wegen des Höhenunterschiedes zwischen Stube und Stübl nicht durchführen, das Haus ist gleichsam in der Entwicklung stecken geblieben.

Der Böhmerwald ist wirtschaftlich nicht gerade gesegnet. In einem merkwürdigen Gegensatz hierzu hat er eines der stattlichsten Bauernhäuser aller deutschen Gaue entwickelt. Siehe Bild 8! In künstlerischer Beziehung bedeutet aber nach meiner Meinung der „Querstock“ keinen Fortschritt gegenüber dem zweiflügeligen Hof (Bild 7). Diese wenig gegliederten Bauten wirken oft recht nüchtern und gleichen Mietzkasernen. Die Hausform 7 sollte also bei Erneuerungen erhalten bleiben, zumal man heute die Getreideböden nicht mehr braucht. (Lagerhäuser, Festpreise).

10. Bild. Bauernhaus in Wallern. Von dem bisher gezeigten Böhmerwaldhaus unterscheidet sich als ganz andere Hausform das Wallerer Haus, dessen Verbreitungsgebiet sich auf einen Keil beschränkt, der über die bairische Grenze bis Wallern reicht. Es ist ein Mittertennbau mit flachem, mit Segschindeln gedeckten Pfettendach; Eingang auf der Siebelseite. Der Grundriß ist wesentlich anders und dementsprechend auch die Raumberteilung.





1. Girtenhaus in Christelschlag (Bez. Prachatitz).



2. Dorfschmiede in Plahetšlag (Bez. Prachatitz).



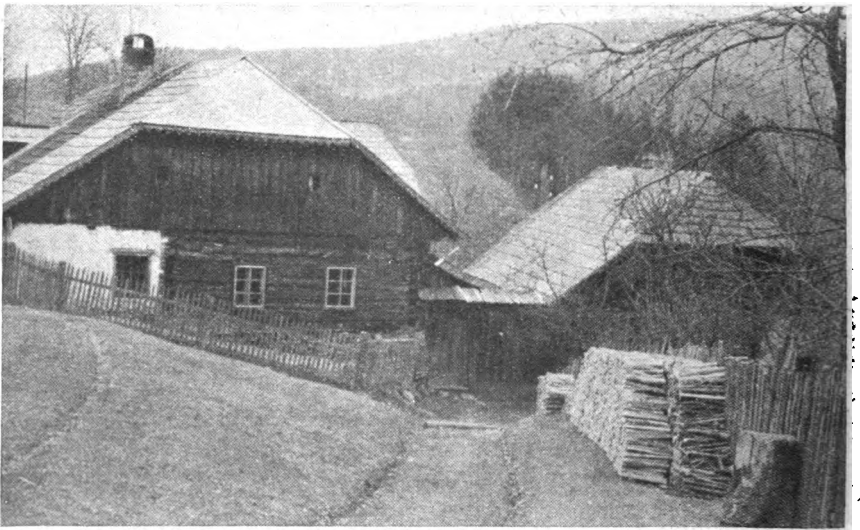
3. Kleinbauernhaus in Schneedorf (Bez. Wallern).



4. Bauernhaus beim „Rudolf“ in Brenntenberg (Bez. Prachatitz).



5. Bauernhaus beim „Schwafter“ in Blumenau (Bez. Raßching).



6. Bauernhaus beim „Mickler“ in Albrechtschlag (Bez. Prachatitz).



7. Bauernhaus beim „Karlhöfer“ in Deutschhaidl (Bez. Oberplan).



8. Bauernhaus beim „Bohr“ (Bayer) in Rindles (Bez. Oberplan).





9. Bauernhaus beim „Ulrichter“ in Planles (Bez. Oberplan).



10. Bauernhaus in Wallern.

# Zur Ostgrenze des „historischen Egerlandes“

Von Dr. Rudolf Fischer

Die Grenzen des „historischen Egerlandes“, d. h. jenes Gebietes, das erst durch die Verpfändung vom Jahre 1322 zu Böhmen gelangte, wurden oft als Schranken betrachtet. Das stammliche Egerland aber ist größer.

Schon zur Zeit der Hohenstaufen verbreitete sich das Deutschtum weit über das „historische Egerland“ hinaus. Friedrich Rotbart, der seit etwa 1173 seine Macht auch über das gesamte Elbogener Land ausgedehnt hatte, wurde da zum Förderer der Rodung und bauerlichen Besiedlung. So übertrug er den Waldsaffener Mönchen, unter deren Leitung aufs eifrigste gerodet wurde, das Waldgebiet um Chodau. Aus Siedlern verschiedener Herkunft, vorwiegend freilich aus Baiern und Franken, erwuchs im westlichen Böhmen der Egerländer Stamm.

Selbst im politisch-geschichtlichen Sinn wurde der Ostgrenze des „historischen Egerlandes“ mehr Bedeutung gegeben als ihr gebührt. Denn sie entspricht — wie wir erkennen mußten — durchaus nicht der Grenze des Egerlandes vor dem 13. Jahrhundert.

Die natürliche Grenze des Egerer Beckens, also des geographischen Egerlandes, bilden im Osten der Leibitschramm und das Kaiserwaldgebirge, die bei Königsberg an die Eger herantreten und die Ebene des Egerlandes von dem Falkenauer Becken abspinnen. Das an der Schwelle des Kaiserwaldes gelegene Königsberg und die ihm vorgelagerten Dörfer gehören noch zum geographischen Egerland<sup>1)</sup>.

Mancher hat sich schon gewundert, warum das „historische Egerland“ nur bis Nebanitz reicht und vor Dörfern, wie Mostau und Rottigau, die noch so schön in der Egerlandebene liegen, plötzlich haltmacht. Es ist auffallend, daß die Grenze des „historischen Egerlandes“ vom Unterlauf des Leibitschbaches abbiegt, sich vor dem Rand der Egerlandebene zurückzieht, auch Kulsam ausschließt und erst jüdllich von Königsberg bei Thurn der natürlichen Grenze sich wieder nähert.

Wie ist diese Grenze entstanden? — Zur Beantwortung dieser Frage verhilft uns die Geschichte Königsbergs, die nach den letzten Forschungsergebnissen in neuem Licht erscheint<sup>2)</sup>.

Auf dem Königsberger „Schloßberg“, dem strategisch wichtigen Punkt, erhob sich eine staufische Burg, die unter Friedrich Rotbart errichtet wurde. Als um das Jahr 1212 die staufische Oberhoheit über das Elbogener Land zu Ende ging, wurde auch Königsberg an Böhmen gezogen. Wenzel I. ließ dann vom Kloster Doman hier eine Stadt gründen, um Königsberg für sein Land dauernd zu sichern.

<sup>1)</sup> Vgl. Räumler, Die ländlichen Siedlungen des Egerlandes, Leipzig 1935, S. 7ff.

<sup>2)</sup> Fischer, Die Ortsnamen des Bezirkes Falkenau, Reichenberg 1938, unter Königsberg.

Was nun das Entscheidende war: die alte Königsberger Burg kam an Böhmen nicht allein, sondern mit ihrem Burgbezirk. Und in diesem befanden sich eben auch die bereits in der Egerlandebene liegenden Dörfer, die auf diese Weise von dem staufischen Egerland losgelöst wurden. Infolgedessen waren sie 1322 nicht mehr bei dem „Historischen Egerland“, das König Ludwig an Böhmen verpfändete.

Gradl und nach ihm Siegl haben sich geirrt, wenn sie auf ihren Karten die Grenze dieses „historischen Egerlandes“ bei Nebanitz zugleich als Grenze des ältesten Egerlandes zeichneten und somit das Gebiet von Mostau bis Königsberg, das erst um 1212 an Böhmen kam, aus dem alten Egerlande ausschlossen<sup>3)</sup>.

Dieses Gebiet, das die Dörfer Mostau, Rottigau, Seibitzsch, Kulsam, Dobrassen, Kolesengrün und die am rechten Ufer des Seimbaches gelegenen Teile der Dörfer Thurn, Sapitzfeld und Tipesenreuth umfaßte, gehörte zu dem Königsberger Hinterlande, das die Landgrafen von Leuchtenberg als Behen erhielten und das einen eigenen Halsgerichts Sprengel bildete, der seinen Sitz in Königsberg hatte.

Mostau war eine Feste, wurde 1530 von Albrecht Schlick gekauft und gelangte so zum Schloß Königsberg, wurde aber nach 1600 wieder ein selbstständiges Gut. Nach Aufhebung der Herrschaftsverwaltung im Jahre 1848 wurde das Gut Mostau mit den Dörfern Mostau, Kulsam, Dobrassen, Kolesengrün, Sapitzfeld und der jüngeren Häuslerfiedlung Klingen zum Bezirk Eger geschlagen. So wurde ein Teil des um 1212 vom alten Egerlande losgelösten Gebietes verwaltungsmäßig wieder der Stadt Eger zugewiesen.

Eine Besonderheit sind die sogenannten „Bachana“ (Bacher), die Bewohner der Dörfer Thurn, Sapitzfeld und Tipesenreuth, die der Seimbach durchfließt, der hier die Grenze des „historischen Egerlandes“ ist. Die Höfe am rechten Ufer wurden um 1212 mit zu Böhmen gezogen, die am linken verblieben beim „historischen Egerland“. Jene sind mit Ausnahme des Rubnerhofes in Tipesenreuth bis in die Gegenwart nach Königsberg eingepfarrt, diese nach Treunitz im „historischen Egerland“, wohin auch der Rubnerhof zugeteilt wurde. Doch fühlen sich die „Bachana“ insgesamt als „rätt Schalanda“ und sie trugen auch die Tracht des engeren Egerlandes. Dagegen nannten sie die Bewohner der benachbarten Kaiserwaldgegend, die auch in der Tracht bereits zum „Unterland“ gehörten, „Bäihm“, „Holzbäihm“ oder gar „Kasbäihm“.

Oben so wie die „Bachana“ rechneten sich die übrigen Bauerndörfer des Mostauer Gebietes zum engeren Egerland. Das Städtchen Königsberg vollends war ihm stets zugetan in vielerlei innigen Beziehungen.

Zusammenfassend sei festgehalten: Die Ostgrenze des „historischen Egerlandes“ ist nicht die des ältesten Egerlandes. Die Grenze des Egerlandes vor 1212 ist die natürliche

<sup>3)</sup> Gradl, Geschichte des Egerlandes; Siegl, Eger im Wandel der Zeit von 1000 Jahren, Eger 1931, s. Karte.

Grenze, die der Reibitzflam und das Kaiserwaldgebirge bilden.

Daß sich im engeren Egerland ein eigener Stolz entwickelte, ist bedingt durch das starke, selbstbewußte Bauerntum und durch die Sonderstellung, die das „historische Egerland“ Jahrhunderte lang genoß. Es ist der Boden, der am frühesten besiedelt wurde.

Doch die Egerländer in ganz Westböhmen sind geschichtlich und sprachlich, aber auch kulturell und volkskundlich vom „historischen Egerland“ nicht zu trennen.

## Iglauer Schimpfnamen

Von Dr. Heinrich Watschitz, Leitmeritz

(Schluß.)

**Grasel** — arbeitscheuer, verbrecherischer Laugenichts; nach dem Räuberhauptmann dieses Namens benannt; von diesem wird auch das Motiv berichtet, daß er, unter dem Galgen stehend, seiner Mutter, statt sie zum Abschied zu küssen, die Nase abbeißt, weil sie ihn zum Verbrecher gemacht habe. Er hat in den Jahren 1808 bis 1815 das südböhl. Böhmen und das südwestl. Mähren unsicher gemacht und wurde am 31. Jänner 1818 in Wien hingerichtet.

**Rippengstell** — magerer Mensch; Gerippen gestell; der 1. Teil kommt als Sammelname für alle Rippen aber auch für das ganze Knochenstelett des Menschen erst im 17. Jh. in der älteren Form *Gerisse* vor; über den 2. Teil siehe bei *Gstetten*.

**Grobian** — der grobe, rücksichtslose, derbe Mensch; es ist eine humanistische Scherzbildung, zum ersten Male 1492 in Nürnberg und 1494 bei Sebastian Brant belegt („bauer = rusticus grobianus“); an das Wort *grob* wird nach dem Muster von lat. Heiligennamen wie *Cassian*, *Cyprian*, *Damian* die Endung *ian* angehängt. Der Sprachgelehrte *Scheidt* teilte 1551 das Wort in *grob* und *Jan*, der grobe Hans; ahd. *g(i)rob*, mhd. *g(e)rop* = dick, ungeschickt, unfein; slav. Einfluß verrät die Form *Grobianski* = die Eigenschaft eines *Grobians* besitzen.

**Grölmäs** — siehe bei *Rölmäs*.

**Gschlemotzher** — die Tuchmacher, weil sie zur Entfettung der Schafwolle den Ammoniak des faulenden Harnes benützten. Ge leitet die Gesamtheit ein, vgl. *Wettsacher*; über das 2. Wort siehe bei *Motzcherer*.

**Gsamle** — verächtlicher Ausdruck für eine Gesellschaft, Menschengruppe; im Egerländ. *Gsäme*, *Gsämler*; über die Silbe *Ge* siehe im Vorherigen; sammeln vom ahd. *samanon*, mhd. *samelen* = zusammen, ursprünglich: nach dem selben Orte hin, urverwandt mit *samana* = zusammen, lat. *similis* = ähnlich, altisl. *samu* = selber.

**Gschafstelhüber** — vielseitig und dennoch nicht ausdauernd tätig, einer der sich in alles einmengt, keine Arbeit gründlich versteht; der 1. Teil von geschäftig, ahd. *scaffan*, mhd. *schaffen* = bewirken, arbeiten; der

2. Teil zunächst als Familiennamen bekannt; der Huber, Hübner, Hüfner ist der Besitzer einer Hufe, mhd. huobe, ahd. huoba = ein Stück Land von gewisser Größe und auch die Niederlassung darauf selbst.

Gschertter — Polizist, d. h. der Geschorene, Unfreie, Abhängige, denn in älterer Zeit trugen die Unfreien zum Unterschied vom Freien den Kopf stets geschoren, der Freie langhaarig. Verbindungen wie z. B. geschertter Aff kommen vor.

Gschmatleter Kerl — linkscher, unbeholfener Mensch; tsch. šmatlati = krumm gehen, tappen, herumtrotten; über Kerl siehe bei K.

Gschramaul — Lästterer, Vielredner, lästiger Mensch, der überall mitspricht; mundartl. Geschreimaul; der 1. Teil vom ahd. scrian, mhd. schrien; der 2. Teil ahd. mula, mhd. mul(e), urverwandt mit dem altind. mula = Wurzel als Trinkorgan der Pflanze wie das Maul für das Tier; Maul = Mund wegen der schimpfl. Gleichstellung des Menschen mit dem Tiere.

Gschwoderer — Vielredner, Schwächer; mundartl. aus Gschwader, eine Gesamtheit des Schwaderns, Nebenform von Schwadronieren; Schwadern bedeutete schon immer schwächen, seit 1400 Schwächen, daneben auch smeßen in der Bedeutung von plaudern; Schwadronieren bedeutete noch im 18. Jh. das wilde Herumschlagen mit dem Säbel, die erste Kampfart der Reiter Schwadron, um sich den Gegner vom Leibe zu halten; später entwickelte sich daraus die Vorstellung vom planlosen Vielreden.

Gschwollorisch — aufgeblasener, eingebildeter Mensch in wörtlicher Umdeutung; der 1. Teil vom ahd. u. mhd. swellen = zunehmen, anschwellen, erhaben sein; der 2. Teil mundartl. aus dem ahd. u. mhd. ars, ers vom idg. orsos, verwandt mit dem griech. orros = Steiß; mhd. r̄s ergibt im nhd. r̄sch wie z. B. Kirsche mhd. kirse, ahd. kirsa.

Gferesmocher — der Wehleidige, der unnötig jammert; der 1. Teil ist ein in der Gaunersprache gebrauchtes Wort gefeires, gefeier = unnützes Reden vom neuhochdeutsch gezera, Mehrzahl gezeroth = Behauptung, erregtes Gespräch.

Gsindel — Mehrheit unnützer, gemeinschädlicher Menschen, verächtliche Bezeichnung einer Menschengruppe; mundartl. aus Gesindel, frühnhd. gisindlein, die Kleinform von Gesinde, ahd. gisind = der einen Sind d. h. Weg, Reise mitmacht, der Gefährte, das Reisegefolge; im genannten schimpflichen Sinne erst seit dem 17. Jh.

Gstetten — langer, hagerer Mensch, langes Gestell, besonders bei Frauen angewendet wie Hopfenstange. Ge-stetten hat sein Grundwort aus einer Nebenform von stellen, ahd. stati ist mit mhd. stalte, vom ahd. und mhd. stellen; auch „stets“ ist ein erstarrter 2. Fall von stet, ahd. stati und bedeutet das Feststehende, Beständige.

Gunken — alte G., eine alte Frau, Weib in derbem Sinne; mundartl. aus Unke entstanden; ahd. und mhd. unc = Schlange, ahd. ucha, mhd. uohe = Kröte; im nhd. gilt Unk zunächst für die sogenannte Hauschlange und in übertragener Bedeutung für einen Stubenhocker. Der Name

für Schlange wird verdrängt und an seine Stelle tritt der für Kröte. Nach anderer Ableitung ist Gunte aus Kunkel = Spinnrocken (lat. colus in der gleichen Bedeutung) daher die Frau, deren Platz beim Spinnrocken ist. (Vgl. Kunkellehen, solche, die in weibl. Linie erblich waren.)

Gvotter — einfältiger, harmloser Mitmensch; dies und die weibl. Form Gvotterin auch für die Rindspaten, Nachbarn, Freunde, Bekannte im allgemeinen; ahd. gifatero = geistlicher Mitvater, „auch du mein Bruder“.

Habemus — Rausch; das Wort ist im Oberdeutschen ein aus der Studentensprache übernommenes Scherzwort; in dem studentischen Papstspiel des 17. und 18. Jh. kommt der Ruf „habemus papam“ vor, = „wir haben einen Papst“ (so die offizielle Verständigung an die Menge nach erfolgter Papstwahl) hier allerdings in der Bedeutung „wir haben einen Rausch“.

Hadschiloja — ein hinkender, mindertwertiger Mensch; das Wortspiel entstand nach 1878 wegen der Ähnlichkeit des mundartl. hatschenhinken mit dem arab. Hadschi; der genannte Hadschi Boja war ein fanatischer Insurgentenführer während der Okkupation Bosniens 1878; die österr. Soldaten brachten seinen gefaßten, später verhöhnten Namen in die Heimat, um ihn von nun an zu gebrauchen, wenn sie jemanden verächtlich bezeichnen wollten. Das arab. Wort stammt von hadsch = die Pilgerfahrt, hadschdscha = gehen, schreiten (nach Mekka).

Halafakker — und die weibl. Gestalt der Halafak(ter)in, zwei in Jglau wohlbekannte und beliebte Figuren, naiv, ein bißchen vorlaut, derbe aber lebensbejahende Kritiker des Alltages, wie sie besonders der vor wenigen Jahren verstorbene Schulleiter Ferdinand Graßl und vor ihm der Jglauer Uhrmacher Fritz Warhanek in seiner Schrift „Der lustige Jglauer“ (1873) am besten dargestellt haben, Partnerin der Blaschkin; das Wort ist à la Facke zu lesen, franz. = wie ein Fackel. Diese in Berlin geprägte Form (die Berlinerische Endung ke wie in Kasse, Steppke) kommt von Faks, Fax, Fagenmacher = einer der lose Streiche, Poffen macht, hergeleitet vom lautmalenden Ficksack = sich hin und her bewegen; (vgl. Fagenmacher). Ende des Mittelalters besteht bereits das Wort ficksackes oder fixfax für Poffen, lose Streiche; in Berlin gibt es den Patentfackel = Poffenreißer; das Wort dürfte mit den preußischen Truppen 1866 nach Jglau gekommen sein.

Halawachel — dicker, vierschrötiger, einfälliger Mensch, im Egerländischen in der Bedeutung von Lump; das Wort entstand wie Halafackel aus der Form à la Wachel d. h. Wallach, wie ein Wallach (= verschnittenes Pferd, Gaul); im Sprachengebrauche steht das Wort schon seit 1500, gleichlautend mit dem Volksnamen, der slaw. Bezeichnung der Rumänen; das altslaw. vlachu = ahd. walach und die verschnittenen Pferde kamen lange Zeit nur aus Ungarn und Rumänien nach dem Westen.

Halunke — schlechter, betrügerischer Mensch; das Wort kommt erst im 16. Jh. als holunck = Nichtswürdiger vor (1541 in einer Prager Zeitung); es stammt vom tsch. holy = nackt, bloß, dazu holomek = der

nackte Bettler; im 17. Jh. hießen holante die niederen Schloßbediensteten in Schlessien.

**H a m m e l** — gschertter Hammel, direkter Vergleich mit dem Tiere, dummer Mensch; ahd. hamal, mhd. hamel = verschnittener Schafbock vom ahd. hamal = verstümmeln; vgl. bei Gschertter.

**H a m p e l m a n n** — mundartl. Hampfmo, einfältiger, leicht beeinflussbarer Mensch; erst seit dem 16. Jh. in Gebrauch, von einem niederdeutschen Worte hampeln = sich hin und herbewegen; Vergleich mit der Zugsuppe.

**H a n s w u r s t** — Spaßmacher, einfältiger Mensch; das Wort erscheint zum ersten Male als Hans wurst 1519 in Sebastian Brants Narrenschiff als Bezeichnung für einen unbeholfenen Dicken, dessen Gestalt einer Wurst gleicht; im bair.-österreich. Gebiet kommt die Kurzform Wurstl vor; Hansnarr ist eine Nachbildung seit dem 17. Jh. Hans ist die seit dem 14. Jh. bekannte Kurzform von Johannes, lat. Form des hebr. Personennamens Jehochanan = Jehova schenkt, ist gnädig, erbarmt sich. Wurst ist ahd. und mhd. in der gleichen Form und Deutung, kommt nur in der deutschen Sprache vor in der Bedeutung von Gemengsel aus der idg. Wurzel nerst = drehen, daraus eine rekonstruierte Form urtsti = Drehung, Rundung.

**H e p h e p** — Spottname für Juden; das Wort ist seit Anfang des 19. Jh. bekannt, ein Hebruf bei den Judenverfolgungen 1819 in Süddeutschland, wahrscheinlich eine Abkürzung von Hebräer. Angeblich sollen sich schon im 17. Jh. hausierende Juden in Italien durch den Ruf Heb angekündigt haben, wie sie sich zum Beispiel in den Gassen und Haushöfen Wiens durch ein laut gerufenes „Handlee“ bemerkbar gemacht haben. Hebräer ist die griech. Form des hebr. ibhri = der Jenseitige, d. h. der von jenseits des Euphrat nach Palästina Gefommene, oder aus der Wortform ebber = Jenseitiger.

**H e g e** — alte Hex, verkrüppeltes, altes Weib mit böartigem Wesen; ahd. hagzissa, mhd. häxe = die in dem Hag (Gehege, Dornzaun) sitzt und lauert wie ahd. zurita = Zaunreiterin.

**H i e d e l g e i e r** — der Hühnergeier, Geflügelieb, Gegenstück zu Fischmoderer; gelegentlich auch in der Form Hiedelgeiger; Huhn ist die sächsische Form zu Hahn, ahd. hano, mhd. hane vom germ. hanan, urverwandt mit lat. canere = singen, der Morgensänger; Hiedel die mundartl. Kleinform Hühnchen, Hühnlein; ahd. und mhd. gir = Geier hängt mit ahd. giri = gierig zusammen, der nach Beute gierige Raubvogel.

**H o p f e n s t a n g e** — übermäßig schlanker, großer Mensch, wörtl. Vergleich; ahd. hopfo, mhd. hopfe, Ableitung unbekannt; ahd. stanga, mhd. stange ist verwandt mit ahd. stungen = stechen aus der gemeinsamen Wurzelform steng.

**H o s e n s c h e i ß e r** — Feigling, furchtsamer Mensch; der 1. Teil stammt aus der idg. Wurzel keus = bedecken, germ. huson = Hülle, ahd. hosa = Hülle des Unterschenkels, Strumpf, Samasche; das germ. Wort kam in die romanischen Sprachen, z. B. altfranz. hose, neufranz. houseaux

ital. uosa = Gamasche. Später wurde das Kleidungsstück, eigentlich sind es zwei gleichartige und gleichzeitig getragene Stücke, über die ganzen Beine verlängert und um den Leib zu einem gemeinsamen Ganzen vereinigt; daher gebraucht man noch die Mehrzahlform Hosen, ein Paar Hosen; der 2. Teil des Wortes vom ahd. seican, mhd. schizen aus der idg. Wurzel skheid = scheiden, ausscheiden; dazu gehören auch das griech. schizein = spalten, scheiden, lat. scindere = spalten, das ital. schito = Mist, altfranz. eschiter = befudeln.

**H u n d** — gemeiner, niederträchtiger, verachteter Mensch; das Wort ist allen germ. Sprachen gemein, ahd. hunt, germ. hunda aus einer idg. Wurzel hun; gelegentlich hört man die Verstärkung Hundsvieh; vgl. bei Vieh.

**H u r e** — Prostituierte, verächtl. Bezeichnung für Weib schlechtweg; vgl. bei Saffenhur.

**I d i o t** — dummer Mensch ohne Einsicht und Erkenntnis, unverbessertlich dumm; das Wort stammt vom griech. idiotos — eigen, der eigene Mensch; der Privatmann heißt griech. Idiotos. Die Bedeutung des Blödsinnigen erhielt das Wort zuerst in England und kam von dort erst nach 1838 in das deutsche Sprachgebiet.

**I t ü f t l e r** — übertrieben, peinlich genauer Mensch; in der Studentensprache ist der I-Punkt der Inbegriff des Kleinen, Nebensächlichen, Unbedeutenden; tüfteln ist erst in der Neuzeit aus den mitteldeutschen Mundarten in die Studentensprache und von dort in die Schriftsprache aufgenommen worden; es bedeutete schon im 18. Jh. die mühselige Kleinarbeit sauber und unverdrossen verrichten; vielleicht läßt es sich mit dem rotwelsch dist = gut in Verbindung setzen.

**J e s u i t** — als Schimpfname meint man einen heuchlerischen, ränkevollen Menschen; im 16. Jh. wurde der Ordensnamen für „Betbruder“ gebraucht. Der Orden wurde von seinem Begründer Jgn. v. Bohola compagna Jesu genannt, in der Bewilligungsbulle des Papstes Paul III. 1540 heißt er societas Jesu (lat. = Gesellschaft J.). Der Namen Jesu stammt vom hebr. Jeschua aus jehoschua = der Retter, Erlöser, Helfer (Gottes).

**J u d a s** — in verächtl. Sinne der Verräter, heuchlerischer Mensch; nach dem Apostelnamen, hebr. aus Jehuda = der Gepriesene.

**K a f f e r** — unbedeutender, dummer Mensch; das arab. kafir = Ungläubiger stammt von kafara = ungläubig sein; in der Studentensprache ist aber der aus der Gaunersprache übernommene Ausdruck vom hebr. kaphri = der Dorfbewohner abgeleitet, in übertragener Bedeutung der ungebildete Dörfler, der dumme Unbeholfene; nahe kommt auch die Ähnlichkeit des Wortes mit Gaffer.

**K a l b** — Kalbstrottel, Kalbshayen — unmittelbare Vergleiche mit dem Tiere in der Bedeutung von dumm, einfältig; vgl. dazu Mondkalb; ahd. chalp, mhd. kalp = junge Kuh aus dem idg. gelbh = Junges vom Tiere überhaupt.

**K a l f a k t e r** — einer, der minderwertige Dienste verrichtet, seine Arbeit unrichtig durchführt; auch in der Bedeutung von Schwätzereien hin-



terbringen; früher in der Bedeutung Zwischenträger, Schmeichler, Liebediener; das Wort stammt vom lat. calefactor = der Warmmacher, Heizer. Ende des Mittelalters hieß so der mit dem Heizen betraute Schüler der Lateinschule, daraus dann in der Studentensprache der Streber, der sich durch solche niedrige Dienste in die Gunst der Lehrer schmeichelte.

**Kamel** — unmittelbarer Vergleich des Dummen; altfem. und altarab. gamal = das Höckertier, daraus griech. kamelos, lat. camelus, mhd. kemel.

**Karnale** — carnaille, allgemeines Schimpfwort wie Vieh; franz. canaille = Hundevolk, Hundepack (lat. canis = der Hund) in der Bedeutung von Gesindel, Straßenpöbel; ital. canaglia; seit dem 17. Jh. in Gebrauch.

**Karnikel** — kleiner Mensch, dummschlauer Mensch; das Wort — eine Nebenbezeichnung von Kaninchen — war ursprünglich nur auf Nord- und Mitteldeutschland beschränkt und hat sich im Laufe des 19. Jh. nach dem Süden verbreitet. Das Tier kam in den Teilen Europas nördlich der Alpen erst in geschichtlicher Zeit auf, daher fehlt ein alter germanischer Name. Das lat. lepus cuniculus = der Hase, der in röhrenförmigen Erdhöhlen wohnt, kam ins mhd. als kun(ik)lin, daraus mundartl. im bahr. Königl. in Österreich der Rinigl(has).

**Kauderwelsch** — unverständliches Reden; nach den ältesten Belegformen Rhotwertsvalch 1379 als Eigennamen und Rudertwelsch 1691 wird das Wort auf Ruder, Kauder = Berg zurückgeführt. Die Flachs- und Berg Händler waren in Süddeutschland häufig Italiener, ihre Sprache wurde als das Welsche des Flachshändlers nur mangelhaft verstanden, der Name dann auf das Unverständliche jedes Fremden übertragen.

**Kazelmacher** — Italiener, in übertragener Bedeutung der Heuchler; das Wort ist in Wien als Schimpfwort dem Italiener gegenüber schon seit 1740 nachgewiesen; es stammt vom ital. cazzo = die Harnröhre, ein Gemeinschimpfwort, das die Italiener selbst beständig gebrauchten.

**Kepplerin** — böshafte, streitsüchtiges Weib; zur Ableitung kommt wohl nur das mhd. kuppelaerine = Kupplerin in Betracht; auch die nhd. Form von koppeln = kuppeln beruht auf koppel = Kuppel = Wand; verwandt ist das mhd. keppelin von Kappel = Kappe, Kapuze zum Verhüllen des Kopfes; mhd. köppeln bedeutete auch rülpsen.

**Kerl** — starker, grober Mensch; in mannigfacher Verbindung mit dumm, frech usw. Das Wort ist gemeingermanisch: karla = Mann, ahd. karal, mhd. karl = der Mann in jeglicher Hinsicht, der Geliebte, Gatte, Held; frühzeitig schon wurde das Wort auch als Personennamen verwendet, z. B. Karlmann, Karl, Karola, tsch. karel, maghar. Karoly, franz. Charles; mundartl. Kerl; das nord. Dalekarlien ist die Tallandschaft, in der die Karle = großen Männer wohnen.

**Kettenhund** — unfreundlicher, bössartiger Mensch = wie ein K. Das 1. Wort vom lat. catena = Kette; über den 2. Teil siehe bei Hund.

**K e z e r** — einer, der sich der allgemeinen Meinung nicht anschließt; auch in der sonstigen Bedeutung des Wortes: Irrgläubiger; das Wort stammt mit seinen Nebenformen Kötzer und Queker vom mhd. ketzer gleich Schänder, dieses vom mittelniederdeutschen quetsen = verletzten, zertrümmern, schädigen, daher der Glaubensschänder.

**K i n e s e r** — ein leichtgläubiger, einfältiger Mensch; Völkernamen sind bei anderen Völkern selbst selten als Schimpfnamen in Verwendung; Ausnahmssbeispiel noch Krotwot, siehe bei K.; anderseits aber benennen Nachbarvölker einander gerne mit Scherz- oder Schimpfnamen, so z. B. der Slawe den Deutschen als nēmec = der sich nicht (mit ihm verständigen) kann, oder die Nachbarn die Slawen, nach neuerer Auffassung nicht von slovo = Wort, die Redenden, sondern nach einem altslaw., heute nicht mehr gebrauchten Worte slow = faul, die Faulen, ferner Samojeden = die Erdfesser. China ist die indische Umformung des Namens eines alten Dynastensammes Tsin.

**K l a c h e l** — derber, lobiger Mann; im mhd. in der gleichen Form oder als kleckel, klechel, der Glockenschwengel, Klöppel, Klobz.

**K l u m p e r t** — siehe bei Klumpert.

**K n a u s e r** — der Geizige, übertrieben Sparsame; das Wort ist erst seit dem 17. Jh. im Sprachgebrauch und stammt vom mhd. knuz = fedt, verwegen, hochfahrend; es kommt gelegentlich als Familienname vor: Kneißl.

**K n e d l** -- Knödel, ein dicker, unbeholfener oder geistig beschränkter Mensch; ahd. knodo, knoto, mhd. knödel ist jeder natürliche Knoten an Tier- und Pflanzkörpern; das Wort kommt in allen idg. Sprachen aus der Wurzel gnuton vor, z. B. Knute = Peitsche mit Knoten.

**K n e i s e r** — Feigling; auskneifen = aus der Umklammerung der Pflicht sich losreißen; aus dem gleichen Bilde der Umklammerung stammt die 2. Bedeutung des Wortes für Klemmer, Nasenkneifer, Zwicker. Das Wort stammt vom niederdeutschen knipen und ist erst im 19. Jh. südwärts vorgedrungen.

**K r a c h e r** — gebrechlicher Mensch; ahd. krabbon, mhd. krachen = aufknacken, sprengen, knistern; die Gelenke krachen an einer alten, nicht mehr leistungsfähigen Maschine; daher alter Kracher.

**K r a k e l e r** — Mörgler, unbequemer, ungerechter Kritiker, Stänkeferer; das Wort stammt vom mittelniederdeutschen krakelen = lärmern, gackern, vielleicht aus kra-kelen = aus voller Kehle schreien wie eine Krähe.

**K r a u t e r e r** — ungeschickter, unbeholfener Mensch, der wenig gilt, über den man sich lustig macht wie über eine Vogelscheiße im Krautacker; gelegentlich wird der Polizist damit gemeint. Ahd. und mhd. krut = Gemüse geht auf idg. guruto in gleicher Bedeutung zurück, daraus auch das franz. choucroute = Sauerkraut; als Schimpfwort kommt auch der Krautscheißer vor, verächtlicher, energieloser Mensch.

**K r e b e z e n** — ersticken, das Krebezzen kriegen = in Erstickungsgefahr gelangen oder mit Darmkatarth behaftet sein; das Wort dürfte als Neben-

form zu krepieren gezählt werden, lat. crepare = plätzen, krachen, bersten; seit dem 17. Jh. ist die ital. Form crepare in der Bedeutung von verrecken, sterben im Gebrauch; dazu gehört auch das tsch. chrapati = rasseln, schnarchen; verwandt ist krächzen.

**Kriepel** — mundartl. aus Krüppel, unansehnlicher, verkrüppelter, bedeutungsloser Mensch; mhd. kruessel stammt aus dem niederdeutschen und ist eine Nebenform zu krümmen, krumm; mhd. chrump = gekrümmt, verdreht; dem Worte liegt das idg. grup = ausgebuchtet zugrunde. Nahe steht aber auch eine 2. Herleitung von Gerippe, Gesamtheit der Rippen, ahd. rippa, mhd. rippe, altflaw. rebro, germ. ribja, bei Luther noch Riese geschrieben.

**Krolmas** — verächtl. Ausdruck für bedeutungslosen, verkrüppelten, einfältigen, kleinen Mann; die sprachliche Ableitung ist sehr unsicher; zur Verfügung stehen: 1. Krolle = Vocke, in dieser Bedeutung mehr in der Rheingegend zu Hause, auch als Familienname Kroll und Krull verwendet. 2. Groll, mhd. grullen = zornig murren, angelsäch. gryllan = knirschen. 3. grölen, mhd. gralen = laut lärmern. Für die 2. Silbe mas ist vielleicht maß gleichzusetzen von Meze = Dirne; mhd. metze entstand aus dem 1. Bestandteile des Mädchennamens Mecht-hild und dem Suffix iza bei weiblichen Rosenamen; im Personennamen bedeutet mecht die Macht, das Ansehen, hild ist ahd. Kampf; die Bedeutung von Dirne ist für Mechtiza = Meze schon im Mittelalter gegeben. Vielleicht ist für die 2. Silbe bloß as als mundartliches es, zu lesen. Sämtliche unbefriedigenden Wege lassen daher die sprachl. Ableitung des Wortes dt. noch offen.

**Kronoster** — auch in der Zusammensetzung: a vltis Kronoster oder Kranaster = ein alter, arbeitsunfähiger Mann; die Verbindung mit dem griech. chronos = Zeit, ist abwegig; wahrscheinlich liegt das tsch. chramosta zugrunde, zu dessen ursprüngl. Bedeutung Geräusch, Getöse auch die Nebenbedeutung „ein ungehobelter Mensch“ gehört, dazu das Zeitwort chramoti = Geräusch machen.

**Krowot** — Der Kroate in der Verwendung wie Kineser (siehe dort). Der Volksname ist die deutsche Formung des kroat. Chrowat, Chrobat, Erwat, nach älterer Deutung von cherbet = Bergücken, demnach die Bergleute, die im Gebirge Wohnenden; neuere Ansichten führen das Wort auf das altflaw. chruoatin = verteidigen, abwehren zurück oder auf eine altflaw. Wurzel, die im Franischen als Viehhüter, Beschützer auftritt; eine alte Ableitung des Kaisers Constantin Porphyrogenitus im 10. Jh. nennt die chrobatoi „die das große Land Besitzenden“.

**Kucheldragoner** — derb, dralle Köchin, Dienstmädchen. Küchen- dragoner war der amtl. Name dreier Berliner Regimenter, die 1689 bis 1704 den Dienst beim Hofstaate versahen. Der Berliner Volkswitz übertrug den Namen auf die Köchin; durch die Studentensprache wurde der Ausdruck weiter verbreitet.

**Kujon** — schlechter, nichtswürdiger, hinterlistiger Mensch; im 16. Jh. in Westdeutschland eingedrungenes franz. Schimpfwort coion, couyon, ital. coglione = Schuft, Memme vom lat. coleus = Gode; kujonieren =

jemanden einen Schuft nennen, erhielt im 30jähr. Kriege die Bedeutung jemanden schlecht behandeln, plagen, quälen.

**S a d e n s c h w e n g e l** — kaufmänn. Gehilfe; aus der Studentensprache des 18. Jh., dem älteren Galgenschwengel nachgeahmt; letzteres Bild stammt aus dem Vergleich des Gehentken mit dem Schwengel (vom Zeitworte schwingen) der Glocke, Klöppel.

**S a f f e** — ungebildeter aber eingebildeter, einfältiger Mensch; das Wort kommt erst in der nhd. Sprache aus dem mhd. *laffen auf*, dort in der Bedeutung von lecken, schlürfen; daraus mundartl. *läff* = Mund und *lasse* = die Hängelippe, das Maul; daher eine pars pro toto für den Gaffer, der mit offenem Munde d. h. hängender Lippe dasteht. Auch das Vorbild Affe kann bei der Ausnahme des Schimpfwortes mitgewirkt haben.

**S a h m l o c k e r t e r** (Kerl) — energieloser, unbeholfener Mensch; im 1. Teil steckt nicht die mundartl. Form von *Lehm*, sondern das ahd. *lam* = gliederschwach, dazu ahd. *luomi*, mhd. *lüeme* = matt, schwach, schlaff, unverwandelt mit dem altslaw. *lomiti* = brechen; der 2. Teil dürfte mit dem mhd. *lecken*, *lücken* = mit den Füßen stampfen, hüpfen, zusammenhängen.; es ergibt daher ein Bild: so hüpfen wie ein Lahmer, d. h. unbeholfen.

**S a h m p o k e n** — vierströtiger, unbeholfener Mensch; der 1. Teil diesmal wohl vom ahd. *leimo*, mhd. *leime* = Lehm, mundartl. *Sahm*, verwandt mit dem lat. *limus* = dünner Schlamm, vom idg. *loimos*; der 2. Teil mundartl. aus *Bahen*, das im frühnhd. die Bedeutung von Klumpen, dieses Stück nach dem seit 1497 in Bern herausgegebenen Dicksennig besaß im Gegensatz zu den dünnen Silberblechstücken. In Umdeutung des Wappentieres der Stadt Bern, dem Bären, zum Fabelnamen *Bez*, *Bez* entstand das Wort *Bahen*.

**S ä m e l s c h w o n z** — nachgiebiger, energieloser Mensch, unmittelbarer Vergleich; der 1. Teil mundartl. Kleinform zu *Samm*, ahd. *lamb*, mhd. *lamp*, über das germ. *lambda* aus dem idg. *longho* in der Bedeutung von: junges, gehörntes Tier. Der 2. Teil vom mhd. *swanz* aus mhd. *swanken* d. h. der Schwankende, Bewegliche.

**S a n d p o m e r a n z e** — Sandpomerantschen, einfältiges, ungeschicktes Sandmädchen; ursprünglich Mädchen vom Lande mit roten Pausbacken; der Ausdruck entstand im 19. Jh. in Südwest-Deutschland und wurde durch die Studentensprache verbreitet.

**S a t t s c h**, **S ä t t s c h**, **S u l a t t s c h** — ungeschickter, unbeholfener Mensch; vom mhd. *lotze* und *luz* in der gleichen Bedeutung; im Egerländ. ist *Saittschel* ein Mensch mit eigenartigem Gang.

**S a u s b u a** — mundartl. allgemein für Jugendliche, der verkaufte Bub; 1. Teil ahd. und mhd. *lus* in der gleichen Bedeutung; der 2. Teil ahd. *buobo*, mhd. *buobe* aus der germ. Grundform *hoban* = Bruder, dazu lat. *pupus* = Kleines.

**S a u s i g e l** — in der gleichen Bedeutung wie das Vorherige; der 2. Teil hat mit dem Stacheltier nichts zu tun, sondern ist eine Kleinform von *laufig*.

**V a u s t ö t e r** — pedantischer, kleinlicher Mensch; der 1. Teil siehe bei *Vausbua*; im Egerländ. ist *Vausknicker* oder *Vausšhinda* der Geizige.

**V e b e r i n** — die Konkubine; altes Wort, denn schon im ahd. und mhd. in der gleichen Form und Bedeutung.

**V e c k e r** — junger, unerfahrener Mensch; Ableitung entweder vom mhd. *lecken*, *löcken* = hüpfen oder vom ahd. *lekon*, mhd. *lecken* = schlucken.

**V e c k o r s c h** — Befehlschimpfwort sowohl im wörtl. Sinne wie auf den Angesprochenen selbst übertragen; er ist ein *V.*; über den 1. Teil siehe bei *Becker*, über den 2. Teil bei *Schwollorisch*.

**V e l e i** — einfältiger, geistig beschränkter Mensch; ein Ballwort der Kinder, auch in der Form *Sele*; mhd. *lallen* = mit schwerer Zunge reden, lat. *lallare* = lallen, griech. *lalein* = schwätzen.

**V e s c h t a** — Beschker, nach einer Deutung energieloser Mensch, nach anderer gleichbedeutend mit abstoßendes, widerliches Gesicht; die sprachl. Ableitung führt zunächst zu dem ähnlich lautenden *Vätsch*, vgl. *Dieses*; die Ableitung von den tsch. Wörtern *lečka* = Schlinge, *Fallstrick*, *lečkár* = Vogelfänger, vgl. *Goscher*, *lezácka* = faules Weib und *liška* = Fuchs befriedigen nicht ganz.

**V e t s e i g e n** — Feigling, energieloser Mensch; 1. Teil vielleicht vom mhd. *lotter*, *letter*, *lötter* = Laugenichts; der 2. Teil von *feig* = verzagt.

**V o t s c h e n g o b i** — mundartl. der *Vatschen Jakob* (*Jakobi* = *Gobi*); volkstüml. komische Figur; ein *Jakob*, der *Vatschen*, Pantoffel an den Füßen trägt; mhd. *lasche* = Lappen, die Zunge des Schnürschuhes, dazu das Zeitwort *latschen* = treten, tappen; vgl. *Vatsch*; *Jakob* hebr. Personennamen = der Fersehalter, der Nachgeborene von *akeb* = Ferse, weil er als der 2. geborene *Zwillingssohn* des *Isaak* bei der Geburt seinen älteren *Zwillingsbruder Esau* an der Ferse gehalten haben soll, um diesen zu Fall zu bringen und so um das Erstgeburtsrecht zu betrügen.

**V u d e r** — verächtl. Bezeichnung für jeden Menschen, dessen Feind man ist, gegen den sich der Zorn richtet; mhd. *luoder* = Lockspeise, *verludern* = verlocken, *lockerer Lebenswandel* = *Luderleben*. Als Lockmittel für Fische wird *Was* ins Wasser gehängt; wie in der Schimpfwortverwendung von *Was* ist auch das gleichartige *Luder* zum Schimpfworte geworden.

**V u m p** — liederlicher Mensch; im 17. Jh. als „Mensch in zerlumpten Kleidern“ bekannt, daraus auch in der Bedeutung von *Nichtswürdiger*.

**M a m e l u k** — einer, der sich verstellt, einfältiger oder tückischer Mensch; arab. *mamluk* = der gekaufte Sklave vom Zeitworte *malaka* = besitzen. Das Wort kam in der ital. Form *mammalucco* im 15. Jh. ins Deutsche und erhielt verschiedene Nebenbedeutungen wie *Gottloser*, *Reßer*, *Heimtücker*.

**M a m l a s** — tschech. Schimpfwort in der Bedeutung von sprachloser Mensch, im Deutschen als *dummer*, *einfältiger Mensch* gebraucht, im Tschechischen aber auch als *Bengel*, *Lümmel*, *Flegel* empfunden.

**M a n n s b i l d** — der Mann überhaupt; über Bild siehe bei Weibsbild; ahd. und mhd. man aus der ursprüngl. Bedeutung für Mensch überhaupt; vgl. dazu das engl. woman = Weibmann = weiblicher Mensch; dazu die idg. Wurzel manu = Mensch.

**M a h s o s** -- energieloser, weibisch veranlagter Mensch; der 1. Teil dürfte von Meze abzuleiten sein; vgl. darüber bei Krolmas; eine Kleinform aus Matthias wäre sprachl. ohne weiteres richtig, ergibt aber für den vorliegenden Namen keine rechte Verwendbarkeit. Der 2. Teil ist eine mundartl. Form des ahd. vut = weibl. Geschlechtssteil.

**M a u l o s s** -- vgl. bei Saumauf; das Maul offen halten und daher fein besonders geistvolles Gesicht machen, gibt Anlaß, den Betreffenden für dumm zu halten; über Maul siehe bei Gschramaul.

**M a u s c h e l** — der Jude, Trödler, Schacherer; mauscheln = flüstern, nach Judenart schachern, reden wie ein Jude, verlästern; der Name Moses, hebr. Mosche, Mousche, ist seit langem das Scheltwort des Handelsjuden.

**M e n s c h** — das Mensch = niederl. weibl. Person, Prostituierte; in dieser verächtl. Form erst seit dem 18. Jh., bis dahin ohne Mißachtung für Dienstmädchen seit der Mitte des Mittelalters; ahd. menisco, mhd. mensch(e) der mannische, mannliche, dabei mann-menschl. Lebewesen, vgl. Mannsbild.

**M i s c h e r e r** — Schweineschneider; vom tsch. miška der Kastrierer; das Wort gehört zu dem altslaw. mešiti = mischen wie ahd. misken, dazu tsch. miška das verschnittene Schwein, aus dem gleichen Stamme auch mšec der Beutel, der Hodensack.

**M i s c h p o c h e** — jüd. Gesellschaft; vom hebr. mishpaha = Stamm, Genossenschaft.

**M i s t v i e h** — allgemeiner, derber Schimpfname dem gegenüber, den man verächtlich machen will; der 1. Teil ahd. und mhd. in der gleichen Form und Deutung; über der idg. Wurzel migh = harnen; über den 2. Teil siehe bei B.

**M o n d k i n d** — einfältiger, dummer Mensch; als bildhafter Ausdruck schon aus dem 16. Jh. bekannt, ursprünglich nur in der Bedeutung von Mißgeburt der Kuh, während für solche Fälle beim Menschen der Ausdruck man(en)kint = Mondkind üblich war. Der tierische Ausdruck kommt an Stelle des anderen seit dem 18. Jh. auf. Der Glaube an den widrigen Einfluß des Mondes auf das werdende Kind war dabei wirksam.

**M o t s c h e r e r** — ungeschickter Mensch; vom tsch. mošiti = einweichen, harnen; im Tuchmachergewerbe üblicher Ausdruck; vgl. Gschle-motschkerer.

**M u c k e r** — heimtückischer, unaufrichtiger Mensch; Scheinheiliger, falscher oder bigotter Mensch; frühmhd. mucken = halblautes Aufbegehren; dazu mhd. mugen = brüllen, ferner mhd. muckzen, ahd. muckazzen aus der germ. Wurzel muk = heinlich tun, daher Mucker im 18. Jh. der Zuname für Pietisten.

**M o c k n** — dumme Nocken, fade Nocken, langweilige, dumme Person mit gedrungenem Körperbau; vielleicht eine Umbildung von Docken -- siehe

dort — oder nach dem bahr. Nock (in Osterreich Nockerl) = kleiner Knödel, wie auch in Kärnten und Salzburg gedrungene, knollige Berge den Namen Nock tragen.

**N o r r n a t t l** — alter, einfältiger Mann, Halb Narr, alter Trottel; der 1. Teil ahd. narro, mhd. narre in seiner Herkunft unstritten, vielleicht vom lat. nario = Nasentrümpler, Spötler; der 2. Teil ist mundartl. Kleinform für tate, schon im ahd. ein Ballwort für Väterchen.

**N u d e l d r u c k e r** — Geizhals; die Herleitung des Ausdruckes stützt auf Schwierigkeiten; die Zusammenstellung von Nudel = rundes Teigstück und drücken = pressen gibt kein deutliches Bild; die sprachl. Herkunft von Nudel, das erst im mhd. auftaucht, ist ganz dunkel; vom ahd. hnuten kommt im mhd. notten = sich hin und her bewegen; das würde ergeben, daß sich der Geizige windet, um nicht zu einer Geldausgabe veranlaßt zu werden. (?)\*

**N u n a** — fromme oder keusche Frau, mundartl. für Nonne; das spätlat. nonna war der Ausdruck der Ehrfurcht, etwa wie ehrwürdige Mutter, ein kindliches Ballwort, das erst seit dem 9. Jh. in kirchl. Kreisen für die Klosterfrauen verwendet wurde, ahd. nunna, mhd. nunne; das Wort erfuhr aber auch eine Übertragung in wörtl. Bedeutung für das unfruchtbare weibl. Tier.

**N u r k l e r** — herumwurkeln = zu einer Verrichtung unnötig viel Zeit verbrauchen, ein Bastler, der mit seiner Arbeit nie fertig wird; das Wort dürfte zu nörgeln gehören, wo im 17. Jh. eine Form nürkeln belegt ist, im 18. Jh. die Form nergeln; die Bedeutung kritzeln geht aber aus einer älteren Bedeutung: undeulich sprechen hervor; die Bemerkung des Undeutlichen, Unvollständigen erscheint auf die unvollkommene Arbeitsweise übertragen zu sein.

**O b e r b o n z** — aufgeblasener, eingebildeter Mensch; ober bedeutet die Verstärkung, Steigerung; Bonze ist die franz.-engl. Fassung des japan. bonzo = Priester vom chin. fanseng = religiöse Person. Im 18. Jh. war das Wort als Spottname für Priester verwendet, in der 2. Hälfte des 19. Jh. für Vorgesetzte, Würdenträger, Parteiführer.

**O h s** — wörtl. als Tierchimpfname für Dummheit; ahd. ohso, mhd. ohse vom germ. ohsan in der gleichen Bedeutung.

**O s s e l e n d i g e s** — ablenkender Ausdruck für jedermann, dem man übel gefühlt ist; ahd. und mhd. as von essen abzuleiten, ursprünglich gleichbedeutend mit Speise, später nur die Bezeichnung der tierischen Leiche und dann als Tierchimpfname gebraucht; elend(ig) vom ahd. elilenti, mhd. elende zunächst wörtlich = im fremden Lande (befindlich sein) = verbannt und daher unglücklich sein. Der 1. Teil des Wortes wirkt so wie in El-faß, ahd. Elisazzo, d. h. im anderen Lande sesshaft sein, die am anderen Rheinufer sesshaften, verwandt mit dem lat. alius = der andere.

\*) Vielleicht will der Ausdruck einen Mann bezeichnen, der geschlechtliche Selbstbefriedigung betreibt.

**Orschwedel** — kriecherischer Mensch, Heuchler; über den 1. Teil siehe bei **Schwollorisch**; der 2. Teil ahd. wadal, mhd. wedel = Büschelartiges zum Hin- und Herbewegen, Fächer, Haarbüschel; so auch in anderen germ. Sprachen mit der Grundbedeutung: etwas Schwankendes. Als Schimpfwort findet auch der 1. Teil allein Verwendung, auch in der Bedeutung einer Verneinung, an **O.** = nein; schließlich auch in der Verbindung mit **Gesicht** in verletzender Absicht, als beleidigender Vergleich.

**Ostauber** — Bauernjäger, Betrüger, der die Beute ausbeutet; abstauben = leicht und zart bestreichen und dennoch den Staub (das Geld) abnehmen; ahd. und mhd. stoup und stupp in der gleichen Bedeutung.

**Pakafche** — Bagage, verdammendes Urteil über eine kleine Menschengruppe, auch dem Einzelmenschen gegenüber angewendet; das Wort stammt vom mlat. бага = Kasten, Sack; es kam ins altfranz. als bagues = Gepäck, neufranz. bagage in der gleichen Bedeutung und auf dem Umwege über Holland (bagagia) ins Deutsche als Heeresgepäck, schließlich für dessen Begleitmannschaft, weil zu diesem Dienste gewöhnlich die zum Kampfe ungeeigneten Soldaten herangezogen wurden; aus dieser Minderwertigkeit erwuchs die heutige Gleichstellung mit **Gesinde**; für das mlat. wird als Ursprung ein altnord. baggi = Bündel vermutet. **Pack** ist die gebräuchl. Kurzform dazu.

**Pampelstsch** — unbeholfener, harmloser, einfältiger Mensch im jugendl. Alter; pampel ist mundartl. ein schlaffer Mensch; das Wort dürfte zu pappen gehören = essen der Kinder, ein Ballwort vom lat. papare, daraus im 14. Jh. pappe, im 15. Jh. peppe = die Kinderspeise, der Mehlsbrei und mhd. pepeln = kleine Kinder füttern. Das **m** im Worte **Pampelstsch** ist bloßer Verbindungsmittellaut, die Endung ist aus **isch** entstanden, die Eigenschaft andeutend, **pamperle(t)isch**; vgl. **Papplöffel** und **Pappfack**.

**Pamtschabel** — siehe bei **B.**

**Papplöffel** — ungeschickter, kindischer Mensch; **Pappe** in der Bedeutung von **Kinderspeise** ist ein über viele Sprachen verbreitetes Ballwort, so im lat. papa = Brei, papare = essen. Im süddeutschen Sprachgebiet gilt es auch für **Kleister** und **Pappdeckel** ist nach den vielen **Kleister-** und **Papierschnitten** benannt, aus denen früher der steife Bucheinband handwerksmäßig hergestellt wurde. Der 2. Teil entweder wörtlich oder von **leffen**, vgl. **Kopplöffel**.

**Pappfack** — ungeschickter, unbeholfener Mensch; der 1. Teil wie im vorherigen, der 2. Teil im ahd. und mhd. sac als Fremdwort aus dem lat. saccus = Schrein, Sarg, Kiste, Behälter; auch ins lat. kam das Wort aus der Fremde, aus dem assyr. saku = Sack, Büssergewand. Von dort war das Wort zunächst zu den Phönikiern und Juden in der Form sak als Büssergewand, Lendenschurz gekommen, wurde von den Griechen zu sakkos geformt und kam so zu den Römern. Die schlaffe Form des leeren Sacks und seine pralle Form, wenn er gefüllt ist, geben die Vorbilder für den Vergleich mit einem unbeholfenen Menschen.



**Pechzarrer** — Schuster, weil er den Nähfaden durch ein Pechstück hindurchzieht, zerrn muß; der 1. Teil ahd. peh, mhd. pech aus dem lat. pix entlehnt. Die weitere Bedeutung von Unglück erhielt das Wort in der Studentensprache des 18. Jh. aus dem Ausdruck Pechvogel = der an dem Vogelpech hängen bleibt. Der 2. Teil zerrn = reißen in der gleichen Form schon im ahd.

**Peter Zappel** — bewegliches, unruhiges Kind; eine Kinderfigur und wie der Zappel Philipp erst im 19. Jh. in Verwendung gebracht. Der Personennamen Peter kommt gern in scherzhafter Verbindung vor wie schwarzer Peter, griech. von petros = der Stein, Fels, daher der felsenharte Mann; für den 2. Teil kommt das ahd. zabalon, mhd. zabeln = sich unruhig bewegen, in Betracht.

**Peger** — unruhiges, lebhaftes Kind, daher klarer P. vielleicht von backe = Rinne, übertragen auf Esser aus der idg. Wurzel bhag; aber auch das ahd. becko = backen (Bäcker) könnte herangezogen werden, ebenso hoch, Böcklein, fernere hogen und Pechzieher, vgl. Pechzarrer, außerdem mhd. bochen = prahlen und Paß, vgl. Patasche; das Wort ist also in seiner sprachlichen Herleitung noch nicht genug geklärt.

**Pimpf** — unreifer, kleiner Junge, einfältiger Mensch; von pimpeln, in ostmitteldeutschen Mundarten in der Bedeutung von jammern, ängstlich tun; im 17. Jh. taucht das Wort als pümpeln auf und dürfte vom lautmalenden him herkommen; das fortwährende Klagen wird mit dem lästigen Gebimmel einer kleinen Glocke verglichen.

**Pinkeljude** — ärmlischer Hausierer, Spottname für den jüdischen Kaufmann; der 1. Teil hängt nicht mit binden, Bund zusammen, sondern stammt vom Worte pinke, neuhbr. pinka = Gelbbüchse, Geld selbst; vgl. beim Kegelspiel die Pinke und das Geld in der Scherzform Pintepinte. In Betracht käme auch der allerdings nur in Norddeutschland gekannte Ausdruck pinkeln für harnen; über Jude siehe bei Judas.

**Plaudertasche** = schwatzhafter Mensch, der Geheimnisse nicht behalten kann; den 1. Teil siehe bei Dampfplauderer; der 2. Teil vom ahd. tasca, mhd. tasche, dessen Herleitung noch unklar ist; das Wort kommt in den anderen germanischen Sprachen nicht vor und hängt vielleicht mit dem lat. taxare = schätzen zusammen, wenn ursprünglich mit tasca der Tagelohn bezeichnet wurde, den man in einem Sack bei sich trug. (?)

**Plauschpeperl** — harmloser, einfältiger Plauderer; 1. Teil siehe Dampfplauderer; der 2. Teil ist die mundartliche Kleinform von Josef, entstanden aus der verderbten ital. Form Giuseppe; die hebr. Grundform des Personennamens bedeutet „er fügt hinzu“, d. h. der Hinzugegebene, zweitgeborene.

**Pomuchel** — Bezeichnung für den, mit dem man sich nicht verständigen kann; die Ableitung von Kepomuf, daher der nicht deutsch verstehende Fischehe damit gemeint, erscheint abwegig; eher wird die Herkunft vom poln. pomuchla gelten können, ebenso das litauische pomukelis = Dorfsch; der Stockfisch bezeichnet ebenso den verstockten, schweigsamen Menschen; das

Wort dürfte von den Preußen 1866 nach Böhmen-Mähren gebracht worden sein.

**P o p a n z** — eine Schreckgestalt für Kinder, sonst einer, der sich aufbläht, verstellt. Das Wort ist im 16. Jh. so entstellt aus dem tsch. bubak oder bobek (in der gleichen Bedeutung) ins Deutsche eingedrungen.

**P o p e l f r e s s e r** — kindlicher Mensch oder direkter Vorwurf; das 1. Wort kommt im ahd. und mhd. als Hauptwort für Nasenschleim nicht vor, dafür ein ahd. popelen in der Bedeutung von sprudeln, bullern; nhd. ist das lautmalende pappeln für schwächen; das 2. Wort ahd. frezzon, mhd. verezzon = veressen, d. h. aufessen wie in ver-zehren.

**P r a c h e r, P r a c h a n d e r** — Landstreicher, Bettler; das Wort ist vom latv. prochati für bitten, poln. pracharz = Bettler abzuleiten; es kam zunächst in den Polen benachbarten oberschlesischen und preussischen Mundarten vor und wird schon im 16. Jh. als Schimpfwort verwendet. Seine weitere Ausbreitung erfolgte mehr nach den norddeutschen Landschaften als nach dem Süden; es kommt sogar im dänischen prakker und schwedischen prackare für Landstreicher vor; das tsch. prachanda = zu Staub gehörte Birnen hängt mit pražiti = brennen, dörren zusammen; prachová nevěsta = reiche Braut, von prach = Staub, wie im deutschen: steinreich.

**P r a c h H a n s** — wörtlich der aufgeblasene Prachler; im Sprachgebrauche seit dem 30jährigen Kriege, ungefähr gleichzeitig mit Schmalhans entstanden, wo „schmal“ die Bedeutung von mager, geizig besaß. Der Name Hans kommt in Verbindungen vor (z. B. Hans im Glück), wo sein Träger keine besonders günstige Rolle trägt; vgl. Hanswurst; das Zeitwort prahlen kommt erst bei Luther in die Schriftsprache an Stelle des mhd. giuden = groß tun; es stammt vom mhd. pral = Lärm, Prunz.

**P u d e l h u p p e r** — Verkäufer, Kaufmann. Angestellter, der über die Pudel springen muß; das Wort Pudel ist vieldeutig: pudeln = plätschern, daher der Pudelhund; ein Fehlwurf beim Regelspiel: einen Pudel schießen; als Verkaufspult vom lat. pulpitem = Brettergerüst, daher auch das ital. pulpiti = die Kanzel, franz. pupitre = Pult; die Bedeutungsumbildung wurde sicher auch vom Worte Bude beeinflusst, weil die Jahrmartthändler ihre Ware in leicht gebauten Holzbuden eingestellt haben, mhd. boude gleich Baude, auch das tsch. bouda aus der Grundform bud und der Grundbedeutung: bleiben. Der 2. Teil ist mundartl. = hüpfen, mhd. in der gleichen Form.

**P u l l a p a l l a** — närrisches, unbeholfenes Frauenzimmer; ein Sallwort, wahrscheinlich die Verdoppelung desselben Wortes pulla, dem vielleicht das lat. pullulare = aufkeimen, wuchern, dick werden zugrunde liegen kann; weiters stehen: ein ahd. pule, pulbe oder pulwe = Federpolster, ahd. puljan = Kuppler und ahd. bullen = heulen, die sämtliche nicht befriedigen.

**P u ß d o c k e n** — eitles, gefallsüchtiges Mädchen, Modenärrin; 1. Teil vom frühnhd. butzen = schmücken, entwickelt aus dem mhd. butz = Unreinlichkeit der Nase, bzw. die Schnuppe der brennenden Kerze; der Fuß, die

Puhsucht sind Ausdrücke, die erst im 19. Jh. aufgekomen sind. Über den 2. Teil siehe bei D.

**R a b e n a a s** — Bösewicht, auch wörtlich als Tierbergleich; 1. Teil ahd. hraban, mhd. raben aus dem germ. hrabnaz in gleicher Bedeutung, wahrscheinlich dem Vogelschrei nachgebildetes Wort; über den 2. Teil siehe bei Döb.

**R a u b e r** — mundartl. nicht wörtlich gemeint, sondern jeder, aus dessen Verkehr man einen Nachteil erfahren hat; ahd. roubare, mhd. roubaere aus dem germ. in der Bedeutung: weggeriffenes, sprachverwandt mit dem lat. rumpere = brechen, serb. rupa = Loch, Grube, altnord. roufa (gleich) aufreißen, durchlöchern, rauben.

**R e m u n d e** — kleines, dummes Kind; vom tsch. remunda, franz. remonte = das Ersatzpferd, Ergänzung (des Pferdebestandes).

**R i n n a u g e r t e r** — Rinnäugiger, dessen Augen triefen, der Säuser, verwahrloster Mensch; ahd. rinnan, mhd. rinnen in der gleichen Bedeutung stammt aus der germ. Grundbedeutung sich schnell fortbewegen, rennen; ahd. ouga, mhd. ouge vom germ. augo, dieses aus der idg. Wurzel og, das auch vom lat. oculus und altflav. oko zugrunde liegt.

**R o m p a s** — Bauer, roher, vierstrotziger Mensch; nach dem Hausnamen (beim Rompas) eines Hochdorfer Bauern, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Stadt und Land wegen seiner Dürbheit und rücksichtslosen Grobheit bekannt war; ähnlich geartete Leute wurden daher mit ihm verglichen. Der Hausname ist vielleicht aus einem ehemaligen Familiennamen Reim, Rein, mundartl. Ram, Rom, eine Kurzform zu Regin(hard) entstanden, dabei das p ein Verbindungsmittellaut zur Nachsilbe eins, mundartl. zu as abgeklungen. Im Egerländischen ist der Ausdruck Sourompa (= Sauerampfer) die Bezeichnung für einen klobigen Menschen.

**R o n g a** — der Range, ausgelassener, unfolgsamer Junge; das Wort taucht erst im 17. Jh. in der Bedeutung von Mutter Schwein auf; bei Luther wird es aber schon als Scheltwort gebraucht („Rangen und Säue“); im ahd. kommt range in der Bedeutung von böser Bube vor und hängt mit ringen = kämpfen zusammen, raufen, sich hin- und herbewegen; das engl. range bedeutet herumlaufen.

**R o s s b u a** — der Junge überhaupt; der 1. Teil für Nasenschleim vom altnord. hrjota = Schnarchen, schnauben, wurzelt im idg. krut, germ. hrut in der gleichen Bedeutung; das Wort erscheint auch im griech. als korüza gleich Schnupfen; über den 2. Teil siehe bei Bausbua.

**R o s s l ö f f e l** — wie das vorherige; ein Ableitungsversuch vom slav. Personennamen Rodislav war ganz verfehlt; den 1. Teil siehe im vorherigen, der 2. Teil vom mhd. lecken, lücken = lecken, schlürfen.

**R ü p p e l** — durch rüppelhaftes Benehmen bekannt; das Wort lautete ursprünglich Rüpel, eine Kurzform des Personennamens Ruprecht. Dieser Name ist aus dem germ. hropis = Ruhm, Ehre, Ansehen und dem ahd. beralt = glänzend, berühmt, zusammengesetzt, bedeutet demnach: der an Ruhm glänzende. Die Kurzform fand auch als Familienname Ruppel,

Rippel Verwendung. Die Bedeutung eines ungeschliffenen Grobians kam schon im 16. Jh. auf und dürfte durch das Vorbild des bäuerlichen Knechtes Ruprecht beeinflusst worden sein.

**S a l a m i z u g** — Salamiweiber, die große Menge der aus der Tabakfabrik nach Arbeitschluß heimkehrenden Arbeiterinnen, die Würste, z. T. auch die Kofsalami kaufen; das ital. Wort salame, in der Mehrzahl salami, stammt vom lat. salare = salzen; es ist eine mit Eßels- oder Schweinefleisch gefüllte, mit Knoblauch und Salz versehene, stark geräucherte Würst.

**S a u** — unmittelbarer Vergleich mit dem Tiere, meist wegen der Unreinlichkeit des Beschimpften, daher Verbindung mit Drecksau (siehe diese).

**S a u b a r t l** — der unsaubere Mensch; auch in der Form Saupartl. Saupärtl mundartl.; über den 1. Teil siehe bei Sau, der 2. Teil ist die Kleinform vom Personennamen Bartholomäus, so die griechische Form des hebräischen Namens mit der Bedeutung: der (streitbare) Sohn des Tholmai.

**S a u f a u s** — ein Imperativschimpfwort, der übermäßige Gewohnheitstrinker; ahd. sufan, mhd. sufen geht auf die Grundbedeutung schlürfend trinken zurück; nahe steht mhd. supen = mit dem Böffel essen und die neuere Form supfen = zechen, ferner die Suppe, welches Wort erst seit dem 15. Jh. im Sprachgebrauche steht.

**S a u m e n s c h** — Verstärkung des Schimpfwortes das Mensch; über die beiden Teile siehe bei S. und M.

**S c h a c h t e l** — alte Schachtel, altes Weib überhaupt; das Wort kam im 16. Jh. ursprünglich als Deckname für den weiblichen Geschlechts teil und dann als pars pro toto für das Weib überhaupt in Anwendung; es stammt aus dem lat. scatula, ital. scatola und ist im 15. Jh. ins Deutsche gekommen, zunächst in der Bedeutung (Geld)schrein, wo es auch die Form Schatulle fand.

**S c h a f s k o p f** — Iglauer Schafskopf, Spottname für jeden gebürtigen Iglauer selbst; sonst in der Bedeutung Dummkopf; eine Deutung für das erstere besagt: Als einst die Kaiserin Maria Theresia durch die Stadt reiste, legten die Bürger auf dem Hauptplatze die Fahrstraße entlang Teppiche, reichten aber in Anbetracht der Größe des Platzes mit allen in der Stadt vorhandenen Teppichen nicht aus. Daher rollten sie, sobald der Reisewagen vorgefahren war, hinter diesem die Teppiche rasch zusammen und liefen eiligst vor, um die Teppiche abermals vor dem Wagen aufzurollen. Die Kaiserin merkte das bald und habe sich nun laut lachend geäußert, die Iglauer seien alle miteinander Schafsköpfe. Der 1. Teil ahd. scaf ist in seiner älteren Form nicht geklärt, es hat aber das ältere idg. owis, lat. ovis, altflaw. ovica in allen germanischen Sprachen verdrängt. Der Kopf ist in der gleichen Form und Bedeutung im ahd. und mhd. ursprünglich in der Bedeutung Trinkgefäß, Becher, Hirnschale und nur nebenbei auch in der heutigen Bedeutung aus dem germ. kupjon = Mütze gebraucht worden. Die frühere Bezeichnung für den Kopf war Haupt; erst im mhd. setzt sich das heutige Wort durch.

**Schafdrumel** — derbes, dickes Weib mit groben Umgangsformen; der 1. Teil mundartliche Form des Wortes aus der Grundform scizan (siehe bei Hosenstecher); der 2. Teil vom spätahd. trum(h)el, trum(h)e, franz. trompe, ital. tromba; das Wort dürfte ahd. Ursprungs und lautmalend entstanden sein.

**Scheißerl** — Feigling, unentschlossener Mensch; siehe bei Hosenstecher und Kerl.

**Schinder** — der Abdecker, in übertragener Bedeutung ein roher Mann; mhd. schinden = die Haut abziehen, schindaere, der Abdecker; in Süddeutschland wurde seit dem 16. Jh. auch die 2. Bedeutung des Wortes für Henker benützt, in Norddeutschland dafür Straßenträuber, Plaggeißt.

**Schindluder** — seit dem 18. Jh. in der Studentensprache gebräuchliches Schimpfwort für Schelm, Schindluder treiben = Späße veranstalten. Ursprünglich das Nas, dem die Haut abgezogen wurde, bevor man es als Sockspeise für Fische u. dgl. verwendet; vgl. Luder und Schinder.

**Schlampen** — in jeder Hinsicht nachlässige Person; mhd. slampen gleich schlaff herabhängen.

**Schlebauchzen** — schlürfen, schmazen; das Wort ist lautmalenden Ursprungs: „geräuschvoll kausen und essen“ aus schlabbern und ätzen zusammengezogen; schlabbern oder schlappen kommt vom niederdeutschen slabbaren = sich beschütten, beim schlürfenden Trinken sich besudeln.

**Schlendrian** — unordentlicher, nachlässiger Mensch; zum ersten Male wird das Wort in Sebastian Brants Narrenschiff 1494 als schlentrianum gebraucht, von schlendern = nachlässig bewegen genommen; über die Endung ian siehe bei Grobian.

**Schloßhaußn, Schloßmüßn** — nachlässiger Arbeiter, unselbständiger Mensch; im 17. und 18. Jh. wurde nichts eine leinerne Kopfhülle getragen; seit Lessing sind beide Ausdrücke für schläfrige, energielose Menschen gebräuchlich. ahd. und mhd. slak ist mit schlaff und Schläfe sprachverwandt; ahd. huba, mhd. hube = Haube kommt aus der idg. Wurzel kup, germ. hub mit der Grundbestimmung: Wölbung; Müße stammt vom mlat. almutium, ein mantelartiges Gewand mit einer Kapuze, von Geistlichen getragen, später nur die Kapuze allein; ins lat. kam das Wort durch arabische Vermittlung (mustaka) aus dem pers. mustā = Pelzmantel.

**Schmeds Groperte** (wenns d' a Nosn hast) — auch die beiden ersten Worte allein werden angewendet, wenn man jemandem die geforderte Antwort vorenthalten will; jeder Ausdruck wörtlich; das 2. Wort = Grauperte, Graupiger von Graupe; letzteres Wort ist erst seit Luther im Sprachgebrauch, sowohl für ein grobes Erzstück als auch für das Gerstenforn, vermutlich slav. Ursprungs aus krupa, tsch. krupice für das Getreideforn. Als Schimpfname ist an einen groben Menschen gedacht.

**Schmieramer** — unsauberer Mensch; der 1. Teil gehört zu Schmier, ahd. smero, mhd. smer = Fett, aber auch mit der Nebenbedeutung

von Mist oder Kot, daher schmutzig; der 2. Teil geht auf das mhd. einber, ember, ahd. einbar = der Eimer zurück.<sup>1)</sup>

**Schm o d** — verschrobener, jüdischer Phantast, gefinnungsloser Zeitungsschreiber; in dieser Auffassung seit Gust. Frehtags „Journalisten“, 1853; der Ausdruck wurde schon vorher in Prager Kreisen gebraucht und dürfte vom slaw. smok = Narr abzuleiten sein.

**Sch m u** — der Jude oder das viele leichte Reden, leere Versprechungen; vom hebr. schemua = Gerede oder von schama = hören.

**Sch n a l l e n** — liederliche Person, die von Liebe lebt; mhd. snalle; in der weidmännischen Sprache wird das Wort für den Geschlechtssteil des weiblichen Wildes gebraucht, daher eine pars pro toto für Dirne.

**Sch n a l l e n d r u c k e r** — der Bettler; die Schnalle hier in der Bedeutung von Verschlussstück an der Türe oder Schuh Schnalle, mhd. snalle; des Bettlers Arbeit besteht darin, diese Türschnalle von Haus zu Haus niederzudrücken.

**Sch n e e g a n s** — diese Form statt „dumme Gans“ ist erst seit kurzer Zeit üblich; mhd. sneigans = die Wildgans; das Erscheinen ihrer Schwärme gilt als Vorzeichen von Kälte und Schneefall. Vgl. bei Gans.

**Sch n e i d e r g a s** — der Schneider, ahd. snidaere, der das Tuch abschneidet; der Vergleich mit dem Gas(bock) = Ziegenbock beruht auf der Ähnlichkeit der Barttracht, mit der der Schneider in der Karikatur gewöhnlich dargestellt wird. Vgl. bei Gas.

**Sch n e p f e** — Straßendirne; zum Schimpfnamen wurde das Wort, seitdem Schnepfenstrich und Finkenstrich in der Studentensprache des 18. Jh. die anzügliche Bedeutung erhalten hatten; so heißt auch im Dänischen trekfuge = Strichvogel, die Straßendirne; ahd. snepfa, mhd. snepfe; den Namen trägt das Tier wegen seines auffallend langen Schnabels und ist aus diesem Worte ahd. snabul, mhd. snabel mit der Nebenform sneb geformt.

**Sch n o p s b u t i k e r** — der Schnapsstrinker, Säufer; arbeitsscheuer Alkoholiker; Schnaps bedeutete bis ins 18. Jh. im nhd. eigentlich: ein Mundvoll, ein Schluck, soviel man auf einmal schnappen kann; die heutige Bedeutung von Branntwein kam im 18. Jh. allmählich von Norddeutschland aus nach dem Süden zu in Anwendung. Der 2. Teil vom franz. boutique, im kaufmännischen Deutsch des 17. Jh. für Magazin, Vorratsraum verwendet, im 18. Jh. für eine Gastwirtschaft zweifelhaften Rufes, besonders in Norddeutschland.

**Sch n o p s k e s s e l**, Schnopsbruder — ständiger Alkoholiker; für den 1. Teil siehe beim vorherigen, für die 2. Teile: ahd. kezzil, mhd. kezzel aus dem lat. catinus = Napf, Schüssel; die in Mitteldeutschland vorkommende Bedeutung von Kessel = Dummkopf aus dem hebr. kesil = fett, später aber auch dumm, ist in Jglaun nicht geläufig. Bruder wurzelt in seiner ahd. und

<sup>1)</sup> Nach Sch m e l l e r, Bayer. Wörterbuch II. 556, „Schmirbenfittel“ = schmutziger Mensch.

mhd. Form *bruoder* in einer Urform *brator*, die im lat. *frater* und im alt-slawischen *bratru* wieder zu finden ist.

**Schubjak** — Lump, schuftiger Mensch, Betrüger; das Wort kommt erst anfangs des 18. Jh. in der Form *schobejak* in der Bedeutung *Schuft* in Norddeutschland auf. Nach einer Ansicht sei ein *Schubbejak* der Lump, der sich wie ein verlauster Bettler in der Jacke *schubbet* = *kraht*. In *Holstein* ist der *Schobbiack* ein *Holzpfahl*, den man in der baumarmen Ebene auf der Weide eingeschlagen hat, damit sich das weidende Vieh daran reiben kann, daher auf den Menschen übertragen der *Schubjak* ein Mensch, der jedem im Wege ist. Nach anderer Ansicht sei die Silbe *jak* eine polnische Endsilbe und bei *Schub* sei an jenen Zweig des *Polizeidienstes* zu denken, der die *Bandstreicher* zwangsweise in ihre *Heimatgemeinde* „*abschiebt*“. Vielleicht 1866 von den *Preußen* eingeschleppt.<sup>2)</sup>

**Schwain** — wörtlich für jeden, dessen *Reinlichkeit* (auch *moralischer Art*) zu wünschen übrig läßt, dessen *Benahmen* in *geschäftlichen* oder *beruflichen Angelegenheiten* anstößig ist. *Ahd.* *swin* wurzelt wie das *altslaw.* *svinu*, *lat.* *suinus*, im *idg.* *su* in der Bedeutung *Sau*, vgl. dieses; die *Hedensart* „*Schwein haben*“ = *Glück haben* stammt daher, daß bei *Schützenfesten* und *Wettrennen* in *älterer Zeit* der *Schlechteste* eine *Sau* als *ironischen Trostpreis* erhielt.

**Schwommaflopper** — der *Schwämmesucher*, weil er mit seinem *Stoß* auf den *moosigen Waldboden* klopft, wo er *Schwämme* vermutet; der 1. Teil *ahd.* und *mhd.* *swam* in allen *germanischen Sprachen* statt *Pilz*, das sich erst im *mhd.* eingebürgert hat; *ahd.* *chlopfen*, *mhd.* *klopfen* wurzelt in einem *germ.* *klappon* = *schlagen*.

**Spinatwächter** — der *Finanz- oder Zollbeamte*, in *übertragener Bedeutung* ein *untergeordneter*, *unbedeutender Mensch*, den man leicht *täuschen* kann, vgl. *Krautler*; 1. Teil, weil man das *Grün* in der *Uniform* des *Finanzbeamten* mit der *Spinatpflanze* gleichsetzt; das *pers.* Wort *ispānah* (= *Gemüse*) ergab im *arab.* *isfinag*, kam dann ins *lat.* in der Form *spina*, erhielt dort in *Anlehnung* an die *spitzen Spinatblätter* auch die *Bedeutung* von *Spitze*, und kam nun als *Fremdwort* ins *mhd.* *spinat*. Zum 2. Teil: *ahd.* *wahhen*, *mhd.* *wachen* in der *heutigen Bedeutung*; die *mundartliche Form* *Wachter* hat auch für sich allein *stehend* die *gleiche Schimpfwortbedeutung*: so a *Wachter* = ein *einfältiger Mensch*.

**Spizbub** — *schelemischer Junge*, *Taugenichts*; das Wort ist seit *Luther* im *Sprachgebrauch* vom *frühmhd.* *spitz* = *überklug*, *betrügerisch* *schlau*. Aus dem *mhd.* entlehnt sind das *dänische* *spidsbub* und das *schwedische* *spetshof*; über den 2. Teil siehe bei *Sausbua*.

**Spohfudler** — *mundartl.* für *Spanfiedler* = *kleinlicher Mensch* aus dem *gleichen Vergleichsbild* wie: ein *Spänemacher*, *Späne* machen, d. h. *unnötigen, überflüssigen Widerstand* leisten; *ahd.* und *mhd.* *span* = *Holzlöffel*, ein *Holzstückchen*, verwandt mit dem *mhd.* *spat* = *Splitter*; *fiedeln* = die *Fiedel* streichen wie mit dem *Schnitzmesser* das *Holz*. *Fiedel* vom

<sup>2)</sup> Gbd. II. 362, = *bettelhafter Kerl, Lump*.

mlat. vitula = das Saiteninstrument, daraus auch das ital. viola, franz. vielle = Geige; sämtliche vom lat. vitulari = einen Jubelruf anheben, jubilieren.<sup>3)</sup>

**Stänkerer** — der Zwietracht streut, streitfächtiger Mensch; seit dem 17. Jh. gebräuchlich vom Zeitworte stänken, mhd. stenken, aus dem sich auch die Form stinken entwickelt hat.

**Stinkadorea** — eine Mehrzahlform für Zigarren, in übertragener Bedeutung anrühiger Mensch; das Wort ist in Anlehnung an stinken und das span. fumadores = Gestank im Verlauf des 19. Jh. entstanden.

**Stinkowiß** — mit tschech. Endung versehener Ausdruck wie Stänkerer, siehe dieses; Krakeeler.

**Stockfisch** — verschlossener oder dummer Mensch; schon im 16. Jh. als Bezeichnung für einen langweiligen, ungelenten Menschen im Gebrauch. Der Stockfisch wird auf hölzernen Dörrgerüsten getrocknet, bevor er in den Handel kommt; nach diesen Dörrhölzern sein Name.

**Strädhupper** — Tuchmacher; nach einer Erklärung, weil sie das Garn auf Schubkarren über holperige Wege zur Wäsche im Bache führten. Wenn dem 1. Teile strähl = Kamm zugrunde liegt, mhd. straelen = kämmen, ist die Ableitung vom ahd. stral zu eröffnen; sonst ist strähne, ahd. streno = Flechte, Haar, Garn oder Flach zu setzen; die Herkunft dieses Wortes ist noch ungeklärt; über den 2. Teil siehe bei Pudelhupper.

**Strawanzer** — Strabanzler, arbeitscheuer Tagedieb, Landstreicher; das Wort dürfte vom ital. strabalzare = hin- und hersehaukeln stammen; es ist aber auch möglich, daß es in der Studentensprache, die gerne latinisierende Endungen verwendet (z. B. kurangen = in Zucht nehmen, schlecht behandeln vom lat. carentia = Bußübung) mit streunen, stromen, der Stromer = Landstreicher zusammenhängt, ebenso mit dem lat. stramen = Stroh, aufgeschüttetes Stroh, auf dem der Landstreicher zu schlafen pflegt.

**Striçi, Strick** — das 1. die mundartliche Kleinform des 2.; dieses wieder eine verkürzte Form aus Galgenstrick, eine pars pro toto, denn es ist der mit einem solchen Strick bedachte gemeint; ahd. stric ist in älterer Deutung die Schlinge gewesen und stammt vom ahd. stricchan = schnüren, flechten; verwandt dazu ist das ahd. strihhan, mhd. strichen = streichen.

**Stromer** — Landstreicher; mhd. stromen aus der Grundbedeutung: strömend einherziehen; das Wort ist seit dem 18. Jh. in der Studentensprache gebräuchlich.

**Struwelpeter** — Wirrkopf, unordentlicher, ungepflegter Junge; auch in der Form Strubbelpeter nach der bekannten Figur des Frankfurter Kinderarztes Heinrich Hoffmann, 1845; der Name war aber schon früher bekannt, er stammt wie das Wort Strobel = Schopf mit wirren Haaren vom ahd. strobalon, mhd. strobelen = sträuben. In der bekannten Erzählung heißt der Junge Peter, vgl. darüber bei Peter Zappel.

<sup>3)</sup> Ebd. I. 695, Spanjudel = Kienholz, welches arme Leute statt Licht brennen.



**Sü ß e M i l c h** — zuckerfüßer, einschmeichlerischer, leicht empfindlicher, gespreizter Mensch, besonders weibl. Wesen, mundartl. für süße (daher widerliche) Milch; der 1. Teil ahd. suozī, mhd. sueze aus der idg. Wurzel suado, germ. swotu ursprünglich in der Bedeutung von lieblich, angenehm, süß; der 2. Teil ahd. miluh, mhd. milch aus der idg. Wurzel melg, germ. melk, in der heutigen Bedeutung; vgl. Molke, Molkerie; aus der gleichen idg. Wurzel stammt daher auch das tsch. mléko.

**T a t e d l** — alter T., alter, gebrechlicher Mann; ahd. tedel = Väterchen. Ein ähnliches Bild gibt (alter) Taterich, ein Ausdruck, der aus der Studentensprache in die Mundarten eingegangen ist, von tattern = jilteln, stottern, albern schwätzen.

**T a u g e n i c h t s** — — Tunichtgut, unverbesserlicher Nichtsmuz; mittelniederdeutsch dogenicht vergleichbar dem engl. goar for nothing; der Satzname kann ursprünglich geheißen haben: „ich taue für nichts“, eine Art Bösungswort oder dummstolzes Selbstbekenntnis.

**T e p p** — siehe bei Depp.

**T o c k n** — siehe bei Dochn.

**T o l p a t s c h** — ungeschickter Mensch; das Wort stammt vom magharischen talp = Sohle, talpas = breitfüßig und wurde als Scherzname für den ungar. Fußsoldaten des 17. und 18. Jh. verwendet, weil dieser statt der Schuhe oder Stiefel breite, an Schürren befestigte Ledersohlen trug; tolpaß ist zum ersten Male 1698 belegt; seine Verwendung ist durch das Wort Tölpel beeinflusst worden; vgl. dazu bei Depp.

**T ö l p e l** — vgl. dazu bei Depp.

**T r a l l a** — einfällige, ungeschickte weibl. Person; es wird wahrscheinlich mit drall = eine dralle, derbe Dirne zusammenhängen; das Wort gehört zum Grundworte drillen = drehen, rundherum bewegen.

**T r a m h a p e r t e r** (Kerl) — verträumter, ungeschickter Mensch; mundartl. Form von traumhaftiger; ahd. und mhd. troum; das Wort läßt sich auf „Trugbild“ zurückführen.

**T r a m p e l t i e r** — direkter Vergleich mit dem Tiere wie in Kameel (das zweihöckerige oder baktrische K.). In der Bedeutung von plump, schwerfällig auftretender Mensch ist es in allen Mundarten anzutreffen, ahd. und mhd. trampeln in der gleichen Bedeutung; ahd. tior, mhd. tier ebenso.

**T r e d e r l i c h o r** — Kirchenfänger; der 1. Teil mundartl. zu drehen, ahd. draejen oder zu treten, Balken treten beim Orgelspiel; ahd. tretel oder tretlin ist die Kleinform zu Treter. Chor stammt vom griech. choros = Vereinigung von Tänzern und Singenden, davon lat. chorus und mit dem Christentum ins ahd., zunächst der Teil des Kircheninnern, der den Geistlichen vorbehalten war, im mhd. kor bereits zur Sängerverabteilung erweitert.

**T r o t s c h e n** — plauderhaftes, schwatzhaftes Weib, das besonders die Familienangelegenheiten anderer weiter erzählt. Weder das Hauptwort noch ein Zeitwort ratschen kommt im ahd. oder mhd. vor. Man findet wohl ein trazen, trezen in der Bedeutung von trocken, zum Besten haben; ob nicht das mhd. widertraz = Gegentroz, Gegenfaß durch Verbauschung, bzw.

Ähnlichkeitseinwirkung des Wortes wider mit wip, wib = Weib, Wiber = Weiber Anlaß zu dem bekannnten Gasthausnamen „Zum Weibertröpf“ gegeben hat? Das Wort ratschen stammt vom mhd. ratzen = klappern, rasseln, vgl. dazu die Karfreitagratschen.

**Trottel** — allgemein verbreiteter Ausdruck für Dummkopf, schwach-sinniger Mensch; der Ausdruck taucht erst in den 30er Jahren des 19. Jh. — aus den Ostalpenländern kommend — in der Schriftsprache auf, 1833 zum erstenmal beim Schriftsteller Normann, 1847 in dem Wörterbuch österr. Mundarten von Castelli in der Form Drottl; wahrscheinlich sprachverwandt mit trotten = planlos einhergehen, mit kurzen Schritten laufen; mlat. trotare, franz. trotter.

**Trutschel** — armseliges Frauenzimmer; diese Deutung scheint nur in Jglau zu Hause zu sein; es ist eine mundartl. Kleinform, dem trut zugrunde liegt; dieses Wort ist schon im ahd. als Liebling, Geliebte in Verwendung, dazu gehört triutelin = das Liebchen. Fern davon steht das frühnd. trutschelmann, das aus dem ital. turcimanno entstanden ist und die Bedeutung von Dragoman, Dolmetscher aus dem arab. tardschuman erhalten hat.

**Tschikenarretierer** — Arbeitsloser, der auf der Gasse mittels einer Nagelspiße an seinem Stocke die Zigarrenreste sammelt, um sie noch zu verwerten. Der 1. Teil ist eine Kurzform von Tschibuf, dieses türk. gleichlautend = Rohr, Stab, Pfeifenrohr. Der 2. Teil vom lat. ad-restare = dorthin (um) zu bleiben, Arrest daher die Haft, in der man bleiben muß, das Gefängnis; mlat. arrestum = der gerichtl. Beschluß, der Haftbefehl, so seit 1520 in der Rechtssprache gebräuchlich.

**Tschischler** — unbeholfener, einfältiger Mensch; vom tsch. čiška und čišek, das sowohl einen kleinen Becher (Fruchtform) d. h. Zapfen bedeutet, als auch den Laut č, der in der Sprache so häufig vorkommt, so daß die Bedeutung: der č-Sprecher, der Tschече daraus abgeleitet wird.

**Tschokel** — unbeholfener aber gutmütiger Mensch; das Wort kommt wie im Deutschen auch im Tschechischen als Hundename vor und ist aus der Zigeunersprache eingeschleppt worden. Es wird vom lat. jocus = Scherz, Spaß, Pöffen abgeleitet, daher auch Juc; im Mittelalter war der Spaßmacher auf den Märkten der Jokulator; dazu gehört auch der franz. jongleur, altfranz. jogleire vom lat. jocularare = scherzen, spielen.

**Tschokerer** — einfältiger, unbeholfener, zaghafter Mensch; das Wort hängt vielleicht in der Form Tschotscherer mit dem tsch. čočka = Linsen zusammen (?), vielleicht steht das tich. čouhati = warten, langsam bewegen in der Nähe. Im Egerländischen sind die Tschotscherle die Früchte von prunus insilia, die Haserfchlehen; die Form Tschokel hängt vielleicht mit dem tsch. čaća = Kleinigkeit, Tand zusammen. (?) Außerdem kommt für Tschokerer die Möglichkeit einer Nebenform von Tschokel zu, siehe dieses.

**Tschunkel** — schmutziges Kind; vom tsch. čuna, čunka = Sau, cūne = das Spanferkel.

**Uhammel** — Uhamle, dummer Mensch; die Silbe —u— = ur, uranfänglich, ein Mensch, der schon von allem Anfang an und daher unheil-

bar dumm ist, eine Steigerung des Vorwurfs wie in Erz-gauner, Haus-depp, großer Affe; über Hammel siehe bei H.

U m u r k e n — zunächst für eine klobige Nase gebraucht, dann pars pro toto für Derben, ungeschlachten Menschen; mundartl. (in Österreich auch in der Form Omorken) für Gurke; dieses Wort kam erst im Mittelalter aus den slav. Sprachen ins Deutsche; tsch. okurka, poln. ogorek, russisch ogurecu, alle vom griech. aggurion, dort aus dem pers. angorah = Wassermelone.

U r s c h l — meist in Scherzform für jede weibl. Person; Kurzform des Personennamens Ursula, dieser vom lat. ursus = der Bär, die Bärenstärke.

V i e h, V i e h s t e r l — derbe Bezeichnung des Menschen, den man zum Tiere herabwürdigt; das Wort kommt im ahd. fehu oder fihi in der Bedeutung von Herdentier vor, germ. fehu; in alter Zeit war Reichtum, Vermögen gleichbedeutend mit dem Besitz von Herdentieren, z. B. lat. pecus (vom idg. peku = Schaf, Herdentier) das Kind, in der Mehrzahl aber = das Geld. Im Ursprung der Worte steht die idg. Wurzel pec = pflücken, Wolle ausreißen, kämmen (daher auch das lat. pectere = kämmen) und daraus das Gefämmte (= Haustier) Herdentier; über Kerl siehe bei K.

W a s c h l a p p e n — energieloser Mensch, so bedeutungslos und leicht zu beeinflussen wie ein W. Ahd. wascan, mhd. waschen geht schließlich auf wat = Wasser zurück; ahd. lappa, mhd. lappe = niederhängendes Stück Zeug.

W e c h s e l b a l g — unruhiges, unartiges Kind; bei allen Germanen galt der Glaube, daß Kinder mit dickem Hals oder blödem Gesichtsausdruck von Unholden herkommen und von diesen nach der Geburt gegen echte, gesunde Menschenkinder ausgetauscht werden. Ahd. wihseling, mhd. wehselkind; Balg im ahd. und mhd. balc = die zum Aufbewahren von Flüssigkeiten abgestreifte Tierhaut, nach diesem Wilde der aufgeschwollene Leib.

W e i b s b i l d — die weibl. Person überhaupt, nicht im verächtlichen, sondern eher im scherzhaften Sinne; das Wort Bild ist schon seit dem 13. Jh. für Gestalt im Gebrauch, heute aber aus der Schriftsprache beinahe verdrängt.

W i l d f a n g — ausgelassenes, lärmendes Kind; aus dem spätmhd. wiltfanc. Die Ausübung des Jagdrechtes auf die freilebenden Tiere, der Wildfang, geht im Mittelalter auch auf die unfreien, hörigen Menschen über, demnach flüchtige Unfreie auf Antrag ihres Herren gefangen genommen und diesem zurückgebracht wurden; das Wildfangrecht.

W o l l e r s a c k — unbeholfen, dick und plump wie ein Wollsaack; die Wolle wird in große Saackbündel verpackt und so verschickt. Ahd. wolla, mhd. wolle kommt von germ. wullo aus der vorgerm. Wurzel ulna, daraus auch die altslaw. Form vluna, vlna; über Saack siehe Pappsaack.

W o m p e n, fette W. — dickes Weib; mundartl. von Wamme = Hautfalte am Halse des Kindes, tierischer Bauch; ahd. wamba, mhd. wamme vom germ. wamba, lautmalendes Wort in der Bedeutung von: beweglicher.

weicher Körperteil; sprachverwandt mit wabbeln und wabbern = zitternd bewegen.

Z a n g e — unverträgliche, böshafte Person; ahd. zanga, mhd. zange vom vorgeem. danka = Weiserin; vgl. das griech. dakno = ich beiße.

Z e z e n — empfindliche weibl. Person, nachlässige Frau; vom mundartl. Ausdrucke zezzen, sich mit jemandem zezzen = mit jemandem zanken, unverträglich sein.

Z i e g e l s c h u p f e r — Handlanger des Maurers, gering geschätzter Gelegenheitsarbeiter; ahd. ziagala, mhd. ziegel stammt durch Lautverschiebung vom lat. tegula = Dachziegel vom Zeitworte tegere = decken; schupfen, ebenso im mhd. = in schwankender Bewegung sein, eine Abart von schieben, ahd. scupfer = das Schauffelbrett.

Z k r a t s c h t e r M e i n a — mundartl. = zerkratschter Neuner, ein verkrüppelt aussehender Mensch in nachlässiger Haltung, wie eine aus Holz oder sonstigem Stoff hergestellte Figur der Ziffer 9, die zerbeult und verschoben ist. Zerkratscht (auch in der Form zerkratzert in der gleichen Bedeutung) stammt von einem lautmalenden krüsch-kratsch, wahrscheinlich vom tsch. krivy = krumm beeinflusst; die Silbe zer gibt die vollständige Durchführung der Bewegung kund. Neuner vom ahd. niun aus der idg. Wurzel ne-un.

Z p l a s c h t e r — zu ergänzen ist Kerl oder dgl. = zerstreuter, zerfahrenener Mensch; über die Silbe zer siehe beim Vorherigen; platschen, platschen dürfte mit dem spätmhd. blatschen zusammenhängen = einen klatschenden Schlag ausführen; nach anderer Ansicht liege das tsch. plasiti = scheu machen, plachy = scheu, schüchtern zugrunde.

Z w e c k e n s c h ä d e l — hartköpfiger, unverträglicher Mensch; ahd. und mhd. zwec = Nagel; daher auch das Vergleichsbild des vernagelten Schädels = ein den Vernunftgründen unzugänglicher Mensch, unbelehbar, widerspenstig; über Schäd! siehe bei Dickshädel.

Z w i d a w u r z e n — unverträglicher, ungeselliger Mensch; der 1. Teil zuwider, im mhd. in der gleichen Form und Bedeutung des Entgegengesetzten; es kommt allerdings nur im norddeutschen Gebiet in der Form toweddern vor und dringt erst vom 16. Jh. an ins Hochdeutsche ein; im 17. Jh. kommt schon die Verbindung zuwiderer Kerl vor. Der 2. Teil wurzelt im ahd. wurz in der Bedeutung Kraut, Pflanze aus dem idg. urd; im mhd. ist bereits wurz = Würze, Gewürz aus Gewürztraut vorhanden, ebenso das Zeitwort würzen, ahd. wurzen. Das Vergleichsbild spricht daher von einem Menschen, dessen Wesen so widerlich ist wie manches Gewürz.\*)

---

**A n m e r k u n g:** Der vorstehende Beitrag erscheint zugleich als Sonderdruck, herausgegeben vom Deutschen Stadtbildungsausschuß in Jglau.

---

\*) Nach Schmeller, Bayer. Wörterbuch II. 861, Der Zewiderer, das Zewiderlein = widerwärtige, übelkaimige Person; die Zwidernus = übelkaimiges Wesen.

# Einige Redensarten in der Mundart des Egerlandes

Von Richard Baumann, Chodau

In Sprichwörtern und Redensarten drücken sich das Denken und die Lebensanschauung eines Volkes aus. Sie spiegeln gleichsam die Seele des Volkes wider. Wie sich die Bevölkerung Westböhmens über rechtliche Anschauungen und menschliche Eigenschaften äußert, sollen die folgenden Redewendungen erzählen. Die Zusammenstellung erhebt selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Selbstbewußtsein drückt sich in folgender Weise aus: „Zäiascht kumm i, dann kinnt läng u läng nez u dänn fi(n)st äiascht du.“ Angriffe gegen sich weist man zurück, wobei sich gekränkter Stolz geltend macht: „I bin fein neat af da Wässauppm heagschwumma kumma.“ Versucht jemand, sich allzu freundlich einem andern zu nähern, so erwehrt man sich des unbequemen Zudringlings mit den Worten: „Mia san neat mitanänna in d'Schöll gänge“ oder „Mia hãm neat mitanänna Sai (= Säue) g'höit.“ Einem übermütigen, eingebildeten, fecken Menschen läßt man nicht zu groß werden: „Dean wean ma scho(n) 's Fettn oramä“ oder „Dean wean ma scho(n) a Pflackl vüasteckn.“ Ausnützen läßt man sich auch von niemandem gern: „I wia nan doch kuin Närrn mäch.“ Enttäuschungen und Anfeindungen gehören zu den bittersten Erfahrungen: „Dau bringa me kuina zea Pfa mäia hin.“ Glaubt jemand, er könne alles, was er sich vorgenommen habe, durchführen, selbst größte Hindernisse mit Leichtigkeit überwinden, so antwortet man ihm: „Du loast neat mita Ruap durch d'Wänd“ oder „Du wiaft de schneidn“ oder in bezug auf sein lästerndes und schimpfendes Mundwerk: „Du wiaft da scho(n) amäl 's Mal dabrenna.“ Ungewißheit und Bedenken in einer Angelegenheit drückt man folgendermaßen aus: „I trau an Rändfriedn neat.“ Spricht man hingegen aus Überzeugung und Erfahrung, so bekräftigt man: „Dau loast Gift drafnemma, des is wäua (wahr), wos i da glägt ho.“ Muß jemand auch noch gleichzeitig niesen, so wird die Meinung zur unumstößlichen Wahrheit: „Helf Gott, daß's wäua is“ oder: „Du häuft's benöist.“ Ein Neugieriger erfährt nicht immer alles, was er wissen will: „Dir wia r'e neat älls af d'Nosn bindn.“ „Denk häißt nez wissn“, antwortet man dem, der nur seine beiläufige Meinung mit den Worten: „Ich denke schon, daß es so und so sein sein wird“ ausdrückt und keine Klarheit verschaffen kann. Manchmal will man helfen, kann aber nicht, da einem die Hände gebunden sind: „Gäi dää, wennst kuin Steckn häuft“ oder „Hau hi(n), wennst kuin Steckn häuft.“ Das ist sehr peinlich. Doch tröstet man sich: „'s wird nez sua häaß gessn äls g'focht wird.“ Jedes Unrecht muß einmal aufhören und gefühnt werden: „Da Herrgott läßt da Ziech 's Schwanzl neat za läng wächsn“ oder „Älls häut sa (= seine) Zeit“ oder „'s wird scho(n) amäl änascht wean“ oder „Älls häut a End.“ Zur letzten Redewendung fügt man oft scherzweise hinzu: „Wläuß d' Wuaacht häut r'a zwäa“ (nämlich zwei Enden).

Ratschläge werden nicht immer befolgt: „Wea neat za räutn is, dean is neat za helfn.“ Allen Leuten aber recht tun ist eine schwere Kunst: „Ma kua's neat älln Leitn recht mächn.“ Bei Streitigkeiten sagt sich der Klügere: „Da Gscheita git nän.“ Mit „Nex fua ungout“ entschuldigt man sich, wenn man glaubt, jemanden belästigt oder jemandem unrecht getan zu haben. Schlichtigkeiten finden immer wieder ihren Herrn: „'s git für älls Leit af dera Welt.“ Die Bestechlichkeit ist auch hier bekannt: „Wer schmiert, der fiat.“ Vor unrechtmäßig erworbenem Gelde hüte man sich: „Frem's Geld tout kua(n) Gout.“ Einer, der weiß, was er im rechten Augenblick zu tun hat, „kennt sich as ban Wuaschtkeßl“. Den Stolzen, Eingebildeten verachtet man: „Wenn ich am Sunnta des wa, wo's sich dea unta da Woch'n a(n)bildt (= einbildet).“

## Gereimte Liebesbriefe

Von Karl Raubel, Wien

Im 1. Heft des Jahrganges 1936 dieser Zeitschrift hat Hans Wahlit auf Seite 17 einen Liebesgruß dieser Art veröffentlicht; er war einem Flugblatt aus dem Verlag von M. F. Lenzl, Znaim, nachgedruckt worden. Diese uns heute etwas sonderbar anmutenden poetischen Gebilde ersetzten früher vielfach die „Liebesbriefsteller“ einer späteren Zeit. Daß sie aber auch heute noch immer nicht völlig vergessen sind, konnte ich am 28. Feber 1936 erleben. Es war in Höflein an der Thaha, einem Marktflecken im politischen Bezirk Znaim. Ich war damals dabei, Volkslieder und -sprüche aus dem Munde des besten Sängers der Gegend, des 62jährigen Kleinbauern Johann Scherbanti, aufzuzeichnen — gerade noch ein paar Monate vor seinem Tod — als mich während einer Pause mein Gewährsmann fragte, ob ich den „Liebesbrief“ wüßte und ob er ihn mir vielleicht auch noch sagen sollte. Nun, ehrlich gesagt, ich habe damals von dem Vorhandensein derartiger Gedichte überhaupt keine Ahnung gehabt und war natürlich recht erwartungstroh. Meine Erwartungen aber, die, nachdem mir der Zweck dieser „Briefe“ erklärt worden war, nicht sehr hoch waren, wurden zum Teile übertroffen. Freilich sind es keine Meisterleistungen, aber ihr Urkern ist doch wohl tiefes Gefühl.

Es zeigt sich hier, daß der erste Brief noch ziemlich weitgehend mit dem Wortlaut des verschliffenen und vergilbten Flugblattes übereinstimmt, das Hans Wahlit in einem alten Legendenbuch aus einer der bäuerlichen Sinöden am Berge Panzer bei Eisenstein (Bezirk Neuern) gefunden hat. Zu dem zweiten Brief ist mir bis jetzt noch kein Seitenstück bekannt geworden.

Die Sprüche wurden in einer der Hochsprache angenäherten Form hergesagt, die aber wesentliche Merkmale der mundartlichen Aussprache aufwies; es klang ungefähr so, wie wenn ein das Lesen ungewohnter Mensch gezwungen ist, etwas in Hochsprache Geschriebenes laut vorzulesen.

## 1. Gruß an die ferne Geliebte.

Ich setz die Feder ans Papier,  
Herzallerliebste, ich schreibe Dir  
ganz kurz und klein,  
ich hoffe, Du wirst meine Geliebte sein.  
In diesem Brieflein sind begraben  
drei schöne Buchstaben:  
der erste ist aus Silber und Gold,  
wie sich meine Geliebte verhalten sollt';  
der zweite ist aus Samt und Seiden,  
alle andern sollst Du meiden;  
der dritte ist von Edelstein,  
niemand ist mir so lieb wie Du allein.

Kommst Du einst zu meinem Grabe,  
so kannst du sehen, wie ich Dich geliebet habe.  
Und gedenk nun, wie die Blume spricht,  
sie sagt: Vergiß mein nicht!  
Vergiß mein nicht in Leben,  
vergiß mein nicht in Tod,  
vergiß mein nicht in Wohlergehen  
und auch nicht in der Not!  
Die Rose riecht,  
die Dorne sticht,  
die Liebe spricht:  
vergiß mein nicht!  
Und wenn Du an mich vergißt,  
so schau, wie unser Schreiben ist.

Jetzt nimm dieses Büchlein hin  
und flieg über Thal  
und grüße meine Herzliebste  
zu tausendmal.

## 2. Abschiedsbrief an das treulose Mädchen.

Meinst Du denn, ich werd mich kränken,  
weil Du mich nicht liebest mehr?  
Nein! Das darfst Du Dir nicht denken,  
dieses fällt mir gar nicht schwer.  
Weil Du solche Untreu liebest,  
solche Liebe verlang ich nicht;  
heute müchtest Du vor Liebe brennen,  
morgen liebst Du, was Du siehst.  
Fahre hin, du falsche Seele,  
mir beraubst Du nicht die Ruh!

Liebst Du diesen, liebst Du jenen,  
 wünsch ich Dir viel Glück dazu!  
 Eine Schwalbe macht keinen Sommer nicht  
 — gar so leicht vergiß ich Dich —  
 und ein Mädchen macht mir keinen Kummer,  
 und wenn sie gleich die Schönste ist!

Hier sei ein Liebesbrief in Zahlen (vgl. unsere 383. Umfrage) angefügt, den JUC. Helmut Slapnicka (Brüx, Preßfeld 1821) im Juli d. J. überfandt hat.

Schreiben eines österreichischen Soldaten  
 an seine Geliebte.

1zig Geliebte! Du kannst noch  
 2keln an meiner  
 3e, da doch mein Herz nur  
 4 Dich schlägt. Unser Stab liegt in  
 5kirchen und  
 6strablatt wird Dir sagen, daß ich tapfer focht und kein  
 7schläfer war. Ich nehme Urlaub jetzt und gib  
 8, ehe Du glaubst, bin ich bei Dir, sage aber ja nicht  
 9, wenn ich um Deine Hand anhalte, denn mir wassern schon alle  
 10e nach Dir. Ich schreibe diesen Brief in der größten  
 11fertigkeit, denn es schlägt  
 12 und die Post geht ab.

Dein Dich liebender Peter  
 13ter Feldwebel bei der  
 14ten Kompagnie des  
 15ten Infanterie-Regiments am  
 16ten Jänner 1718.

## Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 15. November.)

Nr. 308. Dr. Vinzenz F i s c h e r, Frankenthal: Lieder und Sprüche aus dem Bezirke Graßlik.

Nr. 309. Prof. Karl F r i e d r i c h, Gnigl bei Salzburg: Fünf Singweisen zu früher (Nr. 246) eingesandten Liedern.

Nr. 310. Albert B r o s c h, Eger: Zahlreiche Volkslieder, darunter ein Weihnachtslied aus dem 18. Jahrhundert.

Nr. 311. P. Albert S t á r a, Blatník bei Nürschan: Zwei Andachtsbilder.

Nr. 312. F. Gd. S r a b e, Winterberg: Ein neueres Soldatenlied.

Nr. 313. W. W e s t e r l e, Deutsch-Proben: Verzeichnis slawischer Lehnwörter.



Nr. 314. Josef Maschek, Hölleischen bei Pilsen: Sieben Auszählreime u. a.

Nr. 315. Georg Tilscher, Kornitz: Verzeichnis slawischer Lehnwörter und Sammlung ortsüblicher Schimpfnamen in der Sprachinsel Deutsch-Brödel.

Nr. 316. Franz Heidler, Falkenau a. d. Eger: Egerländer Bauernwinter. Rundfunkhörfolge.

Nr. 317. Franz J. Vanger, Klein-Mohrau i. M.: Verzeichnis slawischer Lehnwörter.

Nr. 318. Karl Kaubek, Wien: Acht Volksrätsel aus dem Znaimer Bändchen in Südmähren.

Nr. 319. Johann Thöndel, Bergstadt bei Römerstadt: Anfangszeilen von 53 Grabliedern, 4 Weihnachtslieder, 2 Weberlieder und eine „komische Messe“. Antworten auf ältere Umfragen.

Nr. 320. Walter Drehhausen, Teplitz-Schönau: 4 volkstümliche Lieder, 2 Faschingsprüche, 2 Fassungen eines Nikolausspieles und ein Christnachtspiel aus dem Mittelgebirge.

Nr. 321. Dr. Alois Milz, Budweis: Zwei Wiegenlieder mit Singweisen aus dem Bezirk Krummau a. d. Moldau.

Nr. 322. Anton Schön, Frankstadt: Weihnachtsspiel, das vor etwa 50 Jahren in Moskelle, Oskau und Waldheim aufgeführt wurde, aufgezeichnet von Oberlehrer i. R. Suchy.

Nr. 323. Karl Ledel, Grünau bei Mähr.-Trübau: Österreichisches Vaterunser; Der Spielplan des Wiener Burgtheaters nach dem März 1938.

Nr. 324. Richard Baumann, Chodau: Abschrift eines Walenbuchs, das im Besitze des Landwirts Rudolf Muc in Neufattl bei Elbogen ist; Tschechische Lehnwörter in der Egerländer Mundart; Antworten auf andere Umfragen (mit zwei Bildern von überdachten Holzbrücken).

Nr. 325. Dr. Hans Felix Zimmermann, Prag: Abschrift des Christkindelspieles von Neudorf in Nordmähren.

Nr. 326. Otto Zerlik, Karlsbad: Spottnamen aus Theusing und Wittwa; Das Königstodaustragen, ein Volksspiel aus dem Bezirke Buditz; Lieder, Gebete und Reime; Beiträge zum Volksglauben und Volksbrauch; Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 327. Dr. Aurel Wagenhuber, Kaschau: Beiträge zur Volkstracht in der Slowakei und in Nordungarn (mit vielen Zeichnungen).

Nr. 328. Adolf Horner, Königswertth bei Falkenau a. d. Eger: Umfangreiches Verzeichnis von Lehnwörtern aus dem Tschechischen; Antworten auf ältere Umfragen.

Nr. 329. Rudolf Gruscha, Piesling a. d. Thaya: Ortsneckereien aus Südmähren; Scherzhafte Ausdrücke der südmährischen Mundart.

Nr. 330. Max Udo Kasparek, Deutsch-Pröben: Blattdrucke aus Neusohl, Nordungarn (aus der Mitte des 19. Jahrhunderts): Sanct Michaelis Christlicher Haus-Segen; Gespräch zwischen Jesu und Maria; Die sieben heiligen Himmels-Riegel, Gebet zur schmerzhaften Mutter Jesu am Kalvarienberge zu Schennitz.

# Kleine Mitteilungen

## Quellen auf den Bergen

In Hans Wapfls wunder schöner Erzählung (Er d m u t<sup>1)</sup>) lesen wir in dem Abschnitt über den gescheiten Dorfschirten Jordan:

Als ihn Gottfried einmal ausfragte, wieso es komme, daß auch auf hohen Bergen oft Quellen zutage treten, erwiderte er: „Kraß dich in die Stirn! Da quillt auch das Blut heraus!“

Merkwürdigerweise kommen ähnliche Erklärungsversuche auch in der südslavischen Volksüberlieferung vor. Der kroatische Volkskundler Ante Simić stellte nach gedruckten Aufzeichnungen zwei Seitenstücke gegeneinander<sup>2)</sup> und wir wollen hier diese beiden serbokroatischen Lesarten in deutscher Übersetzung wiedergeben.

Die ältere dieser beiden Aufzeichnungen stammt vom Priester Kosta Kovačević und ist seiner Beschreibung des Berges Bjutoč bei Bihać (im nordwestlichsten Winkel Bosniens, im Flußgebiet der Una) entnommen.<sup>3)</sup>

Am Gipfel des Bjutoč breitet sich eine ziemlich große Hochebene aus, von welcher die ganze Landschaft über den Una-Strom hinüber zu überblicken ist. Auf dieser Hochebene entspringt eine Quelle, die niemals versiegt. Hier tranken im Sommer die Hirten das Vieh und tranken Wasser, und sie erzählen, es wäre heilkräftig und sehr gesund und leicht. Da ich von dieser Quelle spreche, kommt mir von ungefähr in Erinnerung, wie die Begs von Ripac einen alten Landarbeiter Mitar Pepić aus Ergare, der ein sehr kluger und in Antworten witziger Mann war, riefen und ihn fragten: „Höre, Mitar, könntest du uns nicht sagen, wo auf dem so hohen und steilen Bjutoč das Wasser herkommt?“ Er strich seinen weißen Bart und antwortete treuherzig: „Gut, wenn ihr mir sagt, wo auf dem Scheitel des menschlichen Kopfes das Blut herkommt, will ich euch antworten.“

Die zweite Aufzeichnung, die Ante Simić anführt, stammt aus der großen Sammlung montenegrinischer Anekdoten von Mićun M. Pavićević<sup>4)</sup> und lautet:

Gewisse Ausländer, die seinerzeit die Geologie Montenegros untersuchten, kamen in Begleitung des Herzogs Miljan Vuković auf den Gipfel des Vasojevički Kom, wo auf dem höchsten Gipfel eine Quelle klaren Wassers entspringt, und ließen den Herzog durch einen Dolmetsch fragen, was er darüber denke, woher auf dem Gipfel des Berges eine Quelle fließen könne? „Wenn ich eine scharfe Nadel nähme und sie den Herren Gelehrten in den Kopfscheitel stechen würde, ist es sehr wahrscheinlich, daß dort das Blut nach oben fließen würde. So ist auch diese

<sup>1)</sup> Köln 1935, S. 89. — In der von František Odvalil besorgten tschechischen Übersetzung (Jirina, Verlag „Vyděhrad“, Prag 1936) auf S. 94.

<sup>2)</sup> Im Zbornik za narodni život i obiçaje južnih Slavena, Bd. XXVIII, Heft 2, Zagreb 1932, S. 90.

<sup>3)</sup> Im Glasnik bosanskog muzeja, Jg. I, Bd. 2, Sarajevo 1889, S. 21.

<sup>4)</sup> Crnogorci u priçama i anegdutama, Bd. I, Beograd 1928, S. 47.

Quelle hier auf der Höhe entsprungen, denn auch die Erde und der Berg sind ein Weib!" Als den Geologen Miljans Antwort übersetzt wurde, staunten sie über seinen Scharfsinn und seine Naturkenntnis.

Diese beiden südslavischen Deutungsversuche einer Naturerscheinung weisen eine erstaunliche Verwandtschaft, ja Übereinstimmung mit der angeführten Stelle aus Wažlik's Er d m u t auf und brachten mich auf den Gedanken, Wažlik müsse hier aus einer Volksüberlieferung geschöpft haben. Tatsächlich beantwortete der Dichter meine diesbezügliche Anfrage in diesem Sinne, indem er mir aus Neuern am 7. Jänner 1937 darüber schrieb: „... die von Ihnen angeführte Erklärung des Hirten Jordan (aus meinem Buch „Er d m u t“) scheint eine alte böhmerwäldisch-hairische Volksüberlieferung zu sein. Mein Freund, der Kunstmaler Koeppl aus Waldhäuser am Lufen, hat sie von einem alten Hirten gehört, als er auf einer Weide am Lufen gemalt hat...“

O l m ü ž.

Otto F. B a b l e r.

### Josef Rhun

Wer die „Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen“ von Dr. E. Vanger, die von 1901 bis 1913 erschien, durchblättert, der wird auf Josef Rhun als dem eifrigen Mitarbeiter aus der Jglauer Sprachinsel stoßen. Er hat am 3. November 1938 sein 80. Lebensjahr vollendet. Deshalb sei auf diesen eifrigen und bescheidenen Heimatkundler und Heimatforscher wieder erinnert.



Josef Rhun

Josef Rhun wurde 1858 in Dobrenz bei Jglau als Lehrersohn geboren. Er besuchte fünf Klassen der Jglauer Realschule, war drei Jahre Aushilfsunterlehrer in Schlappenz und machte 1884 seine Lehrbefähigung in Prag. Als geborener Sprachinfler hatte er auch den Wunsch, in der Sprachinsel zu wirken. Er war Lehrer in Hochtann, Jilemnitz, Deutsch-Neuhof, Trschings (25 Jahre) und Pfauenndorf (12 Jahre). Seinen Ruhestand verlebte er in Jglau (11 Jahre) und in Deutsch-Gießhübel bei Jglau (4 Jahre); jetzt wohnt er in Oberberg-Stadt, Ringplatz 45. Josef Rhun kannte also durch seine Lehr- und Gemeindetätigkeit unsere Sprachinsel und hatte ein feines Ohr für die Äußerungen des Volkstums und eine, wahrscheinlich dem

Lehrer anhaftende Gabe, volkskundliche Werte zu erkennen und zu sammeln. So hat er etwa 400 Singweisen von Liedern festgehalten, von denen ein

Teil im „Iglauer Biederblatt“ (von J. Göth und Walter Gensel, Drei-Lannen-Verlag) erschienen ist. Dr. A. Altrichter hat in sein Sagenbuch „Aus dem Schatzberg“ (Sudentendeutscher Verlag F. Kraus, Reichenberg) allein 48 Sagen von Josef Rhun als Gewährsmann aufgenommen. Was sich an Mundart, Spruch, volkstümlichen Redeweisen, Brauchtum im Laufe des Jahres u. dgl. im Bauernjahr begab, das hat er genau aufgezeichnet und festgehalten. Er war der getreue Sammler und Erhalter so mancher Volks-, bzw. Sprachinsulgüter, die ohne seine eingreifende Hand heute nicht mehr feststellbar wären. Dafür sagt ihm die Iglauer Sprachinsel herzlichsten Dank und wünscht ihm, der schon so manchen bitteren Kelch des Lebens trinken mußte, es möge sein Lebensabend noch in schöner Harmonie verlaufen.

Iglau.

Ignaz Göth.

### Deutsche und spanische Volksliedmotive

Beim Lesen spanischer Volkslieder fiel mir oft die große Ähnlichkeit der Motive auf, die mit unseren deutschen Volksliedern besteht. Die Bauern der nordspanischen Landschaft Galicien singen Vierzeiler, die sowohl in der Form wie auch im Inhalt und vielfach auch in der Absicht an die des Böhmerwaldes oder Südmährens gemahnen. Man nennt diese Liedchen Foliadas<sup>1)</sup> und begleitet ihren Vortrag gern mit dem Dudelsack.

Es sei als Probe und Beweis ein solches Gesätz in der galicianischen Mundart hierhergesetzt:<sup>2)</sup>

Os cregos e os taberneiros  
Teñen moito parecido;  
Os cregos bautizan nenos,  
E os taberneiros o viño.

Die Übersetzung dieser Zeilen ergibt: Die Geistlichen und die Wirte haben viele Ähnlichkeit; die Geistlichen taufen Kinder und die Wirte den Wein. Man vergleiche damit die Strophen aus dem mir in der Schönhengster Fassung geläufigen Liedes über die Handwerker „Was alle machen“:

Wie machen's denn die Pfarrer?  
Die Pfarrer machen's so:  
Vormittag tun f' Kinder taufen,  
Nachmittag tun f' fressen und saufen.

Wie machen's denn die Wirten?  
Die Wirten machen's so:  
Denken, im Keller brennt der Wein,  
Schütten schnell a Wasser nein.

<sup>1)</sup> Das Wort gehört zu span. fol = Luftsack des Dudelsacks und follar = mit dem Blasebalg blasen; fuelle = der Blasebalg.

<sup>2)</sup> Nach Fr. Christianfen, Das spanische Volk, S. 308.

Die völlige Gleichheit der Hauptmotive ist in die Augen springend: dazu kommt noch, daß auch die satirische Absicht, wenigstens bezüglich des Wirtsmotives, dieselbe ist. Ich führe dieses Beispiel für manches andere, das sich hierherstellen ließe, an; die vergleichende Volkstunde könnte hier vielleicht eine dankenswerte Arbeit leisten.

D I m ü ß .

Dr. Richard Z i m p r i c h .

**Zur Singweise des Horst-Wessel-Liedes.** In Ergänzung des Beitrages auf S. 78 des laufenden Jahrganges sei noch ein Lied mitgeteilt, das ebenfalls zur gleichen Singweise gesungen wurde. Wie der Einfender, Professor Franz Jungbauer vom Bundesrealgymnasium in Wien XXI., mitteilt, kennt er das Lied schon seit mehr als 50 Jahren. Es wurde in seinem Heimatorte Neuthal im Böhmerwald und im angrenzenden Bayern vor allem von den Rekruten gesungen, wenn sie einrückten. Am häufigsten hörte man es beim Ausbruch des Weltkrieges.

1. So lebet wohl, wir müssen Abschied nehmen!  
Die Kugel ist ins Flintenrohr gesteckt  
Und unser aller schönstes junges Leben  
Wird auf dem Schlachtfeld nun dahingestreckt.
2. Leb wohl, du Bruder und du, teure Schwester,  
Und reichet mir zum letzten Mal die Hand!  
Leb wohl, mein Vater und du, liebe Mutter,  
Ich zieh' hinaus zum Kampf fürs Vaterland!
3. Auch du lebe wohl, du teuerste Geliebte!  
Wenn ich zu dir nicht wiederkehren soll,  
So denke oft an unsere seligen Stunden.  
Noch einen Kuß, dann ewig lebe wohl!
4. Die Trommel ruft, es naht die Trennungstunde,  
Ein letzter Blick, ein letzter Händedruck!  
Lebt wohl, lebt wohl, wir müssen alle fort!  
Wer weiß, wie bald eine Kugel uns durchbohrt?

**Lied der Deutschen in Galizien** (Verfasser der Sudetendeutsche N. N. Naaff). — Das Heimatlied der Deutschen in Galizien „So war es Gottes Rat und Schluß“, das nach der Singweise von „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ gesungen wird, wurde im Jahre 1909 von dem Sudetendeutschen Anton August Naaff (geb. 1850 zu Weitentretetitsch bei Pödersam, gest. 1918 in Wien) auf Ersuchen des „Bundes der christlichen Deutschen in Galizien“ verfaßt und zuerst veröffentlicht im Kalender des Bundes für 1910. Es fand vor dem Weltkriege keine Verbreitung, erst als Pfarrer Fritz Seefeldt, der Leiter der Volkshochschule in Dornfeld, seit 1921 das Lied durch die Volkshochschüler und Besucher der Jugendwochen singen ließ und in das Liederbuch der Volkshochschule aufnahm, wurde es rasch beliebt und bald zum Heimatlied aller Deutschen in Galizien. Näheres berichtet

Gottfried Fittbogen im Märzheft 1938 der „Deutschen Monatshefte in Polen“, wozu noch nachzutragen wäre, daß A. A. Raaff sich auch als Sammler und guter Kenner der deutschen Volkslieder Böhmens große Verdienste erworben hat. Seine volkskundlichen Arbeiten sind in der „Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen“ (Prag 1913) und in der „Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen“ (2. Auflage, Reichenberg 1931) verzeichnet.

**Die Linde in Goldentron** (Zlatá Koruna). Herr Ludwig Quanz (Göttin-gen) macht in einer Zuschrift an die Schriftleitung aufmerksam, daß in dem Werk des Hans Carl von Carlowitz „Sylvicultura oeconomica, oder ... Anweisung zur Wilden Baum-Zucht etc.“ (Leipzig 1713) im XI. Kap. („Von wunderwürdigen Seltsamkeiten der Bäume“) auf S. 417 folgende Mitteilung steht:

„§ 54. Ein Linden-Baum/ so bey dem Cistercienser-Kloster zur goldenen Krone genannt und bey Budeweiss in Böhmen gelegen/ trägt Blätter, darauff Mönchs-Kappen gezeichnet. Die Ursach soll seyn/ weil Zista die Mönche dieses Klosters einmahls daran henden lassen.“

In den sonstigen Überlieferungen (vgl. Jungbauer, Böhmerwald-Sagen, Jena, 1924, S. 159 f.), die gewöhnlich Valbins „Miscellanea historica regni Bohemiae“ (I.—III. Prag 1679—1681) als Quelle benutzen, heißt es, daß der Lindenbaum seit jener Zeit kleine, kapuzenförmige Blätter trägt.

**Heimatkunde des Bezirkes Freudenthal.** Innerhalb dieser vom Bezirkslehrerverein beschlossenen Heimatkunde war ein eigener Sagenband geplant, dessen Bearbeiter Lehrer Oswald Kaller in Günsiedel bei Würbenthal einen vorbildlichen „Fragebogen zur Sagensammlung“ herausgegeben hat.

**Volkskundepreis des Deutschen Kulturverbandes.** Dieser wurde zu Pfingsten 1938 auf Grund eines Vorschlages von G. Jungbauer dem eifrigen Erforscher der deutschen Sprachinseln des Ostens Prof. Dr. Franz J. Beranek aus Lundenburg verliehen.

**Die taktwechselnden Volkstänze — Deutsches oder tschechisches Kulturgut?** Unter dieser Überschrift ist in der „Schriftenreihe des staatlichen Instituts für Deutsche Musikforschung“ in Berlin (3. Band, Leipzig 1938) eine gründliche Untersuchung von Dr. Victor Junst erschienen, der nachweist, daß diese merkwürdige Tanzübung ihren Kern- und Ausgangspunkt in der Oberpfalz hat, von wo sie durch bayerische Siedler auch nach Böhmen verpflanzt worden ist.

**Zentralarchiv der deutschen Volks Erzählung.** Als weitere Einläufe sind zu verzeichnen:

51. R u m b u r g e r Z e i t u n g vom 30. Jänner 1938: Sagen über Pumphut und Raschauer, die zwei Erzschelme des nordböhmischen Niederlandes.

52. Wenzel S c h w e h l a, Polletik bei Kalsching: Mehrere Sagen.

53. Dr. Gertha W o l f, Tepliz-Schönan: Zahlreiche Sagen aus Nordwestböhmen, aus der Pardubitzer Sprachinsel, aus Südmähren und aus der Slowakei.

**Nachträge.** W a m s c h a b e l. Zu diesem Wort verweist JMC. Helmut Slapnicka (Brüx) auf Josef Blumer, Sammlung mundartlicher Wörter und Redensarten der nordwestböhmisches Mundart, besonders von Brüx und Umgebung (Beiträge zur Heimatforschung Nordwestböhmens, 2. Bd., Komotau 1929), S. 77:

hämšawöl, eig. ein Strohbund, der um den jungen Obstbaum gelegt wird, damit die Hasen im Winter nicht die Rinde benagen, übertr. ein alßberner Mensch.

Schaub, šab m. Bund Stroh . . . , gewöhnlich Verkleinerung šawöl f. Bündel Stroh zum Decken des Daches: šawöldoch; oft šindln und šawöln stabreimend verbunden.

## Antworten

(Einlauf bis 15. November.)

361. Neue Bezeichnungen für Häuser kennt man auch in Elbogen, z. B. Hakentreußvilla, Villa „Völkerbund“. In Chodau hatte früher ein Gasthaus, weil darin Veranstaltungen verschiedener politischer Art stattfanden, den Namen „Völkerbund“. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß auch Lord Runciman volkstümliche Umdeutungen seines Namens erfuhr. Er wurde in „Runzelmann“ geändert und später in „Runziehmann“, weil man den Lord angeblich überall „runzieht“. (R. Baumann, Chodau.)

387. Von einem ähnlichen Z w i n g z a u b e r berichtet eine Sage, die Anton Wesseler (Deutsch-Proben) von seinem Elternhaus, einer Mühle, übermittelt:

Einmal kam in die Mühle ein Fremder und suchte Herberge. Die Müllerin, die allein daheim war, wies ihn ab. Kaum war der Fremde weg, kam vom Mühlstein anstatt Mehl lauter Pferdemist. In diesem Augenblick kehrte der Müller heim. Schnell nahm er ein Beil, schlug es in die Türschwelle und hieb mit einem groben Besen auf das Beil los. Bald darauf trat der Fremde, am Leibe und im Gesicht ganz zerkratzt, in die Stube und bat den Müller, er möge doch schon aufhören mit dem Schlagen, denn jeder Hieb treffe ihn selbst.

389. Das T r i n k e n v o n H a r n geschieht zuweilen auf nüchternen verdorbenen Magen. Mit Harn wäscht man sich ferner den wehen Kopf, endlich mischt man Harn in den Anstrich der jungen Bäumchen. (A. Wesseler.)

400. Mehrere ü b e r d a c h t e H o l z b r ü c k e n gibt es in Borsarberg. (R. Baumann, der zugleich zwei Lichtbilder der Brücken bei Dornbirn und Bezau überfandte.)

434. Die Mutter eines verstorbenen Kindes soll vor Johanni k e i n e E r d b e e r e n oder Kirschchen essen, weil sonst das Kindlein im Himmel keine bekommt. (A. Wesseler.)

455. Neben dem hl. A n t o n i u s gilt hier auch der hl. Andreas als besonderer Fürsprecher in Liebesangelegenheiten. Mädchen, die einen Mann

haben wollen, sollen fleißig zu ihm beten. (Franz J. Langer, Klein-Mohrau, Nordmähren.)

462. In meiner Kindheit war in Neusattl bei Elbogen folgende Vaterunserparodie üblich:

Vater unser, der du bist,  
ich waiß scho(n), wea da Riglas is:  
Da Riglas is a ältä Mää(n),  
häut 99 Stiefl äa(n).

In Elbogen kannten die Kinder vor elf Jahren das nachstehende Spottgebet:

Vater unser, Doppelfnochn,  
bet i scho(n) die gånza Wochn,  
kinnt scho(n) bäl da Sunnta hea,  
ho kää Stückl Bräut nuch gsea (gesehen).

Das neue österreichische Vaterunser hat hier folgenden Wortlaut:

„Im Namen Dollfuß des Vaters, Schuschnigg des Sohnes und Starhembergs des Hl. Geistes. Amen. Vater Dollfuß, der Du bist so winzig klein, verhöhnt wird Dein Name, verschone uns mit Deinem Reiche, Dein Wille geschehe vielleicht im Himmel, aber nicht auf Erden. Gib uns wieder Deine täglichen Rotverordnungen und vergib uns, daß wir sie nicht befolgen; stürze uns nicht in neue Schulden, denn wir können die alten nicht bezahlen! Führe uns nicht ins Unglück, sondern erlöse uns von dem Übel! Amen.

Gegrüßet seist Du, Starhemberg, voll des Wahnsinns, das Volk ist mit Dir, Du bist vermaledeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht Deines Wahnsinns. Heiliger Kurt Schuschnigg, Vater der Heimwehr, bitte für uns armen Lämmer, die wir so blöd waren, Deinem Ruf zu folgen, jetzt und in der Stunde, wo Du gehängt wirst. Amen.“

(R. Baumann, Chodau.)

Hier gibt es ein Vieh-Vaterunser, das mir aber niemand vorsprechen will. (A. Wesserle.) Vor dem 1. Oktober 1938 sagte man hier oft, die Stelle im Vaterunser „... und erlöse uns von allem Übel“ dürfe nicht mehr gebetet werden. (J. Thöndel, Bergstadt bei Römerstadt.)

463. In der Sterbematrik vom Jahre 1683 der Pfarrkirche Bergstadt steht bei einem Namen auch die Bezeichnung S e e l m a n n. (J. Thöndel.)

464. In Beneschau bei Deutsch-Proben gibt es ebenfalls einen H e i m - w e h r u n n e n. (A. Wesserle.) J. Thöndel verweist auf die in Nordmähren bekannte Redensart: „Wer Spreewasser getrunken hat, muß immer wieder nach Deutschland zurückkehren.“

465. Auch hier gilt der Glaube und Brauch, daß man einen K n o p f oder ein Geldstück, die man findet, anspucken und wegwerfen soll, wenn man vom Unglück verschont bleiben will. (A. Wesserle.) Altes Eisen soll



man nicht aufheben, eingedenk des Spruches: „Altes Eisen, neue Liebe; wer's aufhebt, dem geht's trübe.“ (F. J. Sanger.)

467. Nach hiesigem Volksglauben soll die Sonne am Samstag so lange scheinen, bis die Mutter Gottes die Windeln getrocknet hat. (M. Wesselerle.)

468. Verstorbene Wöchnerinnen werden in der Brauthaube mit Nadel, Zwirn und Fingerhut beerdigt. Nach der Volksmeinung werden sie alle selig. (M. Wesselerle.)

470. Das Tragen von Ohrringen geschah zur Verhütung von Augenkrankheiten. Es kommt ab, weil man nicht mehr an die Wirkung glaubt. (J. Thöndel.) Man trug goldene Ohrringe gegen Augenleiden, weil früher die Meinung bestand, daß das Gold dem Körper die Giftstoffe entziehe. Mit der fortschreitenden Volksaufklärung wurde diesem Glauben der Boden entzogen. (F. J. Sanger.)\*

## Schrifttum

Dr. Wilhelm Pfeiler, Handbuch der deutschen Volkskunde. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam.

Mit den Lieferungen 31/32 (Band II, Heft 10/11: Müller-Blattau, Musik und Musikgeräte; Lehmann, Der Tanz; Mackensen, Das deutsche Volksmärchen; Jaunert, Sage und Legende; Götting, Das Volkslied), 33 (Band II, Heft 12: Götting, Das Volkslied; Müller-Blattau, Das deutsche Volkslied in musikalischer Beziehung), 34, 35 und 36 (Band II, Heft 13, 14, 15: Klapper, Sprüche, Reime, Rätsel; Wrede, Inschriften; Pfeiler, Volkshumor und Volkswitz; Riessen, Volksschauspiel und Puppenpiel; Inhaltsverzeichnis des II. Bandes) und 37 (Band III, Heft 12: Bach, Deutsche Eigennamen in volkstümlicher Betrachtung; Inhaltsverzeichnis des III. Bandes und Namen- und Sachregister für alle drei Bände) liegt dieses gewaltige Handbuch abgeschlossen vor. Wenn auch die einzelnen Beiträge ungleichmäßig sind, so ist doch das Gesamtwerk eine großartige Leistung, für die man W. Pfeiler dankbar sein muß. Wer sich mit dem Stoff der deutschen Volkskunde vertraut machen will, findet hier alles Wissenswerte zusammengetragen und durch die ausführlichen Schrifttumsangaben den Weg für ein tieferes Eindringen in die einzelnen Teilgebiete gewiesen. Allen Beiträgen sind sorgfältig ausgewählte und gut wiedergegebene Abbildungen eingefügt, wodurch das Werk an Anschaulichkeit und Wert bedeutend gewinnt.

Adolf Helbok, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. 9./11. Lieferung, Schlußlieferung des ganzen Werkes (65 Karten). Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1938. Preis 15 Mark.

Dieser Kartenband ist besonders lehrreich. Es seien namentlich folgende Karten hervorgehoben: Die germanischen Funde; Ausbreitung verschiedener Kulturkreise in der Jungsteinzeit; Die Römerstraßen Süddeutschlands; Die historischen Siedlungsschichten nach den Ortsnamen; Der Stand der Ortsnamensforschung in Bayern; Die keltischen und germanischen Völkerschaften; Römisch-germanische Kontinuität in Südoßbayern; Die vier Perioden der germanischen Völkerzüge in Europa; Die Völkerschafts-Ortsnamen; Der Landesausbau in der Ostmark; Die deutschen Hausformen; Rassen und Kulturformen in Deutschland; Mundarten und Kulturräume Deutschlands; Die Erinnerungszzeichen (Steine, Kreuze, Bildstöcke,

\*) Von neuen „M f r a g e n“ wird einstweilen abgesehen.

Marterln) Deutschlands; Verbreitungsgebiet des feurigen Hausdrachens (sie deckt sich gegen Westen mit der alten Slawengrenze); Der ostgermanisch-illyrische Raum; Deutsche Kultur im Osten Europas.

**Rilb W e i s e r - N a I I**, Volkskunde und Psychologie. Eine Einführung. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1937. 192 S. Preis kart. 5 Mark 20.

Wie die Verfasserin anführt, ist Aufgabe des Buches, „Studierenden und Volkskundeforschern die Fragen nahezubringen, die aus der Tatsache, daß die Volkskunde auch eine psychologische Wissenschaft ist, erwachsen“. Diese wichtige Aufgabe wird aber durch die einseitige Einstellung des Buches, das sich vornehmlich an E. R. Jaensch anschließt, nur zum Teil erfüllt. Die Eidetit in Ehren, aber in der Volkskunde spielen eidetische Erscheinungen denn doch nur eine sehr geringe Rolle. Eine Arbeit „Volksfrage und Anschauungsbild“ würde greifbarere Ergebnisse zeitigen als dieser Versuch, die gesamte Volkskunde mit einer neuen Richtung der Psychologie in Verbindung zu bringen.

**Deutsches Volkstum**, Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von John Meier. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1938.

1. Band: Otto L e h m a n n, Volkskunst und Volkstracht. Mit 10 farbigen und 40 einfarbigen Tafeln. VIII, 120 S. Preis geb. 7 Mark 20.

2. Band: Will-Erich P e u c k e r t, Märchen und Sage, Schwank und Rätsel. Mit 22 Abbildungen im Text und zwei Tafeln. VIII, 215 S. Preis geb. 6 Mark 20.

3. Band: Hans M o s e r, Volkschauspiel; Raimund Z o d e r, Volkstanz. Mit 24 Tafeln. VIII, 184 S. Preis geb. 6 Mark 20.

Mit den bereits früher erschienenen Bänden 4—6 (Glaube und Aberglaube; Sitte und Brauch; Siedlung und Haus) liegt nun diese Reihe, an der die besten Fachleute mitgearbeitet haben, abgeschlossen vor. L e h m a n n gliedert seinen Stoff in die Abschnitte „Volkskunst und Volkstracht als Funktion des Volkslebens“, „Volkskunst und Volkstracht im Volkstum der deutschen Stämme“ und „Ergebnisse“; er beschränkt seine Untersuchung auf das frühere deutsche Staatsgebiet. Hoffentlich werden bei einer Neuauflage des Wertes auch die zehn Millionen Österreicher und Sudetendeutschen — für diese bilden die Veröffentlichungen J. Hanikas eine ausgiebige Quelle — berücksichtigt. Viel Anregung bietet P e u c k e r t mit seiner gründlichen, das einschlägige, sehr umfangreiche Schrifttum nahezu erschöpfend heranziehenden Untersuchung der Volkerzählungen und des Rätsels. Viel Neues bringen endlich die aufschlußreichen Arbeiten von M o s e r über das Volkschauspiel und von Z o d e r über den Volkstanz.

**Deutsche Volkskunst**. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar. Preis eines jeden Bandes in Pappe 4 Mark, in Leinen 4 Mark 80.

XI. Band: Fris A d l e r, Pommern. Mit 214 Bildern.

XII. Band: Theodor Z i n k, Die Pfalz. Mit 231 Abbildungen.

XIII. Band: H. E. B u s s e, Baden. Mit 198 Bildern.

1. Ergänzungsband: Ernst P o l a c z e k, Elsaß. Mit 200 Bildern.

Wie die früher erschienenen 10 Bände zeichnen sich auch diese durch die klare und übersichtliche Darstellung und das trefflich ausgewählte Bildwerk aus. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen, die stets von der Eigenart der Landschaft und ihrer Bevölkerung ausgehen, bilden wichtige Bausteine für eine deutsche Stammes- und Landeskunde.

Ernst R ö n i g e r, Kunst in Oberschlesien. 85 Textseiten und 96 Bildseiten mit 153 Abbildungen. Verlag Priesbatsch's Buchhandlung, Breslau 1938. Preis kart. 2 Mark 70, geb. 4 Mark 20.

Aufgabe des Buches ist, wie Dagobert Frey im Vorwort betont, „ein Gesamtbild der Kunst Oberschlesiens zu geben, sie einerseits als eine landschaftliche Einheit zu erfassen, andererseits ihre Verbindung mit dem übrigen Schlesien, den Sudetendländern und darüber hinaus mit der allgemeinen deutschen Kunstentwicklung aufzuzeigen“. Die Abbildungen, zum größten Teil Neuaufnahmen von Paul Pokleffowski, werden in den „Anmerkungen“ (S. 56—81) genau beschrieben.

Hugo S c h o l z, über die Deutsche Volkskunst. Wächter Verlag, Teplitz-Schönau (1938). 16 Textseiten und 22 Bildseiten.

Diese Mahnschrift des sudetendeutschen Dichters zur Pflege der Volkskunst verdient Beachtung und Verbreitung. Mit Recht sagt der Verfasser: „Die Volkskunst verbindet untereinander und gibt die Grundlage für die Volksgemeinschaft. Aus der Liebe für die Volkskunst wächst die Liebe zum Volkstum.“

Otto H u t h, Der Lichterbaum. Germanischer Mythos und deutscher Volksbrauch. In: Deutsches Ahnenerbe, 2. Abteilung: Fachwissenschaftliche Untersuchungen Nr. 9. Widufind-Verlag (M. Voß), Berlin-Lichterfelde 1938. 84 S. (36 Abbildungen.)

Die gedankenreiche Untersuchung wendet sich vor allem gegen die Ansicht Lauffers, für den das pflanzliche Wintergrün und das Licht Abwehrmittel gegen die bösen Geister der Zwölften, der Weihnachts- wie der Neujahrstage, sind. Nach Lauffer ist die Volksfeste „in der weihnachtlichen Verwendung des volkstümlichen Gespensterschutzes zweierlei nicht ganz gleiche Wege gegangen. Da, wo die Entwicklung in erster Linie vom Wintergrün ausging, führte sie zum Weihnachtsreis, dann zum Schmuckbaum und endlich zum Lichterbaum. Im Osten und im Norden aber knüpft die Formgestaltung zunächst an den Gebrauch des Lichtes, und sie führt demnach zum Weihnachtsleuchter, zur Lichterkrone und endlich zur — mehr oder minder mit Grünzweigen geschmückten — Lichterpyramide“. Demgegenüber weist Huth nach, daß bei diesem Brauch von einer „Dämonenabwehr“ keine Rede sein kann, und gelangt nach einem Überblick der in Betracht kommenden Bräuche anderer Völker zu dem Schluß, „das Vorkommen lichtergeschmückter Räume in den Festfeiern anderer indogermanischer Völker mache es wahrscheinlich, daß der Lichterbaum bereits dem germanischen Kult zuzurechnen ist und bis in die urindogermanische Zeit zurückreicht.“

Bei dieser Gelegenheit sei auf die von großer Belesenheit zeugende Schrift von Otto Huth „Janus. Ein Beitrag zur altrömischen Religionsgeschichte“ (Verlag Ludwig Köhrscheid, Bonn 1932) verwiesen, wo u. a. der enge Zusammenhang zwischen dem altrömischen Neujahrsfest und dem germanischen Winter Sonnenwendefest dargelegt wird.

Friedrich C o r n e l i u s, Abriss der Germanischen Götterlehre nebst Grundzügen der griechischen Mythologie. Verlag W. Kohlhammer, Abteilung Schaeffer, Leipzig 1938. 69 S. Preis kart. 1 Mark 50.

Dieses 10. Heft der Reihe „Schaeffers Abriss aus Kultur und Geschichte“ gibt ein sehr übersichtliches Bild der germanischen Götterwelt. Es ist vor allem für Schulzwecke gut geeignet. Nur sollte hie und da noch mehr Vorsicht geübt und nur das, was einwandfrei nachgewiesen ist, vorgelegt werden. Der Verfasser möge z. B. im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens nachlesen, was dort über die von ihm unter die „Hauptgöttinnen“ eingereihte Njara steht.

Studien zur religiösen Volkskunde. Heft 6: Otto C l e m e n, Luther und die Volksfrömmigkeit seiner Zeit. 40 S. — Heft 7:

Albrecht J o b s t, Sammlung kirchlicher Sitte. 56 S. Verlag E. L. Ungelent, Dresden und Leipzig 1938. Preis eines jeden Heftes kart. 1 Mark 20.

Das erste Heft beleuchtet Luthers Verhältnis zur Volksfrömmigkeit seiner Zeit von vier Seiten her, von seiner Stellung zur Marien- und Heiligenverehrung und zum Aberglauben und von seiner Naturverbundenheit her. Das zweite Heft gibt eine Übersicht über die kirchliche Sitte im Laufe des Kirchenjahres, im Kreislauf des Menschenlebens und im häuslichen Leben, wobei alle Angaben über die Orte, wo die Bräuche geübt werden, fehlen und alle Erklärungen und Deutungen unterlassen werden. Für wissenschaftliche Zwecke ist daher diese Zusammenstellung unbrauchbar. — Hier sei bemerkt, daß die an den „Studien zur religiösen Volkskunde“ beteiligten Kreise seit Oktober 1938 „Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft für religiöse Volkskunde“ herausgeben.

Hans K e h l a f f, Bauernhochzeit im Elsaß. Verlag Grenze und Ausland, Berlin 1937. 20 S., 28 Bilder auf 14 Tafeln und 5 Abbildungen im Text.

Das vorbildliche Heft mit den ausgezeichneten Lichtbilddaufnahmen, die zugleich die Volkstracht veranschaulichen, verdient in allen deutschen Landschaften Verbreitung und Nachahmung.

Theodor K r ö g e r, Durch blumige Wiesen. Mit 26 Abbildungen. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn 1938. 45 S. Preis geh. 68 Pfennig.

In diesem 3. Heft der Sammlung „Deutsche Scholle“ wird ein Überblick über die Blumen gegeben, die vom Frühling bis Winter auf unseren Wiesen zu finden sind. Wichtigzustellen ist die Behauptung, daß der Name Wibernell von hibere = trinken komme. Die richtige Erklärung brachte Florian Hintner auf S. 56 des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift.

Ignaz G ö t h, Der Jglauer Berghäuerzug. Verlag L. Kullik, Olmütz 1938. 12 S. und 14 Bildtafeln. Preis 12 Kr 50.

Als 10. Band der Bücher deutscher Volkheit aus den Sudeten- und Karpathenländern erschienen, ist diese neue Darstellung des Jglauer Brauches vor allem wegen der prächtigen Lichtbilder zu rühmen.

Gustav J u n g b a u e r, Volkslieder aus dem Böhmerwalde. II. Band, 2. Lieferung. In Kommission bei J. G. Calve, Prag 1938. 96 S. (S. 97—192 des ganzen Bandes.) Preis 25 Kr.

Dieser Lieferung dürfte in Kürze die 3. folgen, womit die volkstümlichen Lieder abschließen. Es ist Aussicht, daß auch die weiteren Lieferungen des II. Bandes (über 3000 Bierzeiler) erscheinen werden.

Gustav J u n g b a u e r und Herbert H o r n t r i c h, Die Volkslieder der Sudetendeutschen. Roland Verlag Trausel & Co., Reichenberg; Bärenreiter-Verlag Kassel. Preis jeder Lieferung, jede zu 96 Seiten, 52 Kr oder 5 Mark.

Von dieser großen Ausgabe sind bisher drei Lieferungen (Lied Nr. 1—107; 108—199; 200—256) erschienen, die 4. Lieferung, mit der der 1. Halbband abschließt, wird zur Jahreswende vorliegen.

Willh K r o g m a n n, Der Name der Germanen. Mit einer Abbildung. Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Seestadt Wismar, 1933. 112 S. Preis geh. 6 Mark.

Der Verfasser geht bei seiner Arbeit gründlich vor, indem er erst nach eingehender Überprüfung der geschichtlichen Zeugnisse und des sprachlichen Befundes die Deutung des Namens vornimmt, der unleugbar germanischer Herkunft ist

und mit feiner Bedeutung „die Hervorragenden“ als rühmend: Selbstbezeichnung aufzufassen ist.

Herbert Weinek, Untersuchungen zur landwirtschaftlichen Wortgeographie in den Sudetenländern. Mit 37 Karten. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn 1938. 212 S. Preis 135 Kč.

Dieses 2. Heft der im Auftrage der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag von Ernst Schwarz herausgegebenen „Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern“ stellt sich wieder als musterhafte Leistung dar. Hier und da wäre noch eine genaue volkskundliche Unterbauung und sachliche Kennzeichnung der sprachlich untersuchten Gegenstände zu wünschen.

Albert Zirkler, Volksbuch sudetendeutscher Mundartdichtung. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig 1938. 100 S. Preis geh. 1 Mark 80, geb. 3 Mark.

Nun liegt auch dieser 3. Band des „Hausbuches sächsischer Mundartdichtung“ vor, für den die Sudetendeutschen dem Verfasser besonders dankbar sein müssen. Denn er hat mit einem bewundernswerten Fleiß und mit warmer Anteilnahme den nicht immer leicht erreichbaren Stoff gesammelt und daraus eine gebiogene Auswahl geboten. Das Buch bringt Proben aus dem Jeschten-Jsergau (J. Walter, A. Wildner, G. Weber, J. Benneisch, A. Scholz), aus dem Niederland und dem angrenzenden Nordböhmen (W. Ernst, J. Schwaab, F. Tieze, F. Schinzel, G. R. Kreibich, J. Kysel, J. Stibitz, J. Kern, J. Stolle, M. Kunert, G. Garbe), aus dem Erzgebirge und Vorland (A. Günther, G. Soph, R. Illing, J. Salzer, M. Tandler, F. Klinger, A. Scheiter), aus dem Egerland (J. J. Lorenz, J. Hofmann, R. J. Siegl, A. Wolf, R. Sabathil, A. Horner, O. Zerlik) und schließlich Singweisen zu Liedern von G. R. Kreibich, M. Tandler, A. Günther, G. Mürrberger und A. Horner. Sehr willkommen für die mundartliche und volkskundliche Forschung sind die verlässlichen biographischen und bibliographischen Angaben der „Einführung“ und der Schlußseiten.

Udalbert Schmidt, Die sudetendeutsche Dichtung der Gegenwart. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1938. 165 S. Preis 28 Kč 85.

Das Buch bietet eine gute Übersicht über die gegenwärtige Dichtung der Sudetendeutschen. In der Beurteilung und Kennzeichnung der einzelnen Dichter und ihrer Werke wird fast immer der Nagel auf den Kopf getroffen. Zu bedauern ist nur, daß dem Verfasser das volkskundliche Schrifttum der Sudetendeutschen und damit auch der Reichtum ihrer Volksdichtung unbekannt sind. Auch im Volke gibt es schöpferische Kräfte und Dichtungen, die weit mehr bedeuten als etwa die unreife Lyrik irgendeines Anfängers. Und die auf S. 144 nicht genannten „Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde“ haben zu mindestens gleiche Bedeutung und gleichen Wert für das sudetendeutsche Volkstum wie andere ebenda angeführte Sammelreihen. Unter den Mundartdichtern des Egerlandes fehlt der gediegenste — Max Horner. Auch sonst hat man den Eindruck, daß das Buch schnell geschrieben wurde und daher dort oberflächlich ist, wo dem Verfasser die nötigen Sach- und Fachkenntnisse fehlen.

Rudolf Jahn, Konrad Henlein. Leben und Werk des Turnführers. Mit 9 Bildern. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drachowitz und Leipzig 1938. 187 S. Preis kart. 2 Mark 30, in Leinen geb. 3 Mark 50.

Mit diesem feiselnd geschriebenen Werk, das die Jugend, die Ergebnisse an der italienischen Front und vor allem die Leistung Henleins als Turnführer schildert, hat das deutsche Volk und namentlich die deutsche Jugend ein Erziehungsbuch erhalten, das immer wieder gelesen werden soll und damit auch seiner dauernden Wirkung sicher ist. Denn im Leben Henleins spricht sich selbst der Grundsatz aus, den der sudetendeutsche Führer in die Worte gefaßt hat: „Das Leben des Einzelnen

mit seinen Opfern und Leiden, mit Leistung und Einsatz als Dienst für sein Volk zu begeistern und zu gestalten, ist der letzte Sinn aller Erziehung.“

**Hubert N e r a d**, Wer waß en, obs wohnt is. Geschichten in Iglauer Mundart. Verlag der Buchdruckerei Th. Jlling, Iglau 1938. 110 S.

Diese ersten und lustigen Geschichten und zuweilen sehr derben Schwänke sind milten aus dem Volke gegriffen und in unverfälschter Mundart niedergeschrieben. Anton Altrichter, der Landsmann des Verfassers, kennzeichnet sie kurz in der „Einleitung“. Diese Sammlung kommt zur rechten Zeit. Denn gerade heute, wo die Deutschen der Iglauer Sprachinsel schwere Lage mitmachen und um ihre Zukunft bangen, beweist dieses Erzählgut, daß sie ein kerniges Volkstum besitzen und daher dem Deutschtum auch unter den schwierigsten Umständen nicht verloren gehen werden.

**Josef P f i ß n e r**, Volkstumschutz und nationale Bewegung. Sudeten-deutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1938. 52 S. Preis 9 K<sup>o</sup> 90.

Von den hier vereinigten Aufsätzen sind drei (Sudetendeutsche Schutzvereinsarbeit und nationale Bewegung; Der erste nationale Schutzverein der Sudeten-deutschen; Sudetendeutsche Volkshilfe und nationale Bewegung) schon früher an anderen Stellen erschienen, erstmals veröffentlicht werden der vierte und fünfte Aufsatz (Volkstumschutz und Politik; Volkstumschutzverbände und Erforschung ihrer Geschichte).

**B u n d e s a r b e i t i m G a u P r a g**. Jahresbericht für 1936. 77 S. Preis 5 K<sup>o</sup>. Jahresbericht für 1937/38. 95 S. Preis 10 K<sup>o</sup>. Verlag: Bundesbezirk Prag des Bundes der Deutschen.

Der erste Bericht enthält unter andern Beiträgen die lesenswerte Untersuchung „Prags Bevölkerung in der Statistik“ von Ernst Winkler, der zweite Bericht bringt eine „Geschichte des Deutschen Hauses in Prag“ von Alfred v. Klement, die auch als Sonderdruck bei J. G. Calve erschienen ist, ferner einen Aufsatz „Der Bundesgau Prag in der Statistik“ von A. F. Rankberg.

**Kurt W e s s e l h**, Pangermanismus. Geschichte und Widerlegung eines Schlagwortes. Zeitgeschichte-Verlag Ernst Seidl, Auslieferung durch den NS-Gauberlag, Linz a. d. D. 120 S.

Dieses den geschichtlichen Irrtum der Tschechoslowakei aufklärende Werk hat unerwartet schnell seine Bestätigung durch den 1. Oktober 1938 gefunden. Gerade deswegen verdient es auch heute noch überall aufmerksame Beachtung.

**Heinrich von S r b i k**, Mitteleuropa. Das Problem und die Versuche seiner Lösung in der deutschen Geschichte. 2. Auflage. Verlag Hermann Böhlhaus Nachfolger, Weimar 1938. 42 S. Preis geh. 1 Mark 50.

Die Gedanken dieser weitblickenden Abhandlung sind so richtig und treffend, daß es genügt, die Sätze des nach der Eingliederung Österreichs geschriebenen Nachwortes anzuführen: „Es ist, als ob nun die Jahrhunderte deutscher Geschichte, in denen sich wechselnde Lebensformen des deutschen Volkes aneinanderreichten und in denen Mitteleuropa in sich wandelnder Gestalt ein Lebensproblem dieses Volkes und seiner Anrainer im Osten war, zu einem ersten großen Aktord der Vollendung gekommen wären. Mit dem Eintritt des deutschen Österreich in das Reich wird das erste Mitteleuropa, das Heilige Reich, weniggleich nicht in seiner räumlichen Ganzheit, so doch in seinem grundsätzlichen Wesen als die Vereinigung der Gesamtheit des geschlossen siedelnden deutschen Volks wieder zur Wirklichkeit.“ Diese Worte gelten jetzt um so mehr, seit auch das Sudetenland in das Mutterreich heimgeführt ist.

Johannes D ö r i n g, Sachsens Schicksal in der deutschen Geschichte. Mit 4 Karten im Text. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig 1938. 48 S. Preis geh. 95 Pfennig.

Wer Näheres über die Geschichte und Bedeutung Sachsens wissen will, greife zu dieser klaren Übersicht, bei der bloß die letzte Seite zu berichtigen ist. Denn heute ist Sachsen nicht mehr Grenzland gegen die Tschechoslowakei.

Paul N o h r b a c h, Abriß des Deutschtums im Ausland und in den Deutschen Kolonien. Verlag W. Kohlhammer, Abteilung Schaeffer, Leipzig 1938. 73 S. Preis kart. 1 Mark 80.

Nohrbach, der ausgezeichnete Kenner des Auslandsdeutschtums, hat mit diesem Abriß ein Hilfsbüchlein geliefert, in dem man sich leicht und schnell über die Geschichte und Lage des Deutschtums im Ausland, zu dem jetzt allerdings das Sudentendeutschtum nicht mehr gehört, unterrichten kann.

Johann von L e e r s, Europas Auswanderungsrückgang und seine Folgen. 9. Heft der Wirtschaftlich-Sozialen Weltfragen. Ferd. Enke Verlag Stuttgart, 1938. 79 S. Preis geh. 3 Mark.

Infolge des Geburtenrückganges in allen europäischen Ländern und aus anderen Gründen hat die Auswanderung nachgelassen, wenn man von der Abwanderung der Juden absieht, die auch in „demokratischen“ Staaten gefördert wird. So sind die Überseeeländer „Festungen ohne Nachschub“ weißer Bevölkerung geworden und es ist daher die Frage einer vernünftigen Verteilung der Welt besonders vom Standpunkt der raumarmen und kinderreichen Kulturvölker zu einer dringenden Notwendigkeit geworden. „Nistag und Wiege — diese beiden entscheiden über das Kommen und Gehen der Völker — es ist ein Gesetz der Erde, daß das Leben auch den Anspruch auf Raum erhebt. Die Völker mit den vielen Kindern in der Welt, die sich von der Ackerhülle nicht loslösen lassen und die Gottesgaben mit Achtung bis zum letzten Wert zu nutzen verstehen, erwerben schon dadurch einen Anspruch auf Lebensraum. Diesen Anspruch stellen wir Deutsche heute ...“

Robert B e c k, Schwebendes Volkstum im Gefinnungswandel. Eine sozial-psychologische Untersuchung. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1938. 76 S. Preis geh. 3 Mark 60.

In diesem 1. Heft der Schriftenreihe der Stadt der Auslandsdeutschen, herausgegeben in Verbindung mit dem Deutschen Ausland-Institut von Hans Joachim Behr, wird die besonders für Grenz- und Sprachinseldeutsche lebenswichtige Frage des Volkstumswechsels behandelt. Leider ist die Sprache sehr stark mit unnötigen Fremdwörtern durchsetzt, was dem einfachen Mann das Lesen der Schrift erschwert oder auch ganz unmöglich macht.

Josef S c h m i d t, Die Deutschböhmen im Banate. Ein Heimatbuch zur Jahrhundertwende. Verlag der Deutschen Buchhandlung, Timisoara-Temeswar I, Piata Bratiana, 1938. 230 S.

Der Verfasser war von 1912 bis 1923 Pfarrer in der deutschböhmischn Siedlung Wolfsberg (Sarana) und hat hier, wie auch in den drei anderen Siedlungen, Weidenthal (Brebul Nou), Alt-Sadova (Sadova-Beche) und Bindensfeld, engste Verbindung mit der Bevölkerung gehalten und den gesamten Stoff gesammelt, den er hier in den Abschnitten „Heimatgeschichte“, „Heimat-Natur“ und „Heimat-Volk“ vorführt. Damit hat er die veraltete Schrift von P. Graßl, Geschichte der deutschböhmischn Ansiedlungen im Banat (Beiträge zur deutschböhmischn Volkskunde, 5. Band, 2. Heft, Prag 1904), nicht bloß ergänzt, sondern ersetzt und weit überboten. Besonders wertvoll sind die genauen Namens- und Herkunftsverzeichnisse der ersten Ansiedler, die aus dem oberen Böhmerwald, aus der Gegend von Neuen stammten. Der mit vielen Abbildungen versehene volkstümliche Teil bringt auch neun Volkstänze.

Johannes K ü n z i g, Saderlach. Ein Alemannendorf im rumänischen Banat und seine Urheimat. Im Auftrag des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland, Landesverband Baden, herausgegeben. Mit 2 Farbtafeln, 48 Vollbildern, zahlreichen Abbildungen im Text, 2 Wignetafeln und einer Übersichtskarte. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe (Baden), 1937.

Dieses prächtig ausgestattete Buch, erschienen zu dem Fest der 200jährigen Ansiedlung alemannischer Bauern in Saderlach, hatte die besondere Aufgabe, das Zusammengehörigkeitsgefühl und Volksbewußtsein der deutschen Siedler zu stärken und die Beziehungen zum Mutterland herzustellen. Deshalb nimmt die Sippenkunde einen breiten Raum ein. Das Werk stellt eine Gemeinschaftsarbeit von Saderlacher und reichsdeutschen Mitarbeitern dar. Um die Saderlacher mit ihrer Urheimat bekannt zu machen, wurden auch Bilder und Schilderungen aus dem südlichen Schwarzwald aufgenommen. Die Siedler selbst werden dem Leser am meisten vertraut gemacht durch die von J. Künzig verfaßte „Kleine Saderlacher Volkskunde“ (S. 187—218).

Hubert Schrade, Baum und Wald in Bildern deutscher Maler. Nr. 203 der Kleinen Bücherei. Verlag A. Langen (C. Müller), München 1937. 32 S. und 50 Bilder. Preis geb. 80 Pfennig.

In Wort und Bild macht uns das schmale Bändchen mit der Entwicklung der deutschen Landschaftsmalerei bekannt, von der ältesten Darstellung, die sich in einer Münchener Handschrift der Carmina Burana (1. Drittel des 13. Jahrhunderts) befindet, angefangen bis zur „Praterlandschaft“ (1850), von Ferdinand Waldmüller. Naturgemäß ist die Zeit der Romantik am reichsten an Walddarstellungen.

Käthe H a r n i s c h, Deutsche Malerergählungen. Die Art des Sehens bei Heintze, Dieck, Hoffmann, Stifter und Keller. Band 179 der Neuen Deutschen Forschung (Band 13 der Abteilung: Neuere Deutsche Literaturgeschichte). Verlag Junfermann und Dünhaupt, Berlin 1938. 108 S. und 12 Bildtafeln. Preis geb. 5 Mark 20.

Uns Sudetendeutsche fesselt in der vorzüglichen Untersuchung vor allem das über A. Stifter Gesagte. Mit ihm begann ja erst die Zeit, „die ihre Augen wieder zum Sehen brauchte“. „Nur eine Zeit, die das Spiel des Lichts, die bewegte Form liebt, dabei aber zugleich ein fleißiges Auge hat und sich versenkt in die Betrachtung der kleinsten Dinge“, konnte die Schönheit eines spätgotischen Schnitzaltars entdecken, wie dies der Malerndichter Stifter mit seinem feinen Kunstgefühl beim Koflermarkter Altar tat. Stifter trug wie viele seiner Zeitgenossen zwei Ausdrucksmöglichkeiten in sich: „den Blick für das Detail, für die abgegrenzte Form — und den Blick für das farbige Zusammenhängen der Dinge im Raum. Seine Landschaft ist Wirklichkeitslandschaft im Gegensatz zu der Phantasielandschaft der Romantik. Es geht ihm um Tiefraum, um Farbigeit und Atmosphäre, nicht um den Umriss.“ Dabei legt er Wert auf die Farbe wie keiner vor ihm. „Der Regenbogen hat sieben Farben. Stifter kennt viel mehr. Er sieht Zwischenstufen, Schattierungen, helle und dunkle, matte und glänzende, stumpfe und leuchtende Töne. Man ahnt gar nicht, wieviel Worte für Farbbezeichnungen es gibt und wie viele Stifter findet. Die feinsten Unterschiede trifft er. Er setzt die Worte zusammen und schafft so eine reiche Farbenskala. Eindringlich und sinnlich wirken die ungenutzten Vorbildungen. Da gibt es Grünspangrün, Nankinggelb, Perlgrau. Besonders fein und überraschend sind die Farben in der „Mappe meines Urgroßvaters“, wo der alte Hausrat, die alten Gewänder aus ihrem langen Schlaf herausgeholt werden. Da gibt es goldglänzende und schillernde Stoffe, veilchenblaue sind darunter, aschgraue, schwefelgelbe, kaffeebraune.“

Karl Springenschmid, Tirol ist eins! 98 S. Preis geb. 2 Mark 20; Ulrich S a n d e r, Horn im Nebel. 95 S. Preis geb. 2 Mark 20;



Hanns K u p p, Korporalschaft Kempf. 122 S. Preis geb. 2 Mark 50.  
Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1938.

In gefällig gebundenen Leinenbänden gibt der rührige Verlag eine neue „Geschenkreihe“ heraus, von der diese ersten drei Stück vorliegen. Die Auswahl ist gut getroffen. Neben den eindrucksvollen Tiroler Erzählungen Springenschmids (mit Holzschnitten von E. Dombrowski), von denen einzelne in die Schullesebücher aufgenommen werden sollten, steht die im Norden Deutschlands am Meere spielende Novelle „Horn im Rebel“, deren Schluß allerdings wenig befriedigt, und das mit 8 Bildern von der Front geschmückte „Kriegsbuch um Nisne und Winterberg“, das von der Korporalschaft, die der alte Frontsoldat Kempf führt und zu der auch der Verfasser selbst gehört, erzählt und damit einen wahrheitsgetreuen Auschnitt aus der Geschichte des 31. bahr. Inf.-Reg. liefert.

Karl Franz L e p p a, Der letzte Frühling. 64 S. — Karl Theodor Weigel, Landschaft und Sinnbilder. 30 S. und 32 Bildtafeln. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1938. Preis je 90 Pfennig.

Die beiden Bändchen bilden Nr. 25 und 26 der Volksdeutschen Reihe, haben aber miteinander nichts zu tun. L e p p a bietet mit seiner feinsinnigen Erzählung ein durch und durch ausgeglichenes Kunstwerk, wie es nicht anders von einem Dichter zu erwarten ist, der bedachtjam schafft und nur Reifes veröffentlicht. Weigel macht in seinem Büchlein mit der Sinnbildforschung bekannt, die, soweit sie mehr auf Annahmen als auf bewiesenen Tatsachen beruht, von der ernststen Wissenschaft abgelehnt wird.

Karl Adolf M a y e r, Einker in Paris. Roman. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1938. 252 S. Preis in Leinen geb. 4 Mark 50.

Von K. A. Mayer (geb. 1889 in Mähr.-Rothwasser) liegt bereits ein in Frankreich spielender Roman „Das Jahr in Dijon“ vor, die Geschichte einer Liebe zwischen einer Französin und einem sudetendeutschen Studenten. Hier ist nun der Stoff abgewandelt, indem an Stelle des Studenten der 45 Jahre alte Professor der Kunstgeschichte an der Grazer Universität tritt, der in Paris mit einer 25 Jahre jüngeren Französin ein kurzes Liebesglück erlebt, aber in treuem Gedenken an seine vor Jahren im Kindbett gestorbene, unendlich geliebte Frau verzichtet. Wichtiger als das seelische Erleben der beiden Hauptpersonen des Romanes, dessen schöne Sprache Genuß bereitet, sind die Abschnitte, die über die Kunst und über Kunstwerke, über Fragen der Politik, Religion u. a. handeln.

J. C e r h a, Hinter den Mauern einer Kleinstadt. Verlag Adolf Drechsler, Troppau 1938. 112 S. Preis in Leinen geb. 24 K.

In diesen schlichten, dabei sehr offenerzigen Erinnerungen, deren Deutlich allerdings zu wünschen übrigläßt, berichtet die Verfasserin, wie sie sich aus ärmlichen und unerquicklichen Verhältnissen vom Diensthöten bis zur Postmeisterin emporarbeitete, wie sie Unglück in der Liebe und Ehe hatte und endlich auch ihren Dienst verlassen mußte. Die Kleinstadt selbst — es ist Wittau in Nordmähren — wird mit ihren vorwiegend tschechischen Bewohnern anschaulich und zum Teil humorvoll geschildert.

Eduard S v a r o v s k y, Führer durch das Böhmerwaldmuseum in Oberplan. Verlag des Vereines Böhmerwaldmuseum, Oberplan 1938. 45 S. Preis 3 K.

Gingehend werden die einzelnen Räume des Museums und die darin aufbewahrten Sammlungen beschrieben. Das Hauptgewicht ist auf den Adalbert Stifter-Gedenkraum gelegt. Den Wert des Führers erhöhen 8 Volkbilder (1. Gesamtansicht von Oberplan. 2. Hans Schreiber. 3. Hans Wajkl. 4.—6. A. Stifter. 7. Stifters Geburtshaus. 8. Das Stifter-Denkmal am Plöckenstein.)

Lev Starodubskij, Das Volkszählungswesen in der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken. Eine statistisch-methodologische Untersuchung. Verlag von Franz Deuticke, Wien 1938. 142 S. Preis gch. 3 Mark.

Die fleißige Arbeit, erschienen als Nr. 3 der Reihe C der Schriften des Instituts für Statistik in Wien, stützt sich auf die Volkszählung 1926, denn die vom 6. Januar 1937 wurde neun Monate später durch die Verjüngung des Rates der Volkskommissäre vom 27. September 1937 für nichtig erklärt (Hauptgrund des Mißlingens war, daß man mit einer statistischen Erhebung eine politische Volksabstimmung verband, indem man von der Bevölkerung die Frage, ob sie für oder gegen den Glauben an Gott sei, beantworten ließ). Für das Programm und die Aufarbeitung der Volkszählung aus dem Jahre 1926 war, wie hier nachgewiesen wird, die deutsche Volkszählung aus dem Jahre 1925 das Muster. Daher waren gute Ergebnisse zu verzeichnen, obwohl auch allerlei Mängel und Fehler vorliefen, die sich zum nicht geringsten Teil daraus erklären, daß in Sowjetrußland der Statistiker von den politischen Stellen abhängig ist.

Theodor Hopfner, Das Sexualleben der Griechen und Römer von den Anfängen bis ins 6. Jahrhundert nach Christus. Auf Grund der literarischen Quellen, der Inschriften, der Papyri und der Gegenstände der bildenden Kunst systematisch-quellenmäßig dargestellt. 1. Band, 1. Hälfte. In Kommission bei J. G. Calve, Prag 1938. 457 S. Preis 180 Kr.

Dieser Teil des umfangreichen Wertes, das eine Frucht zwölfjähriger Arbeit ist, enthält: Physiologie, Biologie und Pathologie der männlichen und weiblichen primären und sekundären Sexualmerkmale. Die Entmannung. Sexuelle Zwischenstufen und Zwitter. Die Geschlechtsverwandlung. — Obwohl es sich hauptsächlich um das Geschlechtsleben der städtischen Kreise handelt und vornehmlich die Schriften und Aufzeichnungen von Ärzten und Pevionen aus der sogenannten Intelligenzschicht als Quellen in Betracht kamen, erfährt man doch auch vieles über den Volksglauben und die Volksmedizin der Masse, deren Geschlechtsleben — namentlich auf dem Lande — sicherlich einfacher und natürlicher war als in der Stadt und in den oberen Kreisen mit ihrer Entartung. Volkstümlich sind wertvoll die Namen der Umgangssprache (S. 100, 154), der Zauberpruch „gegen das Aufsteigen der Gebärmutter“ (S. 146), der Impotenzzauber (S. 265) u. a. Im Märchen und in der Sage ist das Motiv der Geschlechtsverwandlung auch sonst zu finden (vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens III. 752 ff.).

---

Kunst und Handwerk (Reichenberg). — Von dieser empfehlenswerten Monatschrift sind ferner eingelaufen: das 2. Heft (mit den Beiträgen: Die Graphik auf der Sudetendeutschen Kunstausstellung 1937; Die Helbenkirche in Troppau; Unsere Friedhöfe müssen wieder Kulturstätten werden; Die Weihnachtskrippen im Reichenberger Heimatort; Unser Hausrat muß wieder Kulturmittel werden), das 3. Heft (Die Plastik auf der Sudetendeutschen Kunstausstellung 1937; Das Grabdenkmal des Grafen Leopold Schlick von Matthias Braun im Prager Weitsdom; Arbeiten der deutschen Staatsfachschule für Glasindustrie in Steinschönau; Plakatkunst) und das 4. Heft (Paul Gebauer in Zossen, der sudetendeutsche Malerbauer; Die Herz-Jesu-Kirche in Gablonz a. d. N., Wie sollen die Möbel in unseren Wohnungen sein; Der Teppich in Vergangenheit und Gegenwart).

Zeitschrift für Volkskunde (Berlin). — Mit dem 1. Heft des 47. Jahrganges (1938), Neue Folge, Band 9, zeichnen H. Harnjanz und G. Jpfen als Herausgeber und E. Röhr als Schriftleiter. In rascher Folge sind auch das 2. und 3. Heft des Jahrganges erschienen, aus dessen vielseitigem Inhalt folgende Beiträge besonders herausgehoben seien: H. Harnjanz, Polnische Volkskunde; G. Jpfen, Deutsche Altertumskunde (Jakob Grimm und sein Werk); E. Röhr, Das Schrifttum über den Atlas der deutschen Volkskunde bis zum Erscheinen der 1. Vie-

ferung; B. Edjer, Der Bienenstand in Mitteleuropa; M. Rumpf, Das wohlgeordnete alte bäuerliche Leben.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde (Basel). — Aus dem 4. Heft des 36. Bandes (1937/38): P. Geiger und R. Weiß, Erste Proben aus dem Atlas der schweizerischen Volkskunde (mit Karten).

Das deutsche Volkslied (Wien). — Aus dem Maiheft: R. Raubof, Josef Spandl, ein südmährischer Volksliedbammeler (mit 4 Liedern); R. M. Rier, Lieder aus Südmähren (6 Lieder, überliefert von Dr. L. Wieder); Ein „Linksdeutscher“ aus Südmähren; M. Mar, Dürnholz in Südmähren), Offenes Abend-singen und Pfingstkönigin-singen. — Aus dem Juniheft: R. Viebleitner, Liebesbrief (aus dem Museum in Lubitz). — Aus dem Septemberheft: R. M. Rier, Volkslieder aus dem Hörerkreis des Wiener Senders (darunter Lieder aus der Sprachinsel Deutsch-Brodok und aus Hennomitz bei Brünn).

Sudetendeutsche Monatshefte (Teplic-Schönau). — Aus Heft 8: E. Reichmann, Karl Penta, ein sudetendeutscher Völker- und Rassenforscher; A. Markus, Simon Echter, der große Kontrapunktist des Böhmervaldes; R. F. Leppa, der erste Träger des Sudetendeutschen Schrifttumspreises. — Aus Heft 9: Dr. R. Zimprich, Volkskunde im Aufbruch.

Der Ackermann aus Böhmen (Karlsbad). — Das 7. und 8. Heft bringen die Fortsetzungen der Abhandlung „Das bäuerliche Volkstum in Waldert Stiflers Erzählungen“ von Hans Helpenstell (vgl. dazu unsere Zeitschrift, 7. Jahrgang, S. 135 f.).

Sudetendeutsche Familienforschung (Auffig). — Aus dem 4. Heft des 10. Jahrganges (1937/38): S. Gottsmich, Waldert Stifter und die Familienkunde; F. J. Umlauf, Stammtafeln in den Sammelmappen unserer Zentralstelle (darunter die Stammtafel Kolbenhebers, die mit dem um 1500 in Rožmavě [Zips] geborenen Hans Kolbenheber beginnt, und die Stammtafel des Joachimsthalers Johann Mathesius, die mit Guthäus Matz [Mathes] 1420 beginnt).

Deutschmährische Heimat (Brünn). — Aus Heft 5/6: Kurt Baron Maydell, Die Siedlungsformen des Bezirkes Freudenthal; F. Götz, Das Obergebirgshaus. — Aus Heft 7/8: F. Kubiza, Burgengeographie Nordmährens und Sudetenschlesiens.

Unsere Muttersprache (Prag). — Aus Heft 4: J. Wehde, Die Riferikisprache; H. Stolz, Deutscher Sprachunterricht mit deutschen Bezeichnungen. — Aus Heft 5/6: H. Stolz, „Vor Christus“ und „vor Christi Geburt“; R. Baumann, Ein Versammlungsbericht; L. Zetzl, 33 Fremdwörter in einem Leitartikel; J. Wehde, Aufzeichen oder Beistrich? — Mit diesem Doppelheft hat die Zeitschrift ihr Erscheinen eingestellt.

### Zum Abschluß!

Über das weitere Erscheinen der Zeitschrift wird in der Presse Näheres mitgeteilt werden. Einstweilen sagt der Herausgeber allen Mitarbeitern und Beziehern herzlichsten Dank und hofft, daß sie auch weiterhin der volkskundlichen Forschung treu bleiben werden.

**Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII, Třilobová nám. 28.**  
Druck von Heinr. Merck Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.

Kontrollpostamt: Praha 25.

Erscheint sechsmal im Jahre: Februar, April, Juni, August, Oktober, Dezember.

10. Dezember 1938.







THIS BOOK DOES NOT  
CIRCULATE



3 0000 096 193 937

# PERIODICAL

1970  
MAY 1970  
MAY 1970





